ΑΝΘΟΤΣΑ

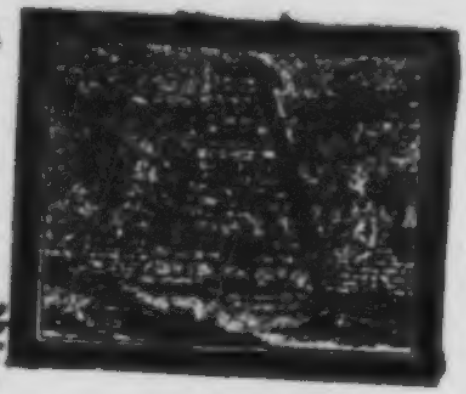
oder

Roms Alterthümer.

Ein

Buch für die Menschheit.

Die heiligen Gebräuche der Römer.



Von

Karl Philipp Moritz.

Mit achtzehn in Kupfer gestochenen Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und andern Denkmälern des Alterthums.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1791.

Zueignungsschrift

an

Se. Excellenz

Herrn

Friedrich Anton Freiherrn von Heinitz,

Würklichen Geheimen Etats- und Kriegsrath, Vice-Präsidenten, und dirigirenden Minister bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorio, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Drösch-kau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, desgleichen des Bergwerks- und Hütten-Departements, wie auch sämmtlicher Salz- und Münz- auch Porzellain-Manufaktur-Sachen, in allen Königlichen Provinzen; Kurator der Akademie der Künste.

Hochgebohrner Freiherr,

Hochgebietender Herr Staatsminister,

Gnädiger Herr,

Meine sonntäglichen Vorlesungen, welche **Ew. Freiherrl. Excellenz** vor einem Jahre mit Hochdero aufmunternden Gegenwart beehrten, enthielten schon den Stoff zu diesem Werke.

Der gnädige Beifall, womit Hochdieselben damals meine Bemühungen in diesem Fache zu bemerken geruhten, flößt mir die Zuversicht ein, gegenwärtigen Versuch einer anschaulichen Darstellung der heiligen Gebräuche der alten Römer, **Ew. Hochfreiherrl. Excellenz** ehrerbietigst zu widmen.

Mit dem sich selbst belohnenden Bestreben, nach meinen Kräften nützlich zu seyn, empfehle ich mich Ew. Hochfreiherrl. Excellenz gnädigem Wohlwollen, und bin ehrfurchtsvoll

Ew. Hochfreiherrl. Excellenz,

Berlin,
den 31. Merz 1791

unterthäniger Diener.
Moritz.

Vorbericht.

Ich habe es versucht, die heiligen Gebräuche der alten Römer, in so fern sie bloß eine Religion der Phantasie voraussetzten, und eigentlich nur eine Weihung des würklichen Lebens waren, durch eine Beschreibung ihrer Feste, anschaulich darzustellen.

Ob nun jene alten Gebräuche noch itzt die Menschheit interessiren können, beruht auf einer Vergleichung, die sich sehr natürlich und von selbst darbietet.

Inhalt.

Ueber den Werth des Studiums der Alterthümer. . . . . Seite 1

Die heiligen Gebräuche der Alten.

Einleitung . . . . . — 9

Opfer . . . . . — 10

Altäre . . . . . — 12

Tempel . . . . . — 13

Bildsäulen der Götter . . . . — 14

Haine der Götter . . . . . — 15

Von den Festen der Römer. . . . — 18

Von den Festen im Januar.

Das Janusfest . . . . . — 20

Die Karmentalien . . . . . — 23

Die Einweihung des Tempels der Konkordia . . . . . Seite 25
Die Sementinen . . . . . — 27

Von den Festen im Februar.

Das Fest der Juno Sospita und die Lukarien . . . . . — 29
Die Faunalien . . . . . — 30
Die Luperkalien . . . . . — 35
Die Quirinalien . . . . . — 41
Die Fornakalien . . . . . — 44
Die Todtenfeier . . . . . — 45
Die Charistien . . . . . — 48
Die Terminalien . . . . . — 50
Die Königsflucht . . . . . — 54
Die Equirien . . . . . — 56

Von den Festen im Merz . . . . — 57
Das Fest der Juno Lucina . . . — 58
Die Matronalien . . . . . — 58
Der Waffentanz der salischen Priester — 59
Das Vejovisfest . . . . . — 60
Das Fest der Anna Perenna . . — 61

Die Liberalien . . . . . Seite 63
Die Quinquatrien . . . . . — 66
Die Hilarien . . . . . — 69
Das Feſt der Luna . . . . . — 81

Von den Feſten im April . . . . — 84
Das Feſt der Venus Verticordia und Fortuna Virilis . . . . . — 85
Die Megaleſiſchen Spiele . . — 93
Die Cerealien . . . . . — 91
Die Forbicidien . . . . . — 101
Die Palilien . . . . . — 103
Die Vinalien . . . . . — 108
Die Robigalien . . . . . — 109
Die Floralien . . . . . — 111
Das Feſt der Palatiniſchen Veſta — 114

Von den Feſten im May.
Das Feſt der Laren . . . . . — 115
Das Feſt der guten Göttinn . — 118
Die Lemurien . . . . . — 120
Das Feſt des rächenden Mars . — 121
Der Griechen Tod . . . . . — 123

Das Merkursfeſt . . . . . Seite 123
Die Flucht des Opferkönigs . — 125
Das Feſt der Fortuna Publika . — 126

Von den Feſten im Junius.

Das Feſt der Juno Moneta . — 128
Das Feſt der Göttinn Carna . . — 129
Das Marsfeſt . . . . . — 131
Die Verſöhnung der Stürme . — 132
Das Feſt der Bellona . . . — 134
Das Feſt des Herkules . . . — 135
Das Feſt des Saukus . . . — 136
Das Fiſcherfeſt . . . . . — 137
Die Verehrung des Mars . . — 137
Die Veſtalien . . . . . — 138
Die Matronalien . . . . — 152
Das Feſt der Fortuna Virilis . — 155
Das Feſt der Konkordia . . . — 161
Das Feſt des unüberwindlichen Jupiter . . . . . — 162
Die kleinen Quinquatrien . . — 162
Die Reinigung des Tempels der Veſta — 165

Das Fest der Aventinischen Pallas. Seite 166
Das Summanusfest . . . . — 166
Das Fest Fortunä Fortis . . — 167
Das Fest des Jupiter Stator . — 168
Das Fest des Romulus . . . — 173
Das Fest des Herkules und der Musen . . . . . — 173

Von den Festen im Julius.

Die Apollinarischen Spiele . . — 175
Das Fest der Fortuna Muliebris. — 177
Die Kaprotinen . . . . . — 180
Das Geburtsfest des Julius Cäsar — 183
Das Fest des Kastor und Pollux — 184
Die Neptunalien . . . . . — 188

Von den Festen im August.

Das Fest der Hoffnung . . . — 189
Das Salusfest . . . . . — 190
Das Fest der Diana . . . — 191
Die Portumnalien . . . . — 193
Die Konsualien . . . . . — 194

Die zweiten Vinalien . . . Seite 197
Die Vulkanalien . . . . — 198
Die Eröfnung der unterirrdiſchen Welt . . . . . — 199
Die Opekonſiven . . . . — 203

Von den Feſten im September.

Die Einſchlagung des Nagels . — 205
Das Geburtsfeſt des Auguſtus . — 207
Die Mebitrinalien . . . . — 208

Von den Feſten im Oktober.

Die Auguſtalien . . . . — 209
Die Fontinalien . . . . — 210
Die Opferung des Pferdes . . — 212
Das Waffenfeſt . . . . — 214

Von den Feſten im November.

Die Götterſpeiſung . . . . — 216
Die Volksſpiele . . . . — 217

Von den Feſten im December.

Die ländlichen Faunalien . . — 218

Die Saturnalien . . . . . Seite 226
Die Opalien . . . . . — 252
Die Angeronalien . . . . . — 253
Die Kompitalien . . . . . — 254
Septimontium . . . . . — 256
Die Larentinalien . . . . . — 256

Von den Festen die zu keiner gewissen Zeit im Jahre gefeiert wurden.

Das Latiarische Bundesfest . . — 259
Die Ambarvalien . . . . . — 264
Die öffentlichen Ambarvalien . — 269
Die Amburbien . . . . . — 27
Der Aufzug mit dem Hunde und der Gans . . . . . — 272

Von den Festen, die nach Verlauf einer bestimmten Anzahl Jahre wiederhohlt wurden.

Das Lustrum . . . . . — 273
Die Sekularischen Spiele . . — 275

Von den Festen, welche man den Göttern außerordentlich feierte und gelobte.

Das neuntägige Opferfest . . . Seite 326

Das große Frühlingsopfer . . — 329

Von Opfern, Gebeten und Gelübden überhaupt . . . . . — 331

Vom Cirkus . . . . . — 391

Anhang. Römischer Kalender . . — 411

Erklä-

Erklärung der Kupfer.

Titelvignette: Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom, bei welcher der Begräbnißplatz für die Protestanten ist.

S. 35. a. Ein Opfer des Pans. Ein alter Hirt sitzt auf einem Hügel, und spielt auf der Leier; ein andrer hinter ihm spielt auf zwei Pfeifen. Unter einem Baume hat ein dritter zwischen den Beinen eine Ziege, deren Kopf er in die Höhe hält, und die er zu opfern im Begriff ist.

b. Ein Hirt steht vor einem kleinen Heiligthum oder Aedikula des Pans, und bläst auf zwei Flöten; unten ist ein Altar von Rasen errichtet, auf welchem ein Gefäß steht.

S. 57. a. Ein altes Werk, welches ein Opfer des Mars vorstellt. Man sieht im Tempel die Bildsäule des Kriegesgottes, dem ein Widder geopfert werden soll. Ein Alter führt das Opferthier und hat das Opfermesser in der Hand; diesem folgt ein Jüngling, der eine Schüssel über dem Haupte in der einen Hand emporträgt; ein Alter in langem Gewande beschließt den Zug.

b. Die Bildsäule der Minerva mit dem Schilde am linken Arme und dem Spieß in der rechten Hand, steht auf einem Postament, hinter welchem der dieser Göttinn geheiligte Oehlbaum hervorraat. Vor dem Postament steht ein kleiner Altar mit der lodernden Flamme, worauf eine Matrone Weihrauch streut. Auf der andern Seite gegenüber steht ein Pfeifer, der zu dem Opfer auf zwei Flöten bläst.

S. 84. a. Die Bildsäule der Flora steht auf einem Postament vor einem schönen Tempel, dessen Gebälke von Säulen und auf den Seiten von Koryatiden unterstützt wird; die Göttinn hält in der Rechten einen Blumenkranz. Von den Weibern, welche bei dem Dienst der Flora beschäftigt sind, tragen einige auf den Köpfen Blumenkörbe herzu, andre reichen sie in demüthiger Stellung der Göttinn dar, und die eine wirft sich bei dem dargebrachten Korbe auf ihr Antlitz nieder; in der Mitte der Opferuden sieht man ein paar nackte weibliche Figuren in tanzender Stellung.

b. Die Bildsäulen der Venus und des Kupido stehen auf einem vielseitigen Altare vor einem prächtigen Tempel. Männer und Frauen bringen Blumen und Früchte zum Opfer dar.

Die Abbildungen in diesen drei ersten Kupfertafeln sind alle nach antiken geschnittenen Steinen aus der Lippertschen Daktyliothek. Die fünf folgenden Kupfertafeln enthalten Abbildungen nach in Kupfer gestochenen Denkmälern, die sich in dem Werke des

Onuphrius Panuvinius von den Circenſiſchen Spielen befinden.

S. 196. a. Nach einer antiken Münze: Der Raub der Sabinerinnen. Die dreifache Pyramide, welche beim Wettrennen im Cirkus zum Ziele diente, deutet hier auf die erſten Spiele dieſer Art, welche Romulus anſtellte, um die benachbarten Völker als Zuſchauer herbeizulocken, und den Raub der Jungfrauen zu vollführen.

b. Ebenfalls nach einer antiken Münze: Ein Opfer im Cirkus. Der Pontifex mit der Opferſchaale und dem Oehlzweige in der Hand. Ein kleiner Knabe, welcher dem Prieſter beim Opfer zur Hand iſt, und hinter ihm der Opferſchlächter mit dem Opferbeile.

S. 264. Die Suovetaurilien, oder das Opfer vom Stiere, Schafe und Schweine, welche man geſchmückt um die Grenzen führte, damit die Götter die Felder ſegnen möchten. Voran ſind zwei Prieſter, welche durch Beſprengung das Volk entſündigen.

S. 350. a. Die Bildſäulen des Jupiter, der Juno und Minerva auf einem erhabenen Poſtamente. Unten der Opferaltar mit der lodernden Flamme, in welche der mit Lorbeern umkränzte Feldherr die Opferſchaale ausgießt, während daß der Kamillus oder Opferknabe mit dem eröfneten Weihrauchkäſtchen ihm gegenüber ſteht. Dicht am Altare hält der Opferſchlächter mit dem Opferthiere; neben dem Opfernden ſteht ein Pfeifer, der auf zwei Flöten ſpielt.

b. Das geſchlachtete Opferthier liegt auf dem Opfertiſche, und die Haruſpicen unterſuchen das Eingeweide.

S. 391. Der Cirkus Maximus nach einer aus alten Denkmälern zuſammengeſetzten Abbildung deſſelben im Onuphrius Panuvinius.

S. 401. Ein Basrelief an einem antiken Marmorſarge, welches den Cirkus darſtellet, in welchem Genien einen Wettlauf halten.

S. 403. Ein Tubicen mit der langen, ein Tibicen mit der doppelten Flöte. Ein Zitherſchläger u. ſ. w.

S. 404. Ein Augur. Ein Pontifex. Ein Flamen. Einer von den Funfzehnmännern, welche die Aufſicht über die Sibylliniſchen Bücher hatten. Eine Veſtaliſche Jungfrau. Ein Opferſchlächter.

Die

Die Sitten und Gebräuche eines nicht mehr vorhandnen Volks verdienen nur in so fern der itztlebenden Welt vors Auge gestellt zu werden, als dies Volk selbst der nähern Betrachtung werth ist.

Denn es muß der Menschheit vorzüglich daran liegen, das Edelste, was in ihr entstanden ist, so lebhaft wie möglich vor ihr Gedächtniß zurückzurufen, und es vor ihre Einbildungskraft zu stellen, um das, wozu sie durch den Gebrauch ihrer Kräfte fähig ist, wieder fühlen zu lernen.

In so fern also die Griechen und Römer durch dasjenige, was sie gethan und hervorgebracht haben, die Ehre und der Stolz der Menschheit sind, müssen wir sie nothwendig erst als große und edle Menschen haben kennen lernen, ehe wir uns, als für Griechen und Römer, wegen ihres Eigenthümlichen, für sie interessiren können.

Denn die Aeußerungen der thätigen Kraft bei einem Volke, welche die Geschichte uns aufbe-

wahrt, sind nebst den noch vorhandnen Werken, die es hervorgebracht, das Eigenthum der Menschheit geworden, und erhalten sich von einer Generation zur andern, durch die Reize der Einbildungskraft aufgefrischt, in ewiger Jugend.

Das individuelle Daseyn eines Volks hingegen, oder seine Sitten und Gebräuche, das vollständige Detail seines Lebens, ist in den Nebel des Alterthums zurückgewichen, und hat sich gänzlich unserm Blick entzogen; so daß wir es uns nur noch aus Bruchstücken, welche uns die Geschichte und auf die Nachwelt gekommene Werke liefern, zusammengesetzt, vors Auge stellen, und unsre Phantasie damit unterhalten können – indem wir ein Volk dessen aufgezeichnete Thaten wir noch itzt bewundern, und dessen nachgelassene Werke der Kunst wir noch itzt mit Ehrfurcht anblicken, aufs neue in seinen Häusern, und auf seinen Straßen und öffentlichen Versammlungsplätzen, vor uns leben und handeln sehen.

Die Geschichte eines Volks, mit dieser Darstellung zusammengenommen, kann sich, bei dem Interesse der Wahrheit, bis zu dem Reiz der Dichtkunst emporheben. —

Unsre lebhafte Theilnahme an der Lebensweise und an den Schicksalen eines nicht mehr vorhand-

nen Volks, läßt uns ein geheimes Band ahnden, wodurch die Nachwelt mit der Vorwelt, gleichwie die lebende Menschheit untereinander, verknüpft ist; durch welches die Einzelnheit allmälig in die Gattung hinübergezogen wird, und das Vergehen und Werden der Geschlechter unmerklich ineinander sich verliert. –

Das Vergangne ist nicht vergangen, so lange es in jedes kommende Geschlecht sich noch mit unauslöschbaren Spuren drückt — und das Alte ist nicht alt geworden, so lange es noch in jeder neu aufkeimenden Einbildungskraft sich wieder verjüngen muß.

Rufen wir nun vor unsre Einbildungskraft ein Volk wieder ins Leben hervor, das einmal alles war, was der Mensch durch vereinigte Kräfte seyn kann, so blicken wir dadurch in einen Spiegel, der unser eignes Bild weit vollständiger und wahrer, als unsre Zeitgenossenschaft, uns entgegenwirft.

Denn wir lernen doch unser eignes edelstes Wesen in den höchsten Aeußerungen seiner Kraft kennen, wozu es einst fähig war – und leben auf die Weise wenigstens in Gedanken das große Leben der Vorwelt noch einmal, wenn es durch Thaten nicht mehr geschehen kann.

Nun kennt aber die Menschheit keine glänzendern Zeitpunkte ihrer Entwickelung, als die unter den Griechen und Römern. An diesen Zeitpunkten halten sich noch itzt die Begriffe von jeder höhern Menschenbildung fest.

Man beruft sich darauf, es mag nun von den schönen Künsten, von der Philosophie des Lebens, oder von den Rechten der Menschheit die Rede seyn; und man gewinnt sicher weit mehr an Bildung durch Anschließung an die schönsten Zeitpunkte, welche schon einmal da gewesen sind, als durch eine gesuchte Originalität und einen Beschränkten und ausschließenden Patriotismus, der alles aus sich selbst hervorbringen will.

Jene schöne Laufbahn, welche die Alten zurücklegten, läßt sich nicht noch einmal von vorn anfangen, weil sich die günstigen Umstände, die dazu erforderlich waren, schwerlich so wieder zusammenfinden. — Wir können von jener Zeit noch immer Blumen pflücken; aber ein neuer Stamm scheint nicht mehr emporzukommen.

Denn bei den gebildeten Nationen sind die menschlichen Dinge zu verwickelt geworden, und hemmen sich einander zu sehr, als daß etwas zur gehörigen Reife kommen könnte, welches Dauer und Schonung zu seinem Wachsthum bedarf. Bei

den ungebildeten Nationen aber fehlt die Macht zu einer originellen Entwickelung gänzlich.

Schon die Simplicität in dem öffentlichen und Privatleben der Alten, bietet demjenigen, welcher es darstellt, lauter große Massen dar, worauf man mit Vergnügen verweilt, da hingegen alles zu sehr verwickelte und ins kleine gehende, sehr bald den Geist ermüdet, und durch seine Darstellung kein Vergnügen erweckt.

Auch erhält selbst das Neue einen gewissen Reiz dadurch, wenn es mit dem Alten zusammengedacht, und daran geknüpft wird. — Unsre junge Einbildungskraft wird zuerst mit den Vorstellungen von Rom und Griechenland genährt, und wenn man diese Geschichten aus dem Unterricht der Jugend verbannen wollte, so würde man nichts Gleichwichtiges und Großes an deren Stelle setzen können.

Die Ideen von Rom, Athen, und Sparta; von der Macht und Würde eines römischen Konsuls; von Cicero und Demosthenes; von Sokrates und Plato; sind einzig in ihrer Art, und lassen sich nicht mehr wegtilgen noch durch andre ersetzen.

Die Nahmen aus dem Alterthum sind zu allgemeinen Begriffen, oder zu einer Art von höhern

Sprache geworden. Man sagt: ein Demosthenes, ein Kato, ein Diogenes; und jedermann versteht diese Symbole, und denkt sich die Begriffe hinzu.

Die Feste, die Spiele der Alten hatten alle Bezug auf den wirklichen Genuß des Lebens, und dieser Genuß selbst war ihnen heilig und geweiht, so daß eine Darstellung von dem Leben der Alten, uns noch itzt ein reizendes Schauspiel darbieten kann, weil es durch ein eignes Gepräge von Einfachheit und Größe durchgängig bezeichnet wird.

Suchen wir nun von dem schönen Alterthum ein getreues Bild in uns zu entwerfen, so ist dies ein nicht zu raubender Schatz, an den wir uns oft in stillen Stunden ergötzen, indem unser Geist sich unmerklich den Begriffen des höchsten Schönen nähert, in welchem unser eignes Entstehen und Vergehen sich gründet.

Auf die Weise muß das Gebildete in dem Geiste des Menschen, dessen Tage dahin eilen, wieder abgebildet sich verjüngen, und wir müssen in der Flucht der Zeit von den Bildern, die vorüberrauschen, gleichsam nur die Umrisse stehlen.

Denn es scheint nun einmal die Hauptabsicht der Natur zu seyn, sich soviel wie möglich in sich selbst zu spiegeln, und durch die betrachtenden We-

ſen ſich noch einmal verſchönert in ſich ſelber wieder darzuſtellen.

Woher käme ſonſt das unabläſſige Streben des menſchlichen Geiſtes, alles, auch noch ſo Entfernte, in den Kreis ſeines Wiſſens zu ziehen, wenn nicht dies Wiſſen und in ſich Darſtellen, an ſich ſelber ſchon den höchſten Reiz hätte, der alle andern Beweggründe überwieget.

Um nun aber den Geiſt nicht zu übertäuben, iſt es demohngeachtet nöthig, immer ſo viel wie möglich, das Wiſſenswürdigſte herauszuheben, und ihm ſeinen gehörigen Rang anzuweiſen. Denn die Sammlung des Alten, und das Vergnügen am Alten, bloß deswegen, weil es alt iſt, bleibt doch immer nur ein Spielwerk, das kaum den Anfang vom ernſten Nachdenken in ſich enthält.

Denn allenthalben, wo der Geiſt des Menſchen in den Scenen der Vorwelt ſich ſelber wieder findet, da müſſen die ungeheuerſten Zwiſchenräume von Zeit verſchwinden, und er findet das, was ihm zuerſt entfernt ſchien, nahe mit ſich verwandt.

Auf die Weiſe mit den Schatten der Vorwelt ſich unterreden; ihre Gedanken, ihre Worte, und ihr Leben wieder vor unſer Gedächtniß zurückzurufen; muß uns ein ehrwürdiges Geſchäft ſeyn, dem

wir von den Zerſtreuungen des Lebens nicht ohne Nutzen eine wohlgewählte Stunde widmen.

Da ſich nun aber die Ideen von dem Vergangenen gern an dem noch wirklich Beſtehenden feſthalten, und am liebſten davon ausgehen; ſo ſind Roms Alterthümer dasjenige, woran ſo manches Große und Schöne der Vorzeit ſich am leichteſten knüpfen läßt; weil hier ſo viele Denkmäler des Alterthums noch wirklich vorhanden ſind, und ſelbſt die übriggebliebenen Werke der griechiſchen Kunſt ſich hieher gerettet, und gleichſam eine Freiſtadt gefunden haben, wodurch Rom zuletzt der Mittelpunkt des Schönen geworden, und bis auf unſere Zeiten verblieben iſt.

Die heiligen Gebräuche der Alten.

Einleitung.

Um nun die Sitten und Lebensart der Alten näher zu betrachten, machen wir den Anfang mit dem, was ihnen selbst am ehrwürdigsten und heiligsten war, mit ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, welche in ihr ganzes öffentliches und häusliches Leben so verwebt waren, daß man sich jenes ohne diese weder deutlich noch lebhaft vorstellen kann.

Denn das ganze Leben der Alten drängte sich mehr in sich selbst zurück; auch der Genuß des Lebens war ihnen heilig, ihre Hausgötter waren Zeugen von ihren frohesten Stunden; und nichts war bei ihnen unheilig, was die Natur gebeut.

Ihre bestimmten Feste hielten größtentheils mit den abwechselnden Jahrszeiten gleichen Schritt; die Opfer, welche sie darbrachten, hatten Beziehung auf die Gaben, die sie aus der Hand der

Natur erhielten; und selbst durch die von der Einbildungskraft geschaffenen Wesen, welche sie verehrten, wurden ihre Begriffe immer wieder auf das wirkliche Leben zurückgeführt.

Betrachten wir nun die heiligen Gebräuche der Alten, nicht sowohl wie eine eigentliche Religion, nach unsern Begriffen, als vielmehr wie eine bloße Weihung des wirklichen Lebens in allen seinen mannigfaltigen Zweigen, und wie eine Art von erhöhten irrdischem Lebensgenuß; so werden wir uns nicht enthalten können, diese Dinge, ob sie gleich nach unsern Begriffen nicht mehr anwendbar sind, dennoch in der Betrachtung oft schön zu finden.

Die Opfer,

welche man schon in den ältesten Zeiten den Göttern darbrachte, waren gleichsam eine kindliche Anerkennung ihrer Wohlthaten. — Man ließ die Wesen, denen man Dank schuldig zu seyn glaubte, auch an seinen frohen Mahlzeiten Theil nehmen. — Man goß ihnen Oel und Wein aus, und brachte ihnen die Erstlinge von den Früchten des Feldes dar.

Ein Opfer das man den Göttern zu Ehren veranstaltete, veranlaßte zugleich ein öffentliches oder

häusliches Freudenfest. Man versammlete sich zu dem Opfermahle, wo selbst der Genuß von Speise und Trank geheiligt, und mit zu der gottesdienstlichen Feier gerechnet war.

Das bloße Schlachten der Thiere wurde durch ihre Bestimmung zum Opfer gleichsam veredelt. — Es war nicht allein das Blut der Thiere, welches den Göttern zu Ehren vergossen wurde; sondern es war gleichsam die ganze Art, welche in dem Schönsten und Ausgesuchtesten, was sie besaß, den Göttern sich wiedergab.

Denn so wie einer jeden besondern Gottheit, irgend ein Baum, oder eine Pflanze vorzüglich heilig und werth war, so waren auch die Thiere nach ihren verschiedenen Arten und Geschlechtern, jedes irgend einer Gottheit vorzüglich geweihet.

Es war die sanfte Taube, die auf dem Altar der Venus blutete — der muthige Stier, der bei dem Altare des Jupiter geduldig seinen Nacken dem Opferbeile darbot — das zarte Lamm, daß in der schönen, ganz im Geiste der Alten gedichteten Lessingschen Fabel, den Hirten bittet, er möge es selbst der Juno opfern, weil es weder Wolle noch Milch habe, die es zur Gabe bringen könne. Schon wallte der Opferrauch empor, so endigt diese schöne Dichtung, und diesmal hätte Juno

zum erstenmal geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Zuweilen mußte das Opfer auch gleichsam den Frevel seiner Gattung büßen. Man schlachtete der Ceres ein Schwein, weil es die Saaten verwüstet, und dem Bachus einen Bock, weil er dem heiligen Weinstock schadet.

Durch dies alles kam eine reizende Mannigfaltigkeit in die religiösen Gebräuche — man suchte das Unsichtbare mit dem Sichtbaren auf alle Weise wieder zu verknüpfen — und alles bekam einen nähern Bezug auf die den Menschen wirklich umgebende Natur.

Die Altäre,

die man den Göttern weihte, schmückte man daher auch jedesmal ehe man opferte, mit Zweigen von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, vorzüglich heilig war. Wodurch man viele reizende Ideen aus der wirklichen Welt auf einmal vor die Einbildungskraft brachte.

So schmückte man den Altar des Apollo mit Lorbeerzweigen, welche den Helden und den Dichter krönen; mit Myrthen den Altar der Venus, und den Altar der Minerva mit Zweigen von dem

Oehlbaum, deſſen Pflegung und Wartung ſie die Menſchen lehrte.

Nicht allein in Tempeln, ſondern allenthalben, auch unter freiem Himmel, auf dem Felde fand man den Göttern geweihte Altäre. Freundſchafts-bündniſſe, Ausſöhnungen, und Heirathen wurden bei dieſen Altären geſchloſſen, und verſiegelt, indem man bei den feierlichen Verſprechen das man that, mit der Hand den Altar berührte, und die Gottheit der er geweiht war, zum Zeugen rief. So mußten obrigkeitliche Perſonen ihren Eyd ablegen, indem ſie den Altar der Themis berührten.

Das Wahre wurde auf die Weiſe mit dem Sinnbildlichen ſtets verknüpft, und man kann daher ſagen, daß die Religion der Alten, im eigentlichen Sinne, eine Religion der Einbildungskraft war.

Die Tempel

der Götter waren zum Theil ſchon durch den Ort bezeichnend, wo ſie ſtanden. Die Schutzgötter der Städte hatten gewöhnlich auf den höchſten Anhöhen, wo man die Stadt überſehen konnte, ihre Tempel; Apoll und Bachus bei den Schauplätzen; Herkules bei der Rennbahn, und bei den Kampfplätzen wo die Körperkraft ſich zeigte; die Tempel des Vulkans und der Bellona mußten eigentlich vor

der Stadt gebauet seyn, in so fern man es für Unglück bedeutend hielt, Krieg und Feuersbrunst innerhalb der Mauern durch diese Tempel zu bezeichnen.

Diese Tempel, welche allenthalben die Blicke auf sich zogen, luden zu feierlichen Spielen und Wettkämpfen, zu Siegen und Triumphen, zur Vertheidigung des Vaterlandes, und zugleich zum frohen Genuß des Lebens ein. Sie ragten mitten aus den öffentlichen Lebensscenen empor, die dadurch geweiht, und an die religösen Gebräuche angeschlossen wurden.

Die Bildsäulen der Götter

waren in dem schönen Alterthum dasjenige, was wegen des Ausdrucks von Hoheit und Würde in der veredelten Menschenbildung am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich heften mußte: weil in den Götteridealen die erhöhte Jugendstärke, Körperkraft, und Schönheit im Grunde sich selber wiederfand, und die Menschheit eigentlich nur das Gepräge ihrer eignen Bildung in den Göttergestalten ehrte.

Wo diese Bildsäulen standen, in Häusern, in Tempeln, auf dem Felde, oder am Wege, da waren sie bezeichnend und bedeutend, indem sie durch ihren Anblick an irgend eine Wohlthat der Natur,

an irgend einen Genuß des Lebens, oder an irgend einen der Vorzüge des Menſchen erinnerten; und auf die Weiſe zu ausdruckvollen Symbolen wurden, woran eine Anzahl ſchöner Nebenideen ſich reihen konnten, die alle auf das wirkliche Leben und den Genuß deſſelben einen unmittelbaren Bezug hatten. Ein vorzüglicher Gegenſtand der Verehrung bei den Alten waren noch

Die Haine der Götter

in welche kein Sonnenſtrahl dringen konnte. Dies waren die Tempel welche der Natur gleichſam am nächſten lagen. An den Bäumen waren Hirſchgeweihe, Löwenhäute, und Bogen und Pfeile der Diana zu Ehren aufgehängt; und an feſtlichen Tagen ſchmückte man die Haine mit Blumenkränzen aus.

Es wurde für einen Kirchenraub gehalten, wenn jemand irgend einen Baum in einem heiligen Haine zu beſchädigen wagte; ſo daß ſogar Gebete und Opfer vorher angeſtellt wurden, wenn die Aeſte nothwendig mußten behauen werden.

Dieſe in die heiligen Gebräuche verwebte Ehrfurcht gegen das Lebloſe, hat an ſich ſelber ſchon etwas Schönes und Anziehendes; es iſt, als ob das Band zwiſchen dem Menſchen und der ihn umge-

henden Natur dadurch gleichsam enger geschlungen würde.

Wir können diese Einleitung in die heiligen Gebräuche der Alten gewiß nicht besser schließen, als mit ein paar Stellen aus den Briefen des sanften, menschenfreundlichen und zugleich helldenkenden jüngern Plinius, worin er seine Gesinnungen in Ansehung dieser Gegenstände äußert.

Er beschreibt nehmlich seinem Freunde die Gegend wo in Italien der Fluß Klitumnus entspringt, und macht ihn zugleich auf einen alten Tempel aufmerksam, welcher hier dem Flußgott geweiht ist.

Ein sanfter Hügel, sagt er, mit Cypressen bepflanzt, erhebt sich; unter diesen entspringt ein Quell, so klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde zählen könnte. Dieser wird bald zu einem breiten Flusse, dessen Ufer von Pappeln beschattet sind. Bei der Quelle steht ein Tempel, und in demselben die Bildsäule des Flußgottes Klitumnus.

Umher sind mehrere offene Tempelchen, und in jedem ein kleiner Flußgott, weil hier noch mehrere kleine Quellen entspringen, die sich alle zu einem Fluße vereinigen. Der Klitumnus aber ist gleichsam der Vater der übrigen. Die Brücke über den Fluß macht die Grenze des Heiligen und Profanen.

sahen. An den Säulen stehen häufige Inschriften, von denen, welche diesen Quell besucht haben, und wodurch sowohl dem Quell als den Göttern gehuldigt wird. Du kannst, sagt er, in diesen Inschriften ordentlich studiren; manches wirst Du loben, über einiges wirst du lachen, oder vielmehr auch nach Deinem theilnehmenden menschenfreundlichen Gefühl hier gar nichts lächerlich finden.

Und gewiß werden wir auch nichts Lächerliches hierin finden, wenn wir erwägen, daß ein klarer Fluß der in Italien so etwas Seltenes ist, und eben daher einen desto reizendern Anblick gewährt, den Sterblichen wohl eine Art von unmittelbarem Dankgefühl gegen die wohlthätige Natur einflößen konnte; das sie nun am liebsten auf der Stelle an den Tag legten, wo ihnen die Wohlthat selbst entsprang.

Eben so sanft und menschenfreundlich wie die obigen Worte des Plinius sind auch die folgenden, womit er in seinem Briefe den Maximus anredet, der als Stadthalter nach Griechenland ging: Verehre die Götter der Griechen, und die Nahmen ihrer Götter; verehre ihre Alterthümer, ihre großen Thaten, und auch ihre Fabeln; erwäge, daß es Athen sey, wohin du gehst, daß es Lacedämon sey, das Du regierest.

Von den Festen der Römer.

Um uns mit desto mehr Theilnehmung in die Scenen der Vorwelt wieder zu versetzen, frischen wir zuerst die festlichen Tage der Alten in unserm Andenken wieder auf, und suchen den schönen Kreislauf eines Jahres, in unsrer Vorstellung, noch einmal mit ihnen zu durchleben.

Wir machen mit den Festen der Römer den Anfang, in so fern wir Rom für das schöne Alterthum, dessen kostbarste Ueberreste es enthält, für jetzt einmal zu unserm Hauptgesichtspunkte gewählt haben.

Was die einzelnen heiligen Gebräuche anbetrift, so wird die Darstellung derselben bei der Beschreibung der Feste, wohin sie gehören, am natürlichsten ihren Platz finden.

Um aber an Festen, deren Feier schon so lange verhallt ist, noch Theil zu nehmen, ist es nöthig, sie in ihrer immerwährenden Beziehung auf das

wirkliche Leben, und als eigentliche Weihungen des wirklichen Lebens und Momente eines erhöhten Lebensgenusses, zu betrachten.

Denken wir uns nun die Religion der Alten, als eine bloße Religion der Einbildungskraft, so werden wir in ihren Verkörperungen und Bildungen nichts Anstößiges finden; sondern, selbst bei den Ausschweifungen der Phantasie, noch immer den Trieb bemerken, das Erhabene, das Schöne und Große, es sey unter welcher Gestalt es wolle, zu verehren.

Was nun die Feste der Römer insbesondere anbetrift, so kann man sie in solche eintheilen, die gleichsam mit dem Wechsel der Jahrszeiten gleichen Schritt hielten, wodurch gewisse Wohlthaten der Natur, oder gewisse heilige Verhältnisse, die allen Völkern gemein sind, gefeiert wurden; und in solche, welche das römische Volk vorzüglich selbst angingen, worin es seine eigne Entstehung, und seine Schicksale jährlich gleichsam wieder las, und sie in seinem Gedächtnisse wieder auffrischte. Wir lassen aber die Beschreibung der Feste nach der Ordnung der Tage und Monathe aufeinander folgen, um mit diesem uns aufbewahrten Kalender in der Hand die merkwürdigsten Scenen der Vorzeit zu durchwandern.

Von den Festen im Januar.

Am 1sten Januar.

Das Janusfest.

Janus, mit dem doppelten Antlitz, von welchem der erste Monath im Jahre noch itzt seinen Nahmen führt, war das Bild des Anfanges — er bezeichnete durch das rückwärtsgekehrte Antlitz die Erinnerung an das Vergangene, und durch das vorwärtsgekehrte den Blick in die Zukunft — es läßt sich kein bedeutenders Symbol von Vergangenheit und Zukunft denken.

Er wurde in allen Gebeten zuerst angerufen, denn er war gleichsam die Thüre, wodurch die Bitten zu den Göttern ihren Eingang fanden. — Der erste Monath im Jahre war ihm heilig, und man brachte ihm am ersten Tage des Jahres unblutige Opfer dar: einen Kuchen mit Honig und Milch bereitet, und geröstet Korn mit Salz bestreuet; die ältesten und einfachsten Opfer, welche den Göttern von den Menschen dargebracht wurden.

Denn man dachte sich den Janus, als einen König, der zu den Zeiten des goldenen Weltalters, gemeinschaftlich mit dem Saturnus in Italien auf

einem Hügel herrschte, der noch itzt von ihm der Janikulus heißt.

Man versetzte sich also beim Anfange eines jeden Jahrs gleichsam in jene Unschuldswelt zurück, wo noch allgemeine Freiheit und Gleichheit, und wechselseitige Treue unter den Menschen herrschten.

Man theilte sich daher einander Geschenke aus, die mehr den guten Willen des Gebers, als seinen Reichthum bezeichnen sollten, als Datteln, getrocknete Feigen, ein Gefäß mit Honig, alte Münzen aus den Zeiten der Könige; denn auch dergleichen Geschenke sollten an ein unschuldiges Zeitalter, und an einfachere Sitten zurückerinnern.

Diese Gewohnheit erhielt sich lange; selbst die Kaiser nahmen und gaben noch dergleichen Geschenke; wodurch immer von einer Generation zur andern, noch ein Schatten von jener geselligen Vertraulichkeit unter den Menschen, die man sich in die ältesten Zeiten hindachte, übrig blieb.

Der Dichter Martial übersandte einen Zweig mit vergoldeten Datteln zum Neujahrsgeschenk, und schrieb dabei:

„Einen Zweig mit vergoldeten Früchten schenkt „auch der Arme am Feste des Janus."

Uebrigens war es auch schon damals Gebrauch, sich am Neujahrstage Glück zu wünschen, und sich

einander allerlei Gutes von den Göttern zu erflehen.

Was nun aber der Feier des ersten Tages im Jahre einen vorzüglichen Werth gab, war dieses, daß man das Fest nicht sowohl wie ein Fest der Ruhe, als vielmehr wie ein Fest der Thätigkeit betrachtete.

Denn die Arbeit oder das Anfangen der Geschäfte war an diesem Tage gleichsam geweiht, und gehörte selbst mit zu der Feier des Tages, der Fleiß war geheiligt, und wurde glückvorbedeutend für das ganze Jahr.

In dieser Rücksicht machte die Feier des Jahresanfangs eine Ausnahme von allen übrigen Festen. Es durfte sogar Gericht gehalten werden, wobei aber dennoch heftige Streitigkeiten vermieden, und mit den leichtern Sachen der Anfang gemacht werden mußte.

Die beiden Konsuls, welche schon in dem verflossenen Jahre in der Versammlung des Volks gewählt waren, traten an diesem Tage erst ihr Amt an, indem sie dem Jupiter auf dem Kapitol einen weißen Stier opferten. Der Anfang der Verwaltung der Republik durch ihre auf ein Jahr gewählten beiden höchsten Oberhäupter, wurden also auch bis zu diesem Tage aufgespart; das wichtigste

Staatsgeschäft sollte auch heilig und glückbedeutend für die Zukunft seyn.

Am 11ten Januar.

Die Karmentalien.

Diese waren ein Nationalfest der Römer, oder ein solches, welches eigentlich das römische Volk anging: Denn die Karmentalien wurden der Karmenta zu Ehren gefeiert, welche eine arkadische Nymphe und die Mutter des Evander war, der aus Griechenland nach Italien kam, und vierhundert Jahre vor Roms Erbauung zuerst den palatinischen Berg bewohnte, auf dem er mit seinen Unterthanen eine Art von Hirtenleben führte, der nachher der Sitz von der Pracht der römischen Kaiser wurde, und jetzt nach diesem ungeheuren Zeitraume, fast wieder wie zu Evanders Zeiten, öde und zum Theil mit wildem Gesträuch bewachsen ist, aus welchem Ruinen, Klöster und ländliche Wohnungen emporragen.

Was Wunder, daß den Römern, deren Ahnherr seine Stadt zuerst auf diesem Hügel gründete, das Andenken an die ältesten Bewohner desselben heilig war. Daß sie in der Geschichte der dunkeln Vorzeit, welche sie selbst betraf, gern etwas Göt-

liches fanden, und der weissagenden Nymphe Opfer brachten, welche schon dem Herkules, da er auf seinen thatenvollen Zügen auch in diese Gegend kam, seine künftige Gottheit, als den Lohn seiner Arbeit, und seine Verehrung, auf diesem Fleck, wo ein mächtiges Reich entstehen würde, prophezeiet hatte.

Dieß Fest gab also den Römern eine immer wiederhohlte Rückerinnerung, an jene Zeiten, wo das, was nun alles wirklich geworden war, noch in dunkeln Prophezeihungen eingehüllt lag. — Und diese Vorstellungen waren es eben, welche den Reiz des Wirklichen erhöhten, und dem römischen Volke seine eigne Geschichte so werth machten, das sich nichts lieber, als seine Entstehung im Verhältnisse mit seiner immer zunehmenden Größe, dachte.

Um nun das Andenken jener ältesten Zeiten desto vorzüglicher zu ehren, war nach dem Nahmen der Karmenta ein Thor der Stadt benannt, und bei diesem Thore war ihr ein Altar errichtet; sie hatte einen kleinen Tempel und einen eigenen zu ihrem Dienste geweihten Opferpriester.

Man feierte ihr am 11sten Januar noch ein zweites Fest, wo die glückliche Fortpflanzung des römischen Volks ihrem besondern Schutz empfohlen, und von den Müttern in ihrem Tempel erflehet wurde.

Am 16ten Januar.

Die Einweihung des Tempels der Konkordia.

Dieſe Einweihung, welche jährlich gefeiert wurde, war ein vorzüglich ſchönes Nationalfeſt der Römer, denn es erinnerte ſie ſtets wieder an die nothwendigſte Bürgertugend, welche allein einen freien Staat erhält.

Dieß war nehmlich eben der Tempel, den Kamillus bei einem furchtbaren Tumult, wo das Schickſal des Staates auf der Spitze ſtand, und er zum Diktator erwählet war, der Göttin Eintracht gelobte, wenn es ihm gelingen würde, die Gemüther zu verſöhnen, und den Tumult zu ſtillen.

Die Erbitterung war daher entſtanden, weil die Edlen oder Patricier zuerſt dem Volke abſchlugen, daß eben ſowohl einer aus dem Volke, als einer von den Edlen fähig ſeyn ſollte, die höchſte Würde eines Konſuls zu bekleiden.

Da nun dieſer fürchterliche Streit durch wechſelſeitiges Nachgeben beigelegt, und das Verhältniß des Senats zum Volke, und des Volks zum Senat, aufs neue feſtgeſtellt war, wurde der Konkordia dieſer Tempel errichtet, deſſen Einweihung auf den ſechzehnten Jänner fiel.

Zufälliger Weise wurde also beim Eintritt eines jeden Jahrs dies schöne Fest gefeiert, das die Gemüther zu sanftern Empfindungen stimmte, und zugleich das römische Volk in seiner eignen Geschichte lesen ließ.

Der Tempel lag auf einer Anhöhe, wo er gleichsam die Stadt übersah, und diente zugleich zu den Versammlungen und Berathschlagungen des Senats in den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Von diesem Tempel der Konkordia, der am Abhange des kapitolinischen Berges stand, sind itzt noch acht ionische Säulen mit dem Gebälke übrig, worauf die Inschrift steht: der Senat und das Volk haben diesen Tempel, der vom Feuer verzehrt war, wiederhergestellt.

Nichts ist reizender als der Anblick dieser Ruinen, wenn man den zum theil grünbewachsenen Abhang des kapitolinischen Berges, zwischen einer Reihe von schattigen Bäumen hinaufgeht, und hinter dem dunkeln Grün, diesen Tempel der Eintracht hervorschimmern sieht, welcher einst, in dem römischen Senat die Könige der Erde in sich faßte, in welchem Cicero seine Reden gegen den Catilina hielt, wo das Schicksal von Nationen entschieden würde, und der itzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens dient, den ein Privatmann besitzt, der

hinter dieſen Ruinen wohnt und auf die Säulenfüße ſeine Blumentöpfe hingeſtellt hat.

Am 25ſten Januar.

Die Sementinen.

Eigentlich wurde dies Feſt erſt nach vollendeter Ausſaat von den Landleuten gefeiert, und fiel daher nicht immer auf denſelben Tag; weil es aber doch am gewöhnlichſten auf den fünf und zwanzigſten fiel, ſo wurde dieſer Tag im Kalender dazu angeſetzt.

Dieß war alſo ein Feſt das mit der Jahreszeit gleichen Schritt hielt, und auf das wirkliche Leben einen unmittelbaren Bezug hatte.

An dieſen Feſten feierten alle Knechte und Mägde von ihrer Arbeit und brachten den Tag mit Luſtbarkeiten zu. — Die Stiere, welche bei der Beſtellung des Ackers den Pflug gezogen hatten, waren mit Kränzen geſchmückt.

Was dem Menſchen Dienſte leiſtete und nützte, zog er mit in den Kreis ſeines frohen Daſeyns, und verſchmähte nicht, die ihn umgebende thieriſche und lebloſe Natur mit zu ſich zu rechnen, und ſie ſich näher an ihn anſchließend zu denken.

Man opferte der Tellus und der Ceres Kuchen, Es war die alles ernährende Erde selber und ihre Fruchtbarkeit, die man unmittelbar verehrte, gerade zu der Zeit, wo der ausgestreuete Keim nun wieder in ihrem Schooße schlummerte.

Tellus und Ceres waren die Mütter der Früchte, die der Erde entkeimen; die erstere dachte man sich als ihre Behälterin, und die letztere als ihre hervorbringende Ursach; indem man nun Wachsthum und Gedeihen für den ausgestreuten Saamen erflehte, opferte man zugleich eine schadenstiftende ackerumwühlende Sau, welche gleichsam den Frevel büßen mußte, den sie an der heiligen Saat der Ceres verübt.

Man glaubte seine Ehrfurcht gegen die heilige Fruchtbarkeit der Erde nicht besser an den Tag legen zu können, als indem man ihr das Thier zum Opfer brachte, welches die zarten Anfänge, die sie mit mütterlicher Sorgfalt in ihrem Schooße bildet, am muthwilligsten zerstört.

Von den Festen im Februar.

Am 1ten Februar.

Das Fest der Juno Sospita und die Lukarien.

Die verschiedenen Beinahmen, welche die Alten ihren Göttern gaben, zeigen schon, daß sie sich dieselben mehr im Allgemeinen wie symbolische Darstellungen, als wie besondere wirkliche Wesen dachten: Man verehrte das Gute und Wohlthätige, Beschützende und Erhaltende, im Allgemeinen unter jeder Gestalt; nur gab man ihm gern einen bezeichnenden Nahmen, der auf irgend eine besondere Veranlassung Bezug hatte, und wobei man sich immer irgend einer wunderbaren Rettung oder Erhaltung wieder erinnern wollte.

So hatte nun auch einst ein römischer Konsul in einem Treffen mit den Galliern, der Juno Sospita oder erhaltenden Juno einen Tempel gelobt, wenn die Römer den Sieg erhielten; und weil nun das Einweihungsfest dieses Tempels auf den ersten Februar fiel, so war dieser Tag vorzüglich der Juno Sospita heilig.

Auch dies Fest gehörte also zu den eigentlichen patriotischen Festen, weil es an den Gedanken von

Roms Erhaltung geknüpft war; woran sich noch ein andres Fest schloß, daß an eben diesem Tage zum Andenken des Asyls gefeiert wurde, welches Romulus, da es seiner neugebaueten Stadt an Einwohnern fehlte, in einem Haine errichtet hatte, und wovon dies Fest die Lukarien hieß.

Da nun das an Macht stets zunehmende römische Volk, immer gern auf seinen geringen Ursprung zurückblickte, um sich den Anwachs seiner Größe desto lebhafter vorzustellen; so war dies letzte Fest, welches an die Zeiten, erinnerte, wo man für Flüchtlinge eine Freistadt errichten mußte, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, wiederum gleichsam ein Blatt, worin das Volk einen Theil seiner eignen Geschichte las, und ihn jährlich in seinem Gedächtniß wieder erneuerte.

Am 13ten Februar.

Die Faunalien.

Der dreizehnte Februar, auf welchen die Faunalien fielen, hieß auch die Idus des Februar, und hierbei müssen wir gelegentlich bemerken, wie die Römer ihre Tage zählten. Der erste Tag im Monathe wurde nehmlich ausgerufen und bekannt gemacht, und hieß daher die Kalenden. Wenn es

nun gegen das Ende des Monaths kam, so zählte man immer, wie viele Tage noch bis zu den künftigen Kalenden, oder bis zum ersten des künftigen Monaths wären.

Man zählte also, mit unserer Art zu rechnen verglichen, gleichsam rückwärts, indem man z. B. sagte: es sind noch drei Tage bis zu den Kalenden des März, welches soviel hieß, als es ist der 27te Februar; denn weil der Februar 28 Tage hat, so fielen die Kalenden des März erst auf den dritten Tag vom 27ten Februar an gerechnet: der 26te Februar hieß also der 4te von den Kalenden des März, und so weiter zurück bis auf den 13ten, welcher die Idus hieß, und den Monath in zwei ungleiche Hälften theilte.

Wenn nun die Idus oder die Mitte des Monaths auf den 13ten fiel, so zählte man wieder neun Tage bis auf den 5ten zurück, welcher die Nonen hieß. Der 12te Februar hieß also der Tag vor den Idus oder der 2te von den Idus an gerechnet, der 11te hieß der 3te von den Idus, und so weiter zurück bis auf den 5ten Februar, auf welchen die Nonen fielen.

Der 4te Februar hieß nun wieder der Tag vor den Nonen, oder der 2te von den Nonen an gerechnet, der 3te Februar hieß der 3te von den No-

ten, der 2te Februar, der 4te von den Nonen; und der 1te Februar hieß die Kalenden.

Der 31te Januar aber hieß wieder der Tag vor den Kalenden des Februar, oder der 2te von den Kalenden des Februar an gerechnet; der 30te Januar hieß der 3te von den Kalenden des Februar; und so weiter rückwärts bis auf den 15ten, auf welchen im Januar die Idus fielen, wo alsdann auch die Nonen nicht auf den 7ten sondern auf den 5ten gerückt wurden.

Im Januar, März, May und Julius fielen nehmlich die Idus auf den 15ten und die Nonen auf den 5ten, in den übrigen Monathen aber die Idus auf den 13ten und die Nonen auf den 7ten.

Auf die Weise wird man sich nun leicht einen römischen Kalender verfertigen können, wenn man von den Kalenden bis zu den Idus, von den Idus bis zu den Nonen, und von den Nonen bis wieder zu den Kalenden immer vergleichsweise rückwärts rechnet, und immer von den Kalenden, Idus und Nonen selbst zu zählen anfängt.

Da im Junius die Nonen auf den 5ten fallen, so ist unser 2ter Junius, der 4te von den Nonen, und da in eben diesem Monath die Idus auf den 13ten fallen, so ist unser 8ter Junius, der 6te von

den

den Idus, indem man nehmlich die Idus selber mitzählt.

Der Unterschied der römischen Tagerechnung von der unsrigen liegt also vorzüglich darin, daß sie nicht sowohl von irgend einer Zeit her, als vielmehr bis zu irgend einer Zeit hin, immer in die Zukunft rechneten, und so wie es oft die sehnsuchtsvolle Erwartung macht, gleichsam im Voraus die Tage zählten, die bis dahin noch verfließen mußten, und deren also bei dem Fortzählen immer weniger wurden; so daß sie sagten, es sind nur noch 3 Tage bis zum künftigen Monath hin, statt daß wir sagen, es sind schon 29 Tage seit dem ersten dieses Monaths verflossen.

Unsere Art die Tage zu zählen ist offenbar einfacher, die römische aber erleichterte die Mühe, die Tage im Kopfe zu rechnen; denn weil die Kalenden, die Nonen, und die Idus allgemein auffallende Tage waren, so wußte man immer in welchem Zwischenraume zwischen diesen Haupteinschnitten man sich befand; und weil der bis zu dem folgenden Einschnitt noch zu rechnenden Tage immer weniger wurden, so erleichterte dies ebenfalls die Mühe des Zählens.

Statt der Kalenden, Nonen, und Idus haben wir zwar die Einschnitte in Wochen, welche aber

lange nicht so bezeichnend, als jene Einschnitte in den Monathen der Römer sind, weil sie sich bloß durch das Fortrücken der Tage, und durch keine besondere Benennung oder Bestimmung von einander unterscheiden, da hingegen bei den Römern, die Idus und Kalenden zugleich festliche Tage waren; die Idus waren nehmlich dem Jupiter und die Kalenden der Juno heilig; an den Nonen aber versammlete sich das Landvolk in der Stadt, und der Opferkönig mußte ihnen die ländlichen Arbeiten anzeigen, welche in diesem Monathe zu verrichten, und die Feste, welche darin zu feiern waren.

Die Feier der Faunalien fiel also auf die Idus des Februar, und bestand darin, daß man eine junge Ziege, etwas Weihrauch und Wein opferte. Es waren die Faunen oder Waldgötter, die man sich durch diese Opfer geneigt zu machen und zu versöhnen suchte, und die man zuweilen in der mehrern, zuweilen in der einfachen Zahl sich dachte; so war dem Faunus auf der Tiberinsel in Rom ein eigner Tempel errichtet, und man verehrte unter den Nahmen dieser Gottheit zugleich das Andenken des Königs Faunus, der in Latium die Menschen mit Güte und Weisheit regierte, und dessen Nahme sich aus der dunkeln Vorzeit erhalten hatte; so blieb dasjenige, was man göttlich

verehrte oft selbst in Ansehung des Nahmens schwankend und unbestimmt, weil man sich das Gute und Wohlthätige im Allgemeinen darunter dachte.

Am 15ten Februar.

Die Luperkalien.

Auch durch dieses Fest wurde das Andenken jener Zeiten gefeiert, wo noch Hirten den palatinischen Berg bewohnten, die unter der Anführung des Evander ihren Wohnsitz, und zugleich ihre einfachen Sitten und Gebräuche, aus Arkadien hierher verpflanzt, und lange vor Roms Entstehung, dem Pan zu Ehren, welcher die Heerden vor den Wölfen schützt, die Luperkalien gefeiert hatten.

Eine Grotte am Fuße des palatinischen Berges war schon vom Evander dem wolfverscheuchenden Pan geweiht, und hatte daher den Nahmen Luperkal erhalten. Nahe bei dieser Grotte stand ein Feigenbaum, unter welchem die ausgesetzten Zwillinge Romulus und Remus gefunden waren, und wo die Wölfin, die sich diesem heiligen Orte nahte, nach der reizenden Fabel, plötzlich ihre wilde Natur abgelegt, und die beiden Knaben mit ihrer Milch gesängt hatte.

In eben dieser Gegend stand auch die Hütte des Romulus, die er als Hirt bewohnt hatte, und welche zum Andenken jener Zeiten, beständig mit Schilf und Holz, als denselbigen Materialien, woraus sie bestand, wieder ausgebessert, und auf die Weise mehrere Menschenalter hindurch erhalten wurde.

Was Wunder daß den Römern hier jeder Fleck heilig war, und ihnen immer werther werden mußte, je werther sie sich selber, und ihr Vaterland ihnen wurde.

Durch den immerwährenden Anblick dieser geweihten Plätze, und durch die jährliche Wiederkehr der Feste, zum Andenken der vergangenen Zeiten, wurde den Römern ihre eigene Geschichte stets versinnlicht und so nahe wie möglich vors Auge gebracht.

Die Lokalität mußte dadurch nothwendig einen Werth erhalten; welchen die Zeit bis itzt noch nicht hat zerstören können, und welche noch gegenwärtig, da von jenen Zeiten kaum ein Nachhall übrig ist, etwas unwiderstehlich Anziehendes hat.

Man zeigt noch itzt den Fleck, wo das Luperkal war, und wo eine Kirche der Maria liberatrice geweiht ist, welche wie die Legende sagt, dem heiligen

Pabst Sylvester beistand, einen fürchterlichen Drachen, der sich hier aufhielt, zu verbannen.

Auf demselben Fleck, wo die Hütte des Romulus am Abhange des palatinischen Hügels stand, steht noch itzt der runde Tempel, den man ihm in spätern Zeiten auf eben dieser Stelle errichtete, und welcher itzt dem heiligen Theodor geweiht ist. Demohngeachtet steht beim Eingange dieses Tempels noch der antike Altar mit der Vertiefung für die Opferflamme, auf welche man den Weihrauch streute; eine neuere Inschrift an diesem Altar sagt, daß er ehemals dem Romulus, einem heidnischen Abgott, gewidmet gewesen sey.

Das Velabrum, wo man auf der zu des Romulus Zeiten beständig ihre Ufer überschwemmenden Tiber mit Kähnen fuhr, führt noch itzt diesen Nahmen; und von den ländlichen Wohnungen oder dem Dörfchen welches Evander auf dem nahen Hügel erbaute, und nach einer Stadt in Arkadien Palantium nannte, führte der palatinische Berg, und in der Folge der Sitz der Kaiser, oder das Palatium seinen Nahmen, der nun in Pallast verwandelt, jede prachtvolle Wohnung bezeichnet.

Auf diesem Flecke bildete sich aus einem so geringen Anfange der höchste Gipfel menschlicher

Pracht und Herrlichkeit, die nun wieder in Schutt und Staub zerfallen ist.

Demnoch heißt eine Art von ländlichem Sitz oder Villa auf dem palatinischen Berge, die zwischen den Ruinen des ehemaligen Kaiserpallastes angelegt ist, noch itzt die Kaiserville. Die Mahler gehen hierher und zeichnen nach den mannigfaltigen interessanten Prospekten. Aber alles ist hier öde und still. Ein paar alte Leute, wohnen in einem kleinen Hause zwischen den Ruinen, und öfnen den Fremden, welche anklopfen, die Gartenthür.

Von der Seite des palatinischen Hügels, wo man nach dem Aventin hinüberblickt, sieht man in den Cirkus Maximus hinunter, dessen ganzen Umfang und länglichte Form man noch sehr deutlich wahrnehmen kann, und in dessen Vertiefung auf dem flachen Boden lauter dicht aneinander grenzende Gartenbeete einen grünen Teppich bilden.

Einen sonderbaren Eindruck machen hierbei die Stellen aus den römischen Dichtern, welche zu den Zeiten des Augustus lebten, und sich mit ihrer Einbildungskraft in das entferntere Alterthum, in die Zeiten des Evander zurück versetzten; indem sie den Anblick und den damaligen Zustand dieser Gegenden, lange vor Roms Erbauung, schilderten,

um dem Gegenwärtigen durch den Kontrast mit dem Vergangenen, gleichsam eine lebhaftere Farbe zu geben; und wir blicken jetzt, indem wir diese Stellen lesen, in die Zeiten, wo jene Dichter lebten, und alles um sie her die frische Farbe der bildenden Gegenwart trug, wieder wie in ein entferntes Alterthum zurück, dessen noch nicht ganz erloschene Spuren uns heilig sind, und wo wir sie finden, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

So wurde nun auch bei den Römern durch das Fest der Luperkalien, die Erinnerung an das was für sie schon Alterthum war, immer wieder erneuert. Der schnelle Pan, welcher von Bergen zu Bergen eilt, und allenthalben sogleich zum Schutz der Heerden da ist, wurde durch Geschwindigkeit im Laufen verehrt.

Selbst in Arkadien erinnerte man sich bei diesem Feste an jene rohen Zeiten zurück, wo die Menschen noch unbekleidet in Wäldern wohnten, von Kräutern lebten, und Wasser aus dem Quell mit der Hand zum Munde schöpften.

Darum mußten nackende Jünglinge dem Pan zu Ehren diesen Lauf anstellen, wobei in Rom zugleich das Andenken des Romulus und Remus mit gefeiert wurde, die als Jünglinge auf dem palati-

nischen Berge, wo sie erzogen waren, schon dies Hirtenfest mit gefeiert hatten.

Es waren eigene Brüderschaften, die sich zu der Feier dieses Festes verbunden hatten, und sich zu dem Ende am funfzehnten Februar beim Luperkal oder der dem Pan geweihten Grotte am Fuße des palatinischen Berges versammleten.

Ein jeder opferte hier dem Pan eine weiße Ziege, wovon er sich, wenn er entkleidet und zum Laufen bereit war, das Fell vorband.

Hierbei war ein besonderer Gebrauch, daß der Priester, welcher das erste Opfer schlachtete, zwei edlen römischen Jünglingen das blutige Messer an die Stirn streichen mußte, worauf ihnen ein paar andere mit in Milch getunkter Wolle die blutige Spur von der Stirn wieder abwischten. Wahrscheinlich war dies eine Art von Aussöhnung des ersten hier verübten Brudermordes, wodurch man die Schuld gleichsam hinwegtilgen wollte, damit sie auf der schuldlosen Nachkommenschaft nicht haften möchte.

Ueberhaupt waren die Vorstellungen von einer glücklichen Nachkommenschaft, von der Fruchtbarkeit der Mütter und ihrer glücklichen Entbindung, den Römern vorzüglich heilig, und auch in die Feier dieses Festes mit eingewebt.

Man erinnerte ſich der Zeiten des Romulus, wo kurz nach dem Raube der Sabinerinnen die Unfruchtbarkeit der Mütter, eine allgemeine Trauer verurſachte. Man flehte damals die den Gebährerinnen helfende Juno an, welche in einem heiligen Haine am Fuße des esquiliniſchen Berges verehrt ward, und deren geheimnißvoller Ausſpruch ſo gedeutet wurde, daß die unfruchtbaren Weiber ſich bei der Feier der Luperkalien den Laufenden in den Weg ſtellen, und mit einem aus dem Felle der geopferten Ziegen geſchnittenen Riemen von ihnen geſchlagen werden ſollten, worauf ſie bald glückliche Mütter werden würden.

Dieß wurde nun in der Folge bei der Feier der Luperkalien beobachtet, und man ſieht wenigſtens hieraus, wie ernſthaft bei den Alten der Begriff von Fortpflanzung genommen wurde; wie wenig man ſich dieſes Begriffes wie in neueren Zeiten gleichſam ſchämte, und wie nichts für unanſtändig, und heiliger Gebräuche unwürdig gehalten wurde, was die Natur gebeut.

Am 17ten Februar.

Die Quirinalien.

Mit dieſem Feſte ſchreitet die römiſche Geſchichte gleichſam weiter fort. Es war dem An-

denken des Romulus geweiht, den man unter dem Nahmen Quirinus göttlich verehrte, und den Tag seiner Vergötterung durch die Quirinallen feierte.

Man erinnerte sich an jene Begebenheit zurück, wo Romulus nach der alten Sage, mitten in seinem königlichen Geschäft, da er unter freiem Himmel, in der Versammlung des Senats und des Volks Befehle ertheilte, durch einen plötzlich entstandenen Sturm, von der Erde hinweggerückt, aus den Augen der Sterblichen verschwand.

Und wie er kurz nachher, da das Volk die Patricier wegen seiner Ermordung in Verdacht hatte, dem Julius Prokulus auf dem Wege von Alba, bei hellem Mondschein, in jugendlich schöner Gestalt und mehr als menschlicher Größe erschien, und den Römern statt der Trauer um seinen Verlust, die Feier seiner Vergötterung und kriegerische Uebungen gebot.

Das Volk nahm willig und leicht den Eindruck von der Unsterblichkeit seines Stifters an, woran der Gedanke seinen Muth erhöhte, und dessen es sich durch tapfere Thaten würdig zu machen verpflichtet war. Es weihte daher dem unter dem Nahmen Quirinus vergötterten Romulus auf einem der sieben Hügel Roms einen Tempel, von welchem dieser Hügel noch itzt der Quirinalische

heißt, und wegen ſeiner geſunden Luft die Sommerreſidenz des Pabſtes iſt.

So wie nun Romulus Quirinus genannt wurde, nannten ſich auch die Römer Quiriten, welches ihre eigentliche Ehrenbenennung war, deren man ſich bei den öffentlichen Anreden an das verſammlete Volk bediente.

In der Gegend, wo der Tempel des Quirinus ſtand, ſteht itzt ein Kloſter, hinter welchem ein Garten, mit ſeinen Teraſſen am Abhange des quirinaliſchen Hügels, wenn man aus dem Thale hinauf ſieht, einen angenehmen Proſpekt macht.

Die letzten Reſte dieſes Tempels wurden erſt vor zweihundert Jahren hinweggenommen, um aus den Marmorſteinen die Stuffen zu der Kirche Ara Cöli zu bauen, die der Jungfrau Maria geweiht iſt, und auf dem Gipfel des Kapitoliniſchen Hügels ſteht.

Wie ſehr das römiſche Volk ſich die Verehrung ſeines Stifters angelegen ſeyn ließ, ſieht man daraus, daß dem Quirinus, ſo wie den hohen Göttern, ein eigener Prieſter zugeordnet war. Das römiſche Volk fand gleichſam ſich ſelbſt in ſeinem vergötterten Stifter wieder, und verehrte in ihm ſeine eigene Tapferkeit und ſeine eigene Größe

Die Fornakalien

wurden an keinem bestimmten Tage, sondern ohngefähr um die Zeit der Quirinalien der Göttin Fornax zu Ehren gefeiert, welche man bei dem Dörren des Getreides in den Oefen ansiehte, daß sie hiezu Gedeihen geben und Schaden verhüten möchte.

Dieß Dörren des Getreides war nehmlich bei den Römern in den ältesten Zeiten, wo die Kunst Brodt zu backen ihnen noch unbekannt war, eine sehr wichtige Sache, auf deren sorgfältiger Behandlung, damit das Korn nicht verbrannte, die Ernährung und Erhaltung des Lebens beruhte.

Denn dieß gedörrte Korn, welches, weil man noch keine Mühlen hatte, in einem Troge gestampft, und alsdann zu Brei gekocht wurde, blieb bei den Römern eine lange Zeit hindurch, nachdem schon die berühmtesten Helden unter ihnen sich ausgezeichnet hatten, noch immer das vorzüglichste Nahrungsmittel.

Der König Numa weihte daher schon dies Dörren des Korns zu einer heiligen Handlung, worüber eine eigene besonders dies Geschäft zu ihrem Augenmerk nehmende Gottheit waltete, welcher dieser Gegenstand nicht zu geringfügig war,

und die man unter dem Nahmen der Göttin Fornax verehrte, und ihr jährlich Opfer darbrachte, wodurch man sie sich zu versöhnen und sich geneigt zu machen suchte.

Es war die Ehrfurcht für das Erhaltende und Ernährende selbst, was man in die Idee einer besondern Gottheit übertrug. Das einfache Nahrungsmittel selbst war dadurch geheiligt, und der Genuß desselben über den bloß thierischen Genuß erhaben.

Die Feier dieses Festes wurde, gemeiniglich noch vor den Quirinalien, durch einen Oberpriester dem Volke angekündigt, und wer es aus Unachtsamkeit versäumt hatte, pflegte es an den Quirinalien noch nachzufeiern.

Die Todtenfeier

dauerte in der letzten Hälfte des Februar mehrere Tage hindurch, und von dieser Feier führte der Monat Februar selbst seinen Nahmen; denn Februa hießen bei den Alten die heiligen Gebräuche, wodurch man die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam zu versöhnen, oder dem umher irrenden Schatten Ruhe zu verschaffen suchte.

Man suchte durch Opfer und Versöhnungsmittel auch die leeren Schreckbilder zu verscheuchen,

welche die Phantaſie den Sterblichen im Schlaf und im Wachen zum öftern vormahlt, wenn ſie ſich der Verſtorbenen erinnern, mit denen ſie lebten, ſprachen und umgingen, und die nun ganz dahin geſchwunden ſind; zugleich wollte man auch die Beleidigungen gern wieder ausſöhnen, welche man den Abgeſchiedenen im Leben vielleicht möchte zugefügt haben, und die man ihnen nun auf keine Weiſe wieder vergüten konnte.

Blutſchulden die auf dem Staate hafteten, Verbrechen von allerlei Art, welche die rächende Strafe der Götter nach ſich ziehen, ſuchte man um dieſe Zeit durch Opfer, die man auf den Gräbern der Todten darbrachte, zu tilgen, und auf die Weiſe den Lauf der Dinge, und die unaufhaltſame Zeit gleichſam wieder in ihr ordentliches Gleis zu bringen.

Um dieſe Zeit vermied man aber auch Ehebündniſſe zu ſchlieſſen, Hochzeiten zu feiern, und gleichſam Zurüſtungen zum Leben zu machen, die man gern mit glücklichen Vorbedeutungen anfing, und wobei man die Ideen von Tod und Grab ſo wenig wie möglich zu berühren ſuchte; oder vielmehr wollte man auch dem Andenken der Verſtorbenen dieſe Momente, die ihnen einmal gewidmet waren,

nicht gerne rauben, und die obgleich gemäßigte Trauer durch keine zu frölichen Feste entweihen.

Diese Ehrfurcht für das Andenken an die Verstorbenen war bei den Alten eine heilige Pflicht, und es war ein altes Gesetz bei den Römern: Die Rechte der Todten sollen heilig seyn: man soll die Manen, oder die Seelen der Abgeschiedenen unter der Verehrung des Göttlichen mit begreifen; und die Trauer um sie vermindern.

Man dachte sich nehmlich, daß die Seelen der Verstorbenen, in so fern sie im Leben gerecht und gut gehandelt hatten, gleichsam in das Göttliche übergingen und die Schutzgötter der Lebenden wurden, die man unter den Bildern der Hausgötter verehrte.

Diese Schutzgötter hießen Laren, und der ihnen im Hause geweihte Platz hieß das Lararium.

So wie nun diese guten Geister Laren hießen, benannte man die Schreckenbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furchtbarer Gestalten, die den Sterblichen Entsetzen und Grauen erwecken, mit dem Ausdruck Larven, worunter man sich gewisse schadenfrohe Wesen dachte, die einst als Menschen durch schändliche grausame Handlungen ihr Leben befleckt hatten. Dergleichen Schreckbil-

der nun von sich zu verbannen, und auch dem strafbaren irrenden Schatten, wo möglich Ruhe zu verschaffen, brachte man Gelübde und Opfer dar.

Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man, unter frommen Gebeten, Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahre erneuert, und konnte bei den Ueberlebenden nicht sobald verlöschen.

Am 20ten Februar.

Die Charistien.

Dieses Fest hatte seinen Nahmen von Liebe und Eintracht, welche dadurch in den Familien bewirket werden sollten, die sich zu der Feier desselben, eine jede in dem Hause des Aeltesten oder Vornehmsten aus der Familie versammleten.

Durch die vorher schon angegangene Todtenfeier war dieses Fest auf das zweckmäßigste vorbereitet, weil das Andenken an die Verstorbenen, und an die Kürze des Lebens, die Gemüther schon an sich zu Friede und Eintracht stimmte. Man überzählte, indem man sich des Verlustes manches geliebten Anverwandten erinnerte, die nun noch übrige Familie, und während daß man bei dem

Am

Andenken an die Verstorbenen, in die ungewisse Zukunft blickte, suchte man sich noch einmal gemeinschaftlich des Lebens zu freuen.

Damit dies nun auf eine würdige Art geschehen konnte, machte man es sich zur Pflicht, jeden Familienzwist, der sich etwa entsponnen hatte, freundschaftlich beizulegen; und weil nun selbst durch den Eindruck dieses Festes die Versöhnung erleichtert wurde, so sagte man, daß an diesem Tage die Göttin Konkordia sich den Bitten der Menschen vorzüglich geneigt erweise.

Während der Feier des Andenkens an die Todten suchten sich also die Lebenden noch recht nahe zusammen zu finden. Die Begriffe von Tod und Leben grenzten bei diesem Feste so nahe aneinander, daß man die Süßigkeit des Lebens und Beyeinanderseyns nun erst recht empfand, jemehr man an diejenigen dachte, die nicht mehr daran Theil nehmen konnten.

Diese Vermischung der Ideen giebt einen gewissen Reitz, der durch nichts ersetzt werden kann. Es wird eine Art von wehmüthiger Freude dadurch erweckt, die das Gemüth veredelt, und zugleich das Rauschende der Vergnügungen mildert.

Nachdem man den Familiengöttern Weihrauch geopfert, und dies Fest der Eintracht durch eine frö-

liche Abendmahlzeit gefeiert hatte, goß man den Göttern Wein aus, und wiederhohlte dabei zum Schluß die Worte: es gehe uns wohl! wohl gehe es dem Vaterlande!

Am 21ten Februar.

Die Terminalien.

Die Besitzer der Aecker und Ländereien feierten dies Fest bei den Grenzsteinen auf dem Felde. Die Gottheit, welche über diese Grenzsteine wachte, hieß **Terminus**, und ihr durfte nicht anders als unter freiem Himmel geopfert werden.

Numa hatte schon die Grenzen, wodurch einem jeden Besitz und Eigenthum gesichert wird, geweihet, und dies Fest gestiftet, dessen jährliche Wiederkehr den Eindruck von der Heiligkeit dieser Sache immer wieder erneuerte, und das Andenken daran immer lebhaft erhielt.

Die Grenzsteine selber waren heilig, und wurden, ehe man sie aufrichtete, mit Oehl gesalbt. Wer vor einem solchen Stein vorbeiging, bezeigte ihm seine Verehrung.

Und was war es anders als ein Gefühl von Ehrfurcht, für das Bestimmende und Ordnende im All der Natur, welches den ersten Grenzstein

heiligte, indem die Einbildungskraft der Sterblichen die Sache an das Zeichen knüpfte, und sich das Erhabene welches den Begriff übersteigt, zu einer wohlthätigen Gottheit schuf.

Ueberdem war der Grenzstein auch keine bloße Hieroglyphe, worunter man sich das Erhabene dachte, sondern Zeichen und Sache traf hier in eins zusammen: denn daß der Mensch seinem Eigenthum bestimmte Grenzen setzen, dieselben heilig halten, und sich dadurch zu einem harmonisch geselligem Ganzen, zu einer ordentlichen Verfassung oder zu einem Staate bilden kann, ist in ihm selber etwas Göttliches und Hohes, wovon jedes Merkmal an sich ehrwürdig ist, in so fern jene höhere Natur sich dadurch ausdrückt und offenbaret.

Dem Terminus wurde an seinem Feste ein Altar von grünen Rasen erbauet. Wenn auf diesem Altare die Flamme hell emporloderte, so warf man Weihrauch und die Erstlinge von Früchten hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des geschlachteten Opferthiers.

Durch dies Fest wurde nun auch das gesellige Band zwischen den Menschen fester geknüpft; die Nachbaren mußten sich hier an ihren gemeinschaftlichen Grenzsteinen wiedersehen, und wurden durch

die frölliche Feier des Tages zu erneuerter Eintracht und Freundschaft eingeladen.

Von jedem Nachbar wurde ein Kranz geflochten; und beide Kränze schmückten gemeinschaftlich den Grenzstein. Dann wurden bei einer frohen Mahlzeit Lieder zum Lobe des Terminus gesungen, dem man so vieles verdankte; und so waren denn auf ein ganzes Jahr wieder die Grenzen aufs neue geheiligt, und der Schutz der Gottheit über dieselben erbeten.

Nun gab es aber auch eine öffentliche Feier der Terminalien, wo nehmlich ein jedes Gebiet oder ein jeder Staat an seinen Grenzen dem Gott Terminus opfern sollte. Dies konnte nun freilich bei dem römischen Gebiete, welches seine Grenzen unaufhörlich erweiterte, nicht wohl statt finden.

Man brachte daher dem Terminus dies öffentliche Opfer, in einer Entfernung von ohngefähr anderthalb Meilen von der Stadt Rom, noch immer auf der alten Grenze des römischen Gebiets dar, während daß schon fremde Welttheile unter Roms Eroberungen begriffen waren.

Ein Dichter aus jenen Zeiten, der auch dies Fest beschreibt, drückt sich daher sehr naiv aus: andern Völkern sind bestimmte Grenzen vorge-

ſchrieben; aber Roms Gebiet hört mit dem Erdkreis auf.

Als der Tempel des tarpejiſchen Jupiters auf dem kapitoliniſchen Berge errichtet werden ſollte, wagte man es nicht, die Altäre, welche hier den Göttern geweihet waren, hinwegzuräumen, bis man dieſe erſt durch die Auguren befragt, und durch genehmigende Zeichen, ihre Einwilligung erhalten hatte, welche der Gott **Terminus** verweigerte, deſſen Altar daher in dem Tempel des Jupiter ſtehen bleiben mußte.

Weil aber der Gott **Terminus** in keiner Umgebung eingeſchloſſen, nur unter freiem Himmel verehrt werden durfte, ſo mußte man gerade über dem Platze, wo ſein Altar ſtand, in dem Dache des kapitoliniſchen Tempels eine Oeffnung laſſen, welche dem Terminus heilig war, der hier ſeinen Platz neben dem donnernden Jupiter hatte.

Daß er von dieſem Platze nicht hatte weichen wollen, daraus ſchöpfte man die glückliche Vorbedeutung, Roms Grenzen würden, nie durch feindliche Macht erſchüttert, feſt und unbeweglich ſtehen.

In dieſer Zuverſicht erſchütterte Rom die Grenzen aller übrigen Völker des Erdbodens, gleichſam als ob die Unbeweglichkeit des Gottes Terminus

nur das Rückwärtsschreiten der Grenzen unmöglich machen, auf ihr Vorwärtsrücken aber weiter keinen Bezug oder keine Bedeutung haben müsse.

In den ältesten Zeiten Roms war der Januar der erste, und der Februar der letzte Monath im Jahre, wodurch das Fest des Terminus noch bedeutender wurde, indem es zugleich den Schluß des Jahres bezeichnete, das mit dem Janusfeste seinen Anfang genommen hatte.

Die Terminalien, die Charistien, und die Todtenfeier vereinigten sich am Schluß des Jahrs gleichsam zu einer einzigen rührenden Vorstellung, von der Kürze des Lebens, dem Wechsel der Dinge und der unaufhaltsamen Flucht der Zeit.

Am 24sten Februar.

Die Königsflucht.

Mit diesem Feste rückte die Geschichte Roms wieder weiter fort, und die Erinnerung an einen ihrer allerwichtigsten Zeitpunkte, wurde durch dies Fest in dem Gedächtniß des Volkes alljährlich wieder aufgefrischt.

Die Rückerinnerung an jene Zeiten, wo das Volk zuerst das Joch der Knechtschaft von sich abgewälzt hatte, mußte schon bei einem jeden freien

römiſchen Bürger die lebhafteſte Theilnehmung erwecken. Und dies um ſo mehr, da die Geſchichte der Befreiung Roms an ſich ſo anziehend iſt, daß ſie ſelbſt itzt noch bei uns das lebhafteſte Intereſſe erweckt.

Für jedes Zeitalter bleibt die Scene erſchütternd, wie bei Lukreziens entſeeltem Leichname, Mann und Vater in ſtarrer Betäubung ſtehen, und Brutus aus ſeiner verſtellten Schlafſucht, wie plötzlich erwachend, den blutigen Dolch vom Boden hebt und ſchwört: bei dieſem keuſchen Blute gelobe ich, daß ich die königliche Gewalt nicht ferner dauren laſſen, und den Tarquinius Superbus mit ſeinem Geſchlechte aus Rom verbannen will.

Die Schnelligkeit mit der die That auf dieſe Worte folgte, mußte einen unauslöſchlichen Eindruck machen, der nun von den Eltern auf die Kinder vererbt, und jährlich durch ein eignes dazu beſtimmtes Feſt erneuert, immer gleich ſtark und lebhaft blieb.

Was Wunder alſo daß der Haß gegen den Königsnahmen, und gegen die königliche Gewalt, bei dem Volke immer tiefer einwurzeln mußte, welches von der Verbannung der Könige an, ſein edleres Daſeyn rechnete.

Am 27ten Februar.

Die Equirien.

Dies Fest bestand in einem Wettrennen mit Wagen und Pferden auf dem Kampus Martius, welches eine Ebene war, die zwischen den diesseitigen Hügeln Roms, und der Tiber lag; und welche noch itzt da sie ganz bebauet ist, eine Straße zum Wettrennen in sich faßt, die daher der Korso heißt.

Die Equirien waren schon vom Romulus dem Mars zu Ehren gestiftet, und machten gleichsam den Uebergang zu den Festen des folgenden Monathes, der vorzüglich dem Kriegesgotte heilig war.

Von den Feſten im März.

Am 1ten März.

Das Feſt der Juno Lucina. Die Matronalien, und der Waffentanz der ſaliſchen Prieſter.

Dieſer Monath war dem Mars geweihet, von dem er ſeinen Nahmen Martius führte; weil nun aber auch die Jahrszeit fortgerückt war, und eine Art von Frühlingsfeier um eben dieſe Zeit einfallen mußte, ſo machte die Miſchung des Kriegeriſchen und Friedlichen bei den Feſten in dieſem Monathe einen angenehmen Kontraſt.

Während daß die Prieſter des Mars, mit den heiligen Schilden in der Hand, durch die Straßen Roms ihren Waffentanz hielten, ſchmückte man die Thüren an der alten Kuria, und an den Wohnungen des Opferkönigs, und der Prieſter des Jupiter, des Mars, und des Quirinus, mit friſchen Lorbeerkränzen.

Auch im Tempel der Veſta wurde der vorjährige Lorbeerkranz mit einem neuen verwechſelt. So wie die ganze Natur ſich um dieſe Zeit verjüngte, mußte auch in den religiöſen Dingen alles wieder neues Leben und eine friſche Farbe erhalten.

Der Altar, worauf das immerwährende heilige Feuer im Tempel der Vesta brannte, wurde nur einmal im Jahre, und zwar am ersten Tage des März, von der Asche gesäubert, und eine neue durch Reibung entzündete Flamme, mußte grade um diese Zeit, wo die ganze Natur von erneuerter heiliger Wärme durchglühet wurde, auch wieder auf dem Altar der Vesta lodern.

Das Fest der Juno Lucina.

Die Mütter versammleten sich auf dem esquilinischen Berge, im Tempel der Juno Lucina, welcher an eben diesem Tage eingeweiht war; sie schmückten den Tempel mit Blumen und frischen Kräutern aus, und erfleheten sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit, und eine leichte Entbindung.

Die Matronalien

wurden an eben diesem Tage und wahrscheinlich auch im Tempel der Juno Lucina zum Andenken jener schönen That gefeiert, wo die geraubten Sabinerinnen, die nun schon Mütter geworden waren, sich mit ihren Säuglingen im Arme zwischen die beiden fechtenden Heere der Römer und Sabiner warfen, und ihre noch über den Raub erzürn-

ten Väter mit ihren Männern verſöhnten, ſo daß von der Zeit an beide Völker ſich zu einem Volke vereinigten.

Der Waffentanz der ſaliſchen Prieſter

dauerte mehrere Tage hindurch, ehe ſie ihren Zug vollendet hatten. Die Prieſter ſelbſt hatten ihren Nahmen von den Sprüngen oder hüpfenden Bewegungen (Saltus) die ſie machten.

Die Veranlaſſung zu dieſem Feſte war ein Schild, von einer beſondern Form, Ancile genannt, der ſich zu den noch fabelhaften Zeiten des Numa vom Himmel geſenkt haben ſollte, und als ein heiliges Unterpfand der Dauer des römiſchen Reichs betrachtet wurde.

Damit nun dieſer koſtbare Schild nicht verlohren gehen oder geraubt werden möchte, ließ Numa von einem künſtlichen Schmidt, Nahmens Mamurius, nach dem Muſter dieſes Schildes noch eilf andere verfertigen, welche dieſem ſo ähnlich wurden, daß es niemanden mehr möglich war, den rechten heraus zu finden.

Mamurius, der ſich für dies künſtliche Werk eine Belohnung, welche er wollte, erbitten durfte, verlangte nur, daß in den Liedern, welche jährlich bei dem Waffentanze der ſaliſchen Prieſter geſun-

gen würden, ganz zuletzt auch sein Nahme ertönen möchte, welches auch beständig am letzten Tage der Feier dieses Festes geschahe.

Der Zug der zwölf salischen Priester nahm vom palatinischen Berge, wo die Ancilien aufbewahrt wurden, seinen Anfang; sie tanzten in voller Rüstung und machten mit den Schilden die sie zusammenschlugen ein Getöse, wozu eine kriegerische Musik ertönte. Ein Vortänzer ging vorauf, dessen Sprünge und Wendungen die übrigen nachmachten. Sechs Liktoren oder römische Gerichtsdiener gingen vor den Priestern her. Die vornehmsten Römer achteten es ihrer nicht unwürdig unter die Zahl dieser Priester des Mars aufgenommen zu seyn.

An jedem Abend nach geendigtem Waffentanze wurde für die salischen Priester eine kostbare Mahlzeit zubereitet. Jeder Schmaus, wobei man sich vorzüglich gütlich that, hieß daher ein saliarischer Schmaus.

Am 7ten März.

Das Vejovis Fest.

Dies Fest hatte eine geheimnißvolle Beziehung auf den geringen Anfang der römischen Macht.

Auch der mächtige Donnerer Jupiter, war zuerst auf der Insel Kreta von Nymphen erzogen und von einer Ziege gesäugt. Sein Antlitz war einst jugendlich und seine Hand noch nicht mit dem Blitze bewafnet.

Unter dieser Abbildung hieß er Vejovis, der jugendliche oder unbärtige Jupiter, und gerade da, wo die römische Macht ihren geringsten Anfang nahm, bei dem vom Romulus errichteten Asyl, war ihm ein kleiner Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest auf die Nonen des März fiel.

Gewiß konnte keine ehrenvollere Vergleichung als diese statt finden, um den Anwachs einer Macht zu bezeichnen, die von eben diesem Hügel aus, wo sie einst eine Freistadt für Verbrecher errichten mußte, Inseln und Königreiche beherrschte, die Grenzen der entferntesten Nationen erschütterte, und den Erdkreis sich unterwürfig machte.

Am 1sten März.

Das Fest der Anna Perenna.

Man verehrte unter der Benennung Anna Perenna etwas Immerdauerndes, Wohlthätiges, das man selber nicht genau zu bestimmen wußte. Das Volk feierte dies Fest unter freiem

Himmel oder unter Zelten, und man trank sich so viele Becher Wein zu, als Jahre man sich einander zu leben wünschte.

Die Idee von Fortdauer des Guten wurde auch schon durch den Nahmen dieser Gottheit, die man durch frohen Genuß des Lebens ehrte, bezeichnet.

Das Volk erneuerte aber bei diesem Feste noch ein besonderes Andenken an eine Begebenheit die ihm vorzüglich wichtig war. Es zog nehmlich einstmals, da es sich vom Senat bedrückt glaubte, aus der Stadt, und lagerte sich in einiger Entfernung von Rom auf dem heiligen Berge, so lange bis ihm die verlangten Tribunen oder Volksvorsteher, die es aus seinem eigenen Mittel wählen konnte, vom Senat bewilligt wurden.

Da nun während der Zeit die Lebensmittel, womit man sich versehen hatte, aufgezehrt waren; brachte eine alte Frau Nahmens Anna, aus dem Flecken Bovillä bei Rom gebürtig, alle Morgen früh mit freigebigen Händen Kuchen dar, die sie selbst zu dem Ende gebacken hatte, und sie noch warm unter dem Volke austheilte.

Dankbar erinnerte man sich nun immer noch dieser Wohlthat, und feierte unter der Benennung der Anna Perenna zugleich das Anden-

ken dieſer guten Alten, welcher das Volk ſchon damals als es wieder in die Stadt zurückkehrte, eine Denkſäule errichtet hatte, und die alſo durch jene wohlthätige Handlung gleichſam unſterblich geworden war.

Am 17ten März.

Die Liberalien.

Weil um dieſe Zeit der Weinſtock zu treiben anfing, ſo feierte man dies Feſt dem Bachus zu Ehren, der auch Liber genannt wurde, weil er den Zwang verſcheucht, und das Gemüth von Sorgen befreiet.

Auf den Straßen der Stadt ſaßen an dieſem Tage alte Weiber, mit Epheu bekränzt, welche Honigkuchen verkauften, und gleichſam die Prieſterinnen des Bachus vorſtellten, dem man auch die Erfindung des Honigs zuſchrieb.

Jede hatte zugleich ein Becken mit Kohlen neben ſich ſtehen, worauf man Weihrauch ſtreuete, und dem Bachus zu Ehren ein Stückchen von dem Kuchen warf, deſſen honigſüßen Geſchmack man ihm verdankte.

Durch die Verehrung des Bachus ſowohl als der Ceres heiligte man den Genuß der Nahrungs-

mittel, durch deren künstliche Pflanzung und Zubereitung der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, und seinen höhern, nicht bloß den unmittelbaren Befehlen der Natur blindlings gehorchenden Ursprung, verräth.

An diesem Feste des ewig jungen Bachus, legten auch die Jünglinge von edler Abkunft, wenn sie funfzehn Jahr alt waren, die männliche weisse Toja an.

Bis zu diesem Alter trugen sie, gleich den obrigkeitlichen Personen eine mit Purpur umsäumte Toja; dies Kleid der Jugend war heilig, und gleichsam ein zweiter Wächter über die Unschuld des werdenden Jünglings, der es trug, und den es vor der Verführung zum Laster sichern sollte.

Eben ein solches Zeichen war die goldene Kapsel oder Bulle, welche die Knaben am Halse trugen, und an dem Tage wo sie die purpurumsäumte Toja ablegten, dem Hausgott zum Geschenk aufhingen.

An diesem Tage traten die erwachsenen Söhne nun gleichsam eine freiere Laufbahn des Lebens an; sie mischten sich in die Gesellschaft der Bürger auf den öffentlichen Plätzen, mit denen sie anfingen

sich

ſich bekannt zu machen, indeß die ſtrenge Herrſchaft der Väter allmälig aufhörte.

Auf dem Lande wurde an den Liberalien dem Bachus ein Bock geopfert, auf deſſen aufgeblaſenen ſchlüpfrigem Eingeweide man umher tanzte, gleichſam um den Schaden, den er dem heiligen Weinſtock zugefügt, zu rächen, und zugleich durch freiwilliges Fallen Gelächter und Luſtigkeit zu erwecken, zu welchem Ende man ſich auch Larven aus Baumrinden ſchnitt, und ſich damit entſtellte.

Eine vorzügliche Luſtbarkeit bei dieſem Feſte, und zugleich eine Art von gottesdienſtlichem Spiele war, ſich an einem Thane zu ſchwingen; welches Spiel noch itzt in Italien in der Weinleſe, vorzüglich des Sonntags, gebräuchlich iſt.

Auch findet dort noch itzt eine Art von Bachanalien ſtatt, wo ein Haufen junger Mädchen oder Weiber, die von der Weinleſe zurückkehren, mit einer Art kleiner Trommeln oder Kaſtagnetten ein Getöſe machen, und dabei von Zeit zu Zeit eine Art von wilden unmelodiſchem Geſang anſtimmen, deſſen Inhalt ſich auf gegenwärtige Vorfälle beziehet, und wozu ſie die Worte gleich ſelber zuſammenſetzen.

Am 19ten März.

Die Quinquatrien.

Auf die Liberalien folgte, nach dem Zwischenraume eines Tages, das Fest der Minerva, welches von seiner fünftägigen Feier den Nahmen führte. —

In diesem dem Mars geweiheten Monathe, wurde auch Minerva, welche sowohl den Geschäften des Krieges, als den friedlichen Künsten vorsteht, durch Opfer und Gebete, in dem kriegerischen Rom verehrt.

Am ersten Tage wurde die Geburt der weisheitschenkenden Göttin, aus Jupiters Haupt, mit stiller Verehrung in ihrem Tempel gefeiert; am andern Tage wurde ein weisser Stier, der noch kein Joch getragen hatte, oder ein weisses Lamm, bei ihrem Altar geopfert.

Gelehrte und Künstler erfleheten sich an diesem Tage den Schutz der Minerva; und in den spätern Zeiten wetteiferten Redner und Dichter mit einander um den Preis, der in einem Kranze von Oehlzweigen oder von Eichenlaub bestand.

Junge Knaben und Mädchen brachten der Pallas Geschenke dar, um mit Leichtigkeit zu ler-

ten, und in ihren Arbeiten geschickt zu seyn. An diesem Feste wurde auch das jährliche Schulgeld für den Unterricht der Kinder an die Lehrer entrichtet, welches daher Minerval hieß.

In den Schulen selbst waren, so lange dies Fest dauerte, Ferien, welche Horaz zum Beispiel anführt, wie man sich, gleich dem Knaben an dem Feste der Quinquatrien, der schnell vorübergehenden angenehmen Tage des Lebens erfreuen solle; ohne sich über die Kürze desselben zu betrüben.

Damit nun auch die Göttin auf eine kriegerische Weise verehrt würde, wurden ihr zu Ehren Fechterspiele angestellt, welche aber erst am zweiten Tage der Quinquatrien ihren Anfang nahmen: denn am ersten, wo ihr kein blutiges Opfer dargebracht werden durfte, mußte auch alles übrige Zerstörungbringende vermieden werden.

Am fünften Tage der Quinquatrien wurden die Flöten und Pfeiffen, die man bei den gottesdienstlichen Ceremonien brauchte, aufs neue durch ein Opfer eingeweiht, um alles Unheilige, was etwa bei ihrem Gebrauche könnte vorgefallen seyn, auszusöhnen, und abzuwaschen, damit die Feste der Götter auch nicht durch das Geringste entweihet würden.

Man reinigte auf die Weise eigentlich seine Vorstellung, die man sich von den heiligen Dingen machte, welche immer geweihet und ausgesondert, mit dem Gewöhnlichen unvermischt, von Unheil und Trauer entfernt, beständig glückvorbedeutend bleiben sollten, und wo man also durch das Aussöhnungsopfer jeden Flecken zu tilgen suchte, der von irgend etwas Unheiligem oder Entweihenden darauf haften konnte.

Auf demselben Fleck wo Pompejus nach seinen Siegen der Minerva in Rom einen Tempel erbauete, steht itzt eine Kirche welche den Dominikanern gehört, und Maria sopra la Minerva heißt. In dem daneben liegenden Dominikaner Kloster ist die berühmte Bibliothek, welche auch alla Minerva heißt, und täglich zum Gebrauch für jedermann offen steht. Hier ist auch der Sitz der Censur über die zu erscheinenden Schriften, welche von einem Mitgliede des Dominikanerordens abhängt. In den unbewohnten Gegenden Roms stehen noch die Ueberreste eines Tempels der Minerva Medika, ganz einsam in einer Vigna; an diesem runden Tempel haben sich zum Theil noch Dach und Wölbung erhalten, die mit grünendem Mooß überwachsen, in der Ferne und in der Nähe einen reizenden Anblick gewähren.

Am 25ſten März.

Die Hilarien oder das Feſt der Cybele.

Auch dies Feſt war eigentlich eine Frühlingsfeier unter einer ſinnbildlichen Vorſtellung, indem man die nun wiederum eintretende Verlängerung der Tage, und den damit verknüpften wohlthätigen Jahreswechſel, dem Einfluſſe des hohen geheimnißvollen Weſens zuſchrieb, das man unter dem Nahmen, Cybele, die große Erzeugerin, oder die große Mutter, verehrte.

Die Hilarien ſelbſt hatten ihren Nahmen, von der Fröhlichkeit, welche allgemein dabei herrſchen mußte: Denn an dieſem Feſte war es gleichſam eine Entweihung, zu trauren oder einſam zu ſeyn; es gehörte vielmehr mit zu der Feier der Hilarien, ſich gaſtfreundlich einander zu bewirthen, und die Stirn durch Scherz und Lachen aufzuheitern, um mit der frölichen Jahrszeit übereinzuſtimmen.

Unter dem Nahmen der Hilarien, wurde auch jedes häusliche Freudenfeſt begriffen, welches von einzelnen Familien, bei glücklichen Ereigniſſen in denſelben, zu jeder Zeit gefeiert werden konnte, und mit dem öffentlichen jährlichen Feſte dieſes Nah-

mens darin übereinstimmte, daß Bekümmerniß und Trauer dadurch gleichsam hinweggeweihet wurden.

Die Verehrung der großen Mutter aber nahm schon zwei Tage vor den eigentlichen Hilarien am 23sten März, und also unmittelbar nach den Quinquatrien, ihren Anfang, und dauerte nachher noch zwei Tage fort, wo man am letzten Tage mit der feierlichen Abwaschung des Götterbildes dies Fest beschloß, das also eigentlich fünf Tage währte, wovon aber nur der 25ste März im Kalender zu der eigentlichen Feier der Hilarien angesetzt war.

Daß man sich unter der Cybele oder großen Mutter etwas sehr Ehrwürdiges und Erhabenes müsse gedacht haben, erhellet schon aus der tiefen Verehrung die man ihr erwieß, indem bei den feierlichen Umgängen, welche man ihr zu Ehren anstellte, die höchsten obrigkeitlichen Personen mit bloßen Füßen vor ihrem Wagen vorangingen.

Freilich war kein eigentlich deutlicher Begriff mit der Verehrung dieser Gottheit verknüpft, eben weil man in ihr dasjenige verehrte, was man nicht deutlich begreiffen konnte; die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, den Löwen zähmt, den Schooß der Erde befruchtet; die Mutter aller

Dinge; die Beherrscherin der Elemente, den Anfang aller Zeiten; die höchste Himmelsgöttin; die Königin der Unterwelt; das Urbild jeder Gottheit, welches unter mancherlei Nahmen und Gestalten auf dem ganzen Erdkreis verehrt, und wegen der immerwährenden erzeugenden und gebährenden Kraft als weiblich dargestellt wurde.

So hieß auch die ägyptische Isis die Alte, Immerdaurende, auf deren Tempel geschrieben stand:

Ich bin alles was da ist, was da war, was da seyn wird; und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt.

Von welcher Inschrift der feinste Metaphisiker unsrer Zeiten den Ausspruch thut, daß vielleicht nie etwas Erhabneres gesagt, noch ein Gedanke erhabner ausgedrückt worden sey.

Der Dienst der Cybele aber, welche von dem Berge Ida, wo sie verehrt wurde, auch die idäische Mutter hieß, schrieb sich aus Phrygien her, und die Veranlassung zu der Einführung ihres Dienstes in Rom war den Römern zugleich eine merkwürdige Rückerinnerung an einen wichtigen Zeitpunkt in ihrer Geschichte, wo sie vom Hannibal aufs äußerste gedrängt, die sybillinischen Bücher zu Rathe zogen, und die Weissagung darin vorfanden, daß man den auswärtigen Feind würde

überwinden können, wenn die idäische Mutter von Pessinunt nach Rom gebracht würde.

Der sinkende Muth der Römer richtete sich damals an dieser Weissagung wieder auf; und um dieselbe in Erfüllung zu bringen, schickten sie sogleich Gesandten nach Asien, an den König Attalus, die unterweges noch das Orakel zu Delphos befragten, von welchem sie außer der Versicherung, daß sie die Göttin mit nach Rom bringen würden, noch den Befehl erhielten, daß dieselbe in dem Hause des besten Mannes in Rom sogleich bei ihrer Ankunft sollte aufgenommen werden.

Der König Attalus nahm die Gesandten freundlich auf, und führte sie nach Pessinunt, wo ein kleiner unebener spitziger Stein, von schwarzgrauer Farbe, an welchem die Idee von Gestalt und Form am wenigsten haften konnte, die verehrte Mutter aller Dinge bezeichnete.

Denn obgleich die Göttin Cybele auf einen mit Löwen bespannten Wagen, und mit einer Mauer oder Thurmkrone auf dem Haupte abgebildet wurde, wodurch ihre alles bändigende Macht, und zugleich ihre Herrschaft über den mit Städten besäeten Erdkreis dargestellt werden sollte; so war doch diese Abbildung gleichsam nur eine äußere Verkleidung ihres unbegreiflichen gestaltlosen We-

fens, welches man sich gerade unter dem Unförmlichen am ehrwürdigsten dachte.

Die Fichte mit ihrem ungehemmten himmelanstrebenden Wuchs war der Cybele geweiht; und man fällte nun den heiligen Baum zu einem Schiffe, das bestimmt war, die Göttin über die Fluthen zu tragen.

Die Fahrt ging glücklich von statten, bis an die Mündung der Tiber, wo der Senat, das Volk, die römischen Mütter mit ihren Töchtern, und die vestalischen Jungfrauen der Göttin entgegen gingen. Hier gerieth das Schiff auf einen seichten Ort, und man versuchte vergeblich, es von der Stelle zu bringen. Tugend und Frömmigkeit sollten gleich bei der Ankunft der Göttin geprüft werden. Sie wollte in dem Hause des besten Mannes aufgenommen seyn, und eine keusche Hand sollte mit leichter Mühe das feststehende Schiff bewegen und den Strom hinaufziehen.

Dies that die vestalische Jungfrau Klaudia Quintia, deren verläumdete Tugend sich hier vor allem Volke rechtfertigte, indem sie die Macht das Schiff zu bewegen, zum Zeichen ihrer Unschuld von der Göttin laut erbat, welche auf der Stelle die gerechte Bitte erhörte, und leicht und willig dem Zuge der keuschen Jungfrau folgte.

Nun ergießt sich in einer kleinen Entfernung von Rom, vor dem ehemaligen kapenischen Thore, welches itzt die Porta S. Sebastiano heißt, der kleine Fluß Almo in die Tiber. In diesem Flusse wuschen die Priester der Cybele, die Göttin und ihre Heiligthümer ab, um von dort mit ihr den feierlichen Aufzug in die Stadt zu halten.

Diese Abwaschung wurde nachher jährlich, um die Zeit, wo man die Hilarien feierte, wiederhohlt; und der kleine Fluß Almo bekam dadurch eine gewisse Heiligkeit, welche noch itzt an ihm zu haften scheint, indem man seine Quelle aqua santa nennt, und ihr eine Kraft zuschreibt, die Räude der Thiere zu heilen.

Nachdem die Abwaschung geschehen war, wurden die Göttin und ihre Heiligthümer auf einem von Kühen gezogenen Wagen, den man von allen Seiten mit frischen Blumen bestreuete, unter Opfern und Gebeten, in Begleitung des Senats und des Volks, nach Rom gebracht, wo Scipio Nasika, als der beste Mann in Rom allgemein anerkannt, und einstimmig würdig befunden war, die Göttin aufzunehmen; die er, so lange bis ihr ein eigner Tempel erbaut werden konnte, in den Tempel der Siegesgöttin auf dem palatinischen Berge bringen ließ.

Da nun die Römer dies Heiligthum im Beſitz hatten, wurde ihr Muth von neuem belebt; ihre Tapferkeit hatte gleichſam eine neue Unterlage erhalten; es war eine geheimnißvolle ihnen bisher noch unbekannte Gottheit, die Mutter aller übrigen Götter, welche ſie in Schutz nahm; und die ſie dankbar durch Opfer, Spiele, und ihr wohlgefälligen Scherz und Luſtbarkeit zu verehren, und ſie ſich geneigt zu erhalten ſuchten.

Bei den öffentlichen Umgängen, die man ihr zu Ehren hielt, gehörten daher allerlei ſcherzhafte Verkleidungen, wie man ſie noch itzt bei dem römiſchen Karneval ſieht, ſelbſt mit zu der frohen gottesdienſtlichen Feier.

Einige ſtellten ohrigkeitliche Perſonen mit allen Inſignien ihrer Würde vor; andere gingen im philoſophiſchen Mantel einher; Weiber kleideten ſich wie Männer, Männer wie Weiber; irgend ein ſchwacher Greis, hatte einen Eſel mit Flügeln neben ſich gehen, welcher den ſchnellen Pegaſus, ſo wie der Greis den jungen muthigen Reiter deſſelben, darſtellen ſollte, um über beides ein frohes Gelächter zu erregen, welches zu der Feier des Feſtes gehörte, und für nichts weniger, als unheilig gehalten wurde.

Dieſer der großen Göttin zu Ehren angeſtellte feierliche Umgang hatte ſchon an ſich etwas Mahleriſches und Schönes: nach der Beſchreibung, welche uns ein Schriftſteller aus den letztern Zeiten des Alterthums davon giebt, war nehmlich der obige Aufzug von verkleideten Perſonen gleichſam das Vorſpiel der ganzen Feierlichkeit, worauf alsdann der Zug der Matronen folgte, die in weiſſen Kleidern vorangingen, und den Weg vor ſich her mit Blumen beſtreueten.

Dieſe wandten ſich zum öftern um, und ſuchten durch allerlei Bewegungen die ſie gegen die kommende Göttin machten, die Bereitwilligkeit zu ihrem Dienſte zu bezeichnen, indem ſie ſich ſtellten, als ob ſie im Begriff wären, mit den gebogenen Fingern das Haar der himmliſchen Königin in Locken zu ſchlagen, oder als ob ſie überhaupt bereit wären, ſie wie eine Gebieterin zu ſchmücken.

Hierauf folgte die feſtliche Muſik, von dem Chor weißgekleideter Knaben und Mädchen begleitet; welche der Göttin zu Ehren die heiligen Lieder abſangen. Alsdann folgten diejenigen, welche das Opfergeräthe und die Heiligthümer trugen; während daß die Prieſter der Göttin ſelbſt mit Trommeln und Pfeiffen ein lärmendes Getöſe machten.

Wenn man nun erwägt, wie wenig Scherz und Laune durch das Heilige und Ehrwürdige bei diesen sowohl als andern Festen der Alten, ausgeschlossen wurde, so scheint es, als ob sie gewußt hätten, das Ernsthafte und Komische gleichsam an seinen beiden Enden zu fassen, und es in einem glücklichen Vereinigungspunkte zusammen zu knüpfen, der uns vielleicht entschlüpft seyn mag, weil wir bei dem Heiligen und Ehrwürdigen das Komische immer nur auf eine solche Art dulden, als ob es nicht recht mit gutem Gewissen geschehen könne; so wie man denn auch das jetzige Karneval in Rom als eine Sache betrachtet, die gleichsam wieder abgebüßt werden muß.

Das rasende Getümmel welches bei dieser Feier von den Priestern der Cybele gemacht werden mußte, ist etwas ganz ausgezeichnetes bei diesem Feste und läßt den Ursprung desselben aus dem tiefsten Alterthum vermuthen.

Die Göttin Cybele führte nehmlich auch den Nahmen Rhea, und war die Vermählte des Saturnus, welcher gleich der zerstörenden Zeit, deren Sinnbild er auch war, seine eigenen Kinder verschlang.

Als nun Rhea den Jupiter gebohren hatte, wickelte sie einen Stein in Windeln, und gab dies-

sen Stein dem Saturnus statt des neugebohrnen Götterkindes, und also das Ungebildete statt des Gebildeten, zu verschlingen: Den Jupiter aber ließ sie heimlich auf der Insel Kreta in einer Grotte erziehen, wo eine Ziege ihn säugte, und die Bienen ihm Honig brachten, und wo schon damals die Korybanten eine Art Priester der Cybele, ein immerwährendes Getöse machen mußten, damit Saturnus nicht etwa die Stimme des weinenden Kindes vernehmen möchte.

Es war die Mutter aller Dinge welche die zerstörende Obermacht zu täuschen, und das zarte Gebildete aus dem Rachen des Allverschlingenden zu retten, es heimlich und sorgsam zu pflegen, und zur Reife zu bringen wußte, so wie die allbefruchtende Natur es mit dem Keime macht, den sie im Schooß der Erde vor Wind und Stürmen schützt.

So verehrt nun diese große Göttin selber war, so verächtlich waren größtentheils ihre Priester, an welchen sie dafür, daß sie sich ihr zu sehr nähern wollten, gleichsam eine furchtbare Rache nahm. Denn was der Fanatismus der Mönche in den christlichen Zeiten nur je für Erscheinungen hervorbringen konnte, die fanden schon bei diesen Priestern der Cybele statt.

In ihrer fanatischen Wuth entmannten sie sich selber; sie geißelten und zerfleischten sich, und bettelten Almosen, welches nur ihnen erlaubt war. — Die hohe Göttin vernichtete gleichsam ihre Priester, welche einen unmittelbaren Antheil an ihr haben wollten.

Selbst dieser Fanatismus aber hatte doch damals noch nichts Düsteres und Trauriges. Es war keine Wegwerfung oder Niedergeschlagenheit des Gemüths, sondern vielmehr der üppigste Grad von Wollust, die sich zuletzt zerstörend gegen sich selber kehrt, worin diese Priester sich zu versetzen suchten, um sich dem Dienste der großen Göttin zu weihen, die den Trupp entmannter Weichlinge gleichsam triumphirend in ihrem Gefolge sahe, indes sie selbst allein als die Mutter und Erzeugerin aller Dinge verehrt wurde.

Das rasende Getümmel womit die Priester der Cybele beständig ihren Aufzug hielten, machte sie sich ihrer selbst vergessen, und sie schwebten wie aus dem Becher der Ueppigkeit berauscht, in einem immerwährenden Taumel, der sie den Schmerz nicht achten, und ihre Verächtlichkeit nicht fühlen ließ. Sie liefen in wilder Begeisterung mit fliegendem Haar, wie Bachanten umher, und war-

fen das Haupt in den Nacken und von einer Seite zur andern.

Es war nicht sowohl Ertödtung als vielmehr die üppigste ausschweifendste sich selbst überströmende, und in zerfleischende Wuth ausartende Lebensfülle, welche den Zug der großen Erzeugerin der mächtigen Löwenbändigerin allenthalben begleitete.

Wer diese Raserei verabscheuete, weihte sich dem Priesterthum der Göttin nicht; wer aber Gefallen daran fand, der konnte nun ohne Scheu und ohne Vorwurf rasen, und im Dienste einer Gottheit, so viel er wollte an sich selber die Wuth auslassen, die ihn sonst vielleicht zum Verbrecher und zum Störer der öffentlichen Ruhe gemacht hätte.

Diese entmannten Priester der Cybele hießen Galli und ihr Oberpriester hieß Archigallus. Es gab dergleichen Priesterschaften, die mit ihren Götterbildern in Städten und Dörfern umherzogen und Allmosen sammelten. Sie mußten es sich gefallen lassen, man mochte sie verächtlich oder mit Ehrfurcht aufnehmen.

Die große Mutter selber aber blieb stets verehrt. Der Gottheit schadete die Raserei ihrer Priester nicht, und der Begriff von ihr behielt

unter allem Mißbrauch ihrer Hoheit, seine ursprüngliche Erhabenheit, indem man in ihr unter jeder Benennung nichts anders als die Allerzeugende, Allbefruchtende, und Allbelebende Mutter Natur selbst verehrte.

Am 30sten März.

Am Ende des Monaths der dem Mars geweiht war, feierte man noch den friedlichen Gottheiten zusammen genommen ein Fest; dem Janus, der mit dem Saturnus in dem goldenen Zeitalter über Latium mit Weisheit und Güte herrschte; der sanften Konkordia, welche die Gemüther versöhnt, und den Aufruhr stillt; dem Frieden selber, den man bei unaufhörlichen Kriegen dennoch Altäre weihte; und der Wohlfahrt Roms, die man sich auch als eine wohlthätige Gottheit dachte, deren besondern Schutze der Staat seinen Wachsthum und seine Blüthe empfahl.

Am 31sten März.

Das Fest der Luna.

Der gehörnten Luna war ein Tempel auf dem aventinischen Hügel erbauet, der in der Gegend

ſtand, wo itzt der heiligen Sabina eine Kirche geweiht iſt, die noch die Pracht der umherliegenden zerſtörten Göttertempel gewiſſermaßen in ſich vereinigt, indem nicht weniger als vier und zwanzig große kannellierte antike Säulen von pariſchem Marmor das Inwendige dieſer Kirche ſchmücken, deren Halle auf acht Granitſäulen ruhet.

Unter den ſieben Hügeln Roms iſt der aventiniſche itzt der einſamſte; man geht weite Strecken zwiſchen Mauren, welche die den Klöſtern zugehörigen Weingärten einſchließen. Man hat aber auch von dieſem einſamen Hügel die romantiſchſten Ausſichten auf die Ueberreſte des alten Roms, und die umherliegenden Gegenden.

Hier feierte man alſo der Luna, die mit immer wieder zunehmendem Lichte, über Roms Hügeln ſchimmerte, jährlich ein Feſt. Der immer wieder wachſende, ſeine Hörner wieder füllende Mond, war bei den Alten ein ſchönes Sinnbild von Gedeihen, von zunehmender Macht und Größe. Man blickte dieſe immerwiederkehrende Erſcheinung mit einer Art von Zutrauen auf den glücklichen Wechſel der Dinge an.

Man verehrte auch den heiligen Schein des Mondes bei der Nacht, und es war auf dem pala-

tiniſchen Berge ein eigner Tempel der nächtlich leuchtenden Luna geweiht. So ſchuf ſich die Einbildungskraft die ganze umgebende Natur zu einem Heiligthume, worin man bei Tage und bei Nacht unter der majeſtätiſchen Decke des Himmels wandeln konnte.

Von den Festen im April.

In dem sanftern Klima von Italien und Griechenland, wo die Jahrszeit früher fortrückt, ist der April der eigentlich schöne Frühlingsmonath, statt daß bei uns der May dafür erkannt, und von unsern Dichtern besungen wird.

Im April stand alles in voller Blüthe, und dieser Monath hieß daher auch bei den Griechen, ἀνθεστηριων oder der blühende. Den Nahmen April hatte er entweder von ἀφρος, dem Schaume des Meeres, mit dem sich die himmlische Zeugungskraft vermählte, woraus Aphrodite, die Göttin der Liebe, emporstieg; oder von dem lateinischen Worte, welches eröfnen heißt; weil die Fesseln, die den Keim im Schooß der Erde gefangen hielten, nun wieder gelöset sind.

So wie nun der Januar dem Janus, der Februar den Göttern der Unterwelt, der März den Kriegesgöttern, so war der April der Venus geweiht, und stand unter ihrem besondern Schutze. Mit ihrem Feste hub sich dieser Blüthenmonath an, und schloß sich mit der Feier, die man der Göttin Flora zu Ehren anstellte, welche um diese Zeit ihren ganzen Reichthum mit verschwenderischer

Hand ausgeschüttet hatte, und auch für sich ein frohes Andenken von den Sterblichen fordern konnte.

Am 1sten April.

Das Fest der Venus Vertikordia und der Fortuna Virilis.

Dies Fest wurde zu der Zeit gefeiert, wo das Haupt der Göttin mit frischen Rosen wieder umkränzt werden konnte. Die Mütter mit ihren Schwiegern begaben sich in den Tempel der Venus vor dem Kolliniſchen Thore, um das Bildniß der Göttin feierlich abzuwaschen; sie nahmen der Göttin ihren Schmuck ab, das goldene Geschmeide von dem Marmorhalse, um dieselbe, wenn sie abgetrocknet war, desto festlicher wieder zu schmücken, und ihr Haupt mit frischen Blumen zu umkränzen.

Dann mußten auch die Matronen selbst sich baden, zu welchem Ende sie sich von hier nach dem Tempel der **Fortuna Virilis** oder **männlichen Glücksgöttin** begaben, in dessen Nähe eine warme Quelle mit einem darüber gebaueten geräumigen Behältniß war, worin die Matronen sich zum Baden entkleideten, und zugleich ihr Haupt mit Myrthen umkränzen mußten.

Dann brachten sie, wenn sie sich gebadet hatten, der Fortuna Virilis in ihrem Tempel ein Opfer dar, welches bloß darin bestand, daß sie Weihrauch auf ihren Altar streueten; wobei sie die Göttin um Beistand anflehten, daß es ihnen gelingen möchte, sich ihren Männern stets angenehm zu machen, und ihre Zuneigung sich zu erhalten.

Sie gaben also der Benennung **männliche Glücksgöttin** die besondere Ausdeutung, daß dieselbe ihnen Glück bei ihren Männern verschaffen sollte. Zuletzt nahmen sie einen Milchtrank mit zerstoßenen Mohnsamen und Honig vermischt zu sich, welchen, wie man sagte, auch Venus bei ihrer Vermählung nahm, und welcher Trank zum ruhigen und süßen Genuß der ehelichen Liebe gleichsam einladen sollte.

Man flehte hierbei die Venus an, daß sie die Schönheit, die Sitten und den guten Nahmen schützen möchte, welches Gebet an die Venus sich auf die Veranlassung zu diesem Feste gründete, die noch vorzüglich merkwürdig ist.

Es war nähmlich einstmals in den ältern Zeiten Roms eine solche Verderbniß der Sitten eingerissen, daß drei vestalische Jungfrauen nach einander das Verbrechen der Unkeuschheit begingen,

worüber die ganze Stadt in Trauer und Beſorgniß gerieth.

Man fragte die ſybilliniſchen Bücher um Rath, in welchen man den Ausſpruch fand, daß man die Venus ſelber durch Opfer und Gebete müßte zu verſöhnen ſuchen, damit ſie die Herzen umlenken, und die entflohene Keuſchheit in den jungfräulichen Buſen wieder möchte zurückkehren laſſen.

Daher widmete man ihr nun unter dem Nahmen der Venus Vertikordia, oder der Herzensumlenkerin einen Tempel, in welchem ihr Bildniß von der keuſcheſten Matrone ſollte geweihet werden.

Von allen römiſchen Matronen wurden hundert, und von dieſen wieder zehen durch das Loos gewählt um den Ausſpruch zu thun, welche durch Reinigkeit der Sitten unter allen hervorleuchte; dies war nach dem einſtimmigen Urtheil Sulpicia die Vermählte des Fulvius Flakkus, deren Nahme und Ruhm ſich bis auf die ſpäteſte Nachwelt erhalten hat.

Indem man alſo einem einreißenden Laſter vorbeugen wollte, flohe man nicht vor dem Triebe, woraus es entſpringt, zurück; ſondern man ſuchte dieſen von der Natur gebotenen Trieb ſelbſt, durch die Verehrung einer Gottheit, die ihn lenken ſollte,

zu heiligen, und ihn dadurch in seine Grenzen zurück zu führen.

Am 5ten April.

Die Megalesischen Spiele.

Diese Spiele wurden wiederum der großen Mutter zu Ehren gehalten, deren erstes Fest man schon im März gefeiert hatte, und welche ohngefähr um diese Zeit auf den palatinischen Berg in dem Tempel der Viktoria gebracht war, wo alles Volk ihr seine Ehrfurcht bezeugte.

Der feierliche Umgang mit der Göttin wurde an diesem Feste wiederhohlt; die Priester der Cybele durften diese Tage über Allmosen sammlen, und das Volk sahe den Spielen zu, die gleichsam unter den Augen der Göttin, auf dem palatinischen Berge veranstaltet wurden.

Die gottesdienstlichen Spiele der Römer bestanden entweder in allerlei körperlichen Uebungen und Wettrennen mit Wagen und Pferden, das im Cirkus oder der öffentlichen Rennbahn gehalten wurde; alsdann hießen sie circensische Spiele; oder sie bestanden in irgend einer Art theatralischer Vorstellungen, die man scenische Spiele nannte.

Von der letztern Art waren diejenigen, welche man der Göttin Cybele zu Ehren auf dem palati-

nischen Berge hielt. Zu den gottesdienstlichen scenischen Spielen zählte man die Tragödien, die Komödien, die Satyren, und den Mimus, oder das Gebährdenspiel.

Die Veranlassung zu den scenischen oder theatralischen Spielen überhaupt, war ebenfalls eine Noth worin sich das römische Volk befand, indem es einst von einer langanhaltenden Pest gedrückt wurde, und unter andern auch durch diese Art Spiele die erzürnten Götter zu versöhnen suchte, von denen man also gewiß voraussetzte, daß sie an dergleichen frohen Spielen der Sterblichen ein Wohlgefallen fänden.

Da bei den kriegerischen Römern bis dahin nur die circensischen Spiele üblich gewesen waren, so ließ man nun aus Etrurien eine Art Schauspieler zu den scenischen Spielen kommen, die zuerst bloß nach dem Schalle einer Pfeiffe tanzten, bis nach und nach Gesang und Gebährdenspiel hinzu kam.

Einen so geringen Anfang hatten die scenischen Spiele. Demohngeachtet richtete man sich an dem Gedanken wieder auf, daß diese Spiele den Göttern wohlgefällig wären; und in den niedergeschlagenen Gemüthern entstand wieder neue Lebenslust und neue Lebenszuversicht.

In eben dieser Stadt nun, wo damals unter den Augen der Gottheit, und um der Gottheit willen jene frohen Spiele veranstaltet wurden, sind dieselben itzt in die Zeit des Karnevals verbannt, wo das Volk sich auch der Freude, aber nicht mehr mit gutem Gewissen, überläßt, weil man sich diese Freuden nicht mehr mit der Gottheit und ihrem Wohlgefallen, Scherz und Lachen nicht mehr mit dem Heiligen, zusammendenken darf.

Man fühlt diesen Zwang und sucht sich unter allerlei Vorwand davon zu befreien; denn es werden schon seit einigen Jahren den ganzen Sommer über Singespiele gegeben, welche aber bloß als Vorspiel zu einer Kinderkomödie betrachtet werden müssen, die zwischen den Akten gespielt wird, und durch deren Unschuld diese Singespiele gleichsam wieder gerechtfertigt werden sollen.

Dagegen war bei den alten Römern ein schönes Gesetz: In den öffentlichen Spielen, die nicht in körperlichen Uebungen bestehen, soll das Volk bei Gesang und Saitenspiel seine Freude mäßigen, und dieselbe mit der Verehrung der Götter vereinigen.

Am 9ten April.

Die Cerealien.

Dies Fest der Ceres wurde mit den Kampfspielen eröfnet, welche ihr zu Ehren im Cirkus gehalten wurden; worauf denn die eigentlichen Cerealien erst ihren Anfang nahmen, deren Feier mehrere Tage währte.

Die Kampfspiele selber aber wurden durch einen religiösen Aufzug vorbereitet, worin sich alles vereinigte, was nur irgend durch sinnbildlichen Ausdruck von Hoheit und Würde auf die Gemüther der Sterblichen wirken kann.

Durch einen solchen Aufzug wurde die Verehrung aller übrigen Götter, in das Fest welches man einer besondern Gottheit zu Ehren feierte, mit eingeschlossen, und ihre Bildsäulen im Pomp mit aufgeführt. Die majestätische Folge des ganzen Götterchores bildete vor den Augen des Volks ein bewegliches Pantheon.

Voran wurde eine geflügelte Viktoria mit einem Palmzweig in der einen, und einem Kranz in der andern Hand, getragen. Denn es ist die Siegesgöttin, welche bei jedem Kampf, sey's Treffen oder Spiel, den Vorsitz hat.

Dann folgten die hohen Schutzgottheiten Roms. Jupiters Bildsäule mit dem Blitz bewafnet, Juno mit dem majestätischen Pfau, Minerva mit Helm und Spieß, und dann nach der Reihe die Bildsäulen der übrigen Gottheiten.

Geschmückte Knaben leiteten die zum Wettrennen bestimmten Pferde, welche zu dem Feste gleichsam geweihet waren. — Dann folgte der Zug der obrigkeitlichen Personen, der Senat, und die Söhne der Ritter. — Hierauf die Fechter und Ringer, und die Chöre von Sängern, wovon das erste aus Männern, das zweite aus Jünglingen, und das dritte aus Kindern bestand; nebst den Pfeiffern und Cytherspielern, an welche sich ein Haufe aus dem Volke in allerlei Verkleidungen muthwillig scherzend anschloß. Dann kamen die Priester, welchen ihre Bediente das Opfergeräthe nachtrugen, und endlich die Opferschlächter mit den bekränzten Opferthieren. —

Es mischte sich nichts Strenges nichts Düstres in diese Feierlichkeit — Die Bildsäulen der Götter selber waren schön, und durch dieselben und ihre Attribute, wurde Hoheit, Macht und Würde auf mannichfaltige Weise sinnbildlich ausgedrückt.

Die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, welche auf eine natürliche und ungesuchte

Weise das fortschreitende Alter bezeichneten, boten den Augen ein eben so schönes als bedeutendes Schauspiel dar. Das Opfergeräthe selbst, welches nachgetragen wurde, die Rauchpfannen, Opfertische, und Dreifüße, machten einen schönen und mahlerischen Anblick; und die bekränzten Opferthiere vollendeten gleichsam das Gemählde, welches dieser Zug in der Einbildungskraft zurückließ.

Das Ganze zusammengenommen war ein majestätisches Bild des immer fortschreitenden Lebens, mit seinen abwechselnden ernsten und komischen Scenen. Nichts war darin ungöttlich, nichts wurde ausgeschlossen, was frohen Lebensgenuß gewährt, und Scherz und Lachen schloß sich in dem schönen Zuge mit an.

Hiebei wurden nun an dem Feste der Ceres ihr zu Ehren Loblieder abgesungen, daß sie die Menschen gelehrt habe, statt der Eicheln eine bessere Nahrung dem Boden abzugewinnen. Man zog damals die Heiligkeit der körperlichen Dinge, worauf die Erhaltung des Lebens beruhet, noch in Erwägung, wovon sich nachher die Aufmerksamkeit immer mehr abgezogen hat, weil man sich gewöhnte, sie nicht als wohlthätige Ereignisse, sondern als etwas, daß nun einmal so seyn müßte, zu betrachten.

Auf den feierlichen Umgang folgte denn das Wettrennen mit Wagen und Pferden, in dem Cirkus. Man glaubte die Götter nicht besser ehren zu können, als wenn man alle seine Kräfte aufböte, um, sey's auch nur im Spiele, wetteifernd nach einem Ziele zu streben, und die Palme zu erreichen, welche die Götter selbst dem Sieger zur Belohnung bestimmt haben.

Durch dies alles wurde die Imagination immerwährend mit schönen und reizenden Bildern genährt. — Das Leben selbst verfloß in höherm Genuß, weil es sich in allen Festen und Spielen, sinnbildlich dargestellt, wiederfand, und sich selbst darin spiegelte und vervielfältigte.

Am zwölften hub erst die eigentliche Feier der Cerealien an.

Dies Fest schrieb sich aus Griechenland von dem verborgenen Dienste der Ceres her, und wurde von ihren Priesterinnen, die sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten mußten, in der Nacht gefeiert. Wer dabei erschien, mußte weiß gekleidet seyn, und durfte sich wegen keines Todten in Trauer befinden.

Demohngeachtet waren es die Begriffe von Leben und Tod, die sich grade bei diesem Feste am nächsten zusammenfanden. Man feierte die Trauer der Ceres um ihre Tochter, die jungfräuliche Pro-

ſerpina, welche vom Pluto in das Reich der Schatten entführt war.

Auf dem Aetna zündete Ceres ihre Fackel an, und ſuchte ihr geraubtes Kind in den verborgenſten Winkeln der Erde. Sie erleuchtete die Nacht, um das Verborgene aufzudecken, und das Verlohrne und Entſchwundene wieder an den Tag zu bringen. —

Nachdem ſie vergebens auf dem ganzen Erdkreis ihre verſchwundene Tochter geſucht hatte, kam ſie in Eleuſis in Griechenland ermüdet an, und ſetzte ſich jammervoll auf einem Steine nieder. — Menſchliches Leiden iſt in dieſer ſchönen Dichtung mit der Macht der Gottheit verknüpft. Es iſt die erhabene, alles ernährende Göttin, welche um den Verluſt ihrer Tochter klagt.

Das Lebende ſuchte das Verſtorbene und fand es nirgends.

Daß aber bei den Alten unter dem Raube der Proſerpina der Tod ſinnbildlich dargeſtellt wurde, ſieht man an den Basreliefs auf den antiken Marmorſärgen, wo der Tod der Proſerpina zum öftern abgebildet iſt, um den Tod eines jungen Mädchens, ſo wie der entſchlummerte Endymion, um den Tod eines Jünglings zu bezeichnen.

Als nun Ceres in Eleusis auf dem Steine saß, lud ein Greis Nahmens Celeus, dessen Sohn in der Wiege krank lag, sie in seine Hütte ein. Sie folgte dem Greise, und als sie in das Haus trat, lag das Kind in den letzten Zügen. Die Göttin drückte ihre Lippen auf den Mund des Kindes, und hauchte ihm plötzlich wieder Leben ein.

Sie blieb nun in der gastfreundlichen Behausung, wohin sie, obgleich selbst in Trauer, die Freude wieder gebracht hatte; und suchte dem Sohne des Celeus, dem sie das Leben geschenkt hatte, auch die Unsterblichkeit zu geben, indem sie ihn alle Nächte mit Flammen umgab, die den sterblichen Theil seines Wesens verzehren sollten.

Aber auch in diesem Geschäft wurde sie durch die Mutter des Knaben gestört, welche die Ceres einst bei diesem geheimnißvollen Werk belauschte, und da sie ihr Kind in Flammen sahe, ein lautes Geschrei anhub, worauf die Göttin plötzlich ihre wahre Gestalt annahm, und auf ihren mit Drachen bespannten Wagen sich in die Lüfte erhub.

Sie war also durch die zärtliche Besorgniß der Mutter, in ihrem sehnlichen Wunsche gehindert worden, das Sterbliche unsterblich zu machen. — Allein sie schenkte dem ältern Sohne des Celeus, dem Triptolem, den wohlthätigen Saamen, wor-

aus

aus der nährende Halm erwächst, und gab ihm einen mit Drachen bespannten Wagen, um die edlen Weizenkörner auf dem ganzen Erdboden auszustreuen.

Nachdem die Göttin für die Nahrung und Erhaltung der Sterblichen gesorgt, und ihres eigenen Kummers eine Zeitlang vergessen hatte, durcheilte sie wieder Erde, Meer, und Lüfte, um ihre verlohrne Tochter wiederzufinden, deren Aufenthalt beim Pluto ihr endlich die allsehende Sonne entdeckte.

Da forderte Ceres vom Jupiter dem Vater der Götter und Menschen ihre Tochter wieder, die aber aus den unterirdischen Wohnungen nur unter der Bedingung zurückkehren konnte, daß sie sich alles Genusses von Speise enthalten habe. Allein auch Proserpina hatte die Rückkehr verscherzt, indem sie der Begier nicht hatte widerstehen können, einige Körner aus einem Granatapfel zu verzehren.

Da die göttliche Mutter hierüber untröstlich war, gewährte Jupiter der Gattin des Pluto, daß sie hinfort immer nur die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt bleiben, und die andere Hälfte auf der Oberwelt des himmlischen Lichts wieder genießen solle.

Der Dienst der Ceres war geheimnißvoll, und das Geheimnißvolle bei den gottesdienstlichen Gebräuchen der Alten lag vorzüglich in dem Gegensatze von Leben und Tod, weil es wirklich in der Natur kein größeres Geheimniß giebt, als dieß.

Nun giebt es aber kein schöneres Sinnbild, keine Ereigniß, in der Natur, wo Leben und Tod, Bildung und Zerstörung, dem Scheine nach, näher aneinander grenzen, als da, wo das Saamenkorn dem Auge ganz verdeckt, im Schooß der Erde vergraben liegt, und gerade auf dem Punkte, wo das Leben seine Endschaft zu erreichen scheint, ein neues Leben anhebt.

Es ist die geheimnißvolle Entwickelung des Keims im Schooße der Erde, das innre heilige Leben der Natur, welches vor sterblichen Augen verborgen, alle Geschlechter und Arten in ewiger Jugend erhält, und kein Stäubchen verlohren gehen läßt.

Diese Idee, welche von neuen Dichtern so oft genutzt ist, war bei den Alten im hohen Grade lebhaft; nur gaben sie allen diesen Begriffen gern Persönlichkeit, und hüllten sie in Göttergestalten ein, worin das Große und Erhabene von ihnen verehrt wurde, was sich die Seele selbst in ihren hellsten Momenten denkt.

Das Saamenkorn war gleichsam zum erstenmale verschwunden; man wußte noch nicht, ob es aus dem Schooße der Erde wieder aufkeimen würde. — Pluto hatte die jungfräuliche Tochter der Ceres geraubt, und die erhabene Mutter trauert um ihren Verlust.

Sehr merkwürdig ist das Geständniß des Cicero, der von den eleusinischen Geheimnissen, in welche er selber eingeweiht war, den Ausspruch thut, daß sie den Eingeweihten nicht nur zu einem frohern Genuß des Lebens, sondern auch zu einer bessern Hofnung im Tode erheben.

Es scheint, als sey die Hülle der Dichtung bei den Eingeweihten herabgesunken, und ihnen ein Blick auf das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge gewährt, durch deren standhaftes Anschauen allein das Leben in sein Gleis kömmt, und der Tod seine Schrecken verliert.

Auch von den Landleuten wurden die Cerealien gefeiert, indem sie der Ceres ein ackerumwühlendes Schwein zum Opfer brachten, und ihr zu Ehren frölich Gastgebote hielten, wobei sie Lieder zu ihrem Lobe sangen.

Wie heilig der Dienst der Ceres bei den Römern war, siehet man daraus, daß nach der schrecklichen Niederlage, welche sie bei Cannä vom

Hannibal erlitten, der Senat beschloß, daß die Trauer um die Gefallenen nicht länger als dreißig Tage währen solle, damit das Fest der Ceres könne gefeiert werden, bei welchem niemand in Trauer erscheinen durfte.

Die Mütter und Töchter, Gattinnen und Schwestern der Erschlagenen, mußten ihre Thränen abtrocknen, und in weissen festlichem Gewande Weihrauch auf die Altäre streuen. So sehr mußte jede häusliche Trauer der allgemeinen Verehrung der Gottheit weichen, die man selbst nach erlittenen Jammer mit Lobliedern verehrte.

Als einst die römische Republik durch innere Zwistigkeiten zerrüttet war, fragte man die sybillinischen Bücher um Rath, welche den Ausspruch thaten, daß man die älteste Ceres versöhnen müßte; man schickte zu dem Ende eine priesterliche Gesandschaft nach Enna in Sicilien, wo das älteste und verehrteste Götterbild der Ceres sich befand, das in spätern Zeiten von dem römischen Stadthalter Verres aus diesem Tempel geraubt wurde, worüber ihn Cicero mit erschütternder Beredsamkeit anklagt, und im Nahmen der Bürger von Enna für diese Freveltat Rache fordert.

Der sanfte, menschenfreundliche Plinius besaß ein Landgut, auf welchem ein alter Tempel der Ce-

res ſtand. Das Volk verſammlete ſich hier aus der ganzen Gegend, um ſeine Gelübde der Ceres darzubringen; und in der Nähe war kein Zufluchtsort, weder vor der Sonne noch vor dem Regen.

Ich werde, ſchreibt Plinius an ſeinen Freund, dieſen Tempel prächtig bauen laſſen, und einen bedeckten Gang dazu, jenen für die Gottheit, und dieſen für die Menſchen, der Portikus ſoll dem Tempel gegenüber auf einer Wieſe gebauet werden, weil der Tempel ſelbſt von der einen Seite durch einen Fluß, von einer andern durch einen jähen Felſen, und von der Dritten durch den Weg beſchränkt wird.

Am 15ten April.

Die Fordicidien.

Jetzt, da die Erde ſelbſt von dem eingeſtreuten Saamen ſchwanger, die Hoffnung der künftigen Erndte noch in ihrem Schooße verhüllte, opferte man ihr eine trächtige Kuh, deren Benennung in der Sprache der Römer, dieſem Feſte den Nahmen gab, und wodurch man die allesernährende Mutter zu verſöhnen ſuchte, damit ſie Mißwachs und Unfruchtbarkeit verhütend, den Saaten und den Heerden Gedeihen geben möchte.

Der König Numa stiftete schon dieß Fest, um dadurch dem Ackerbau und der Viehzucht gleichsam eine besondere Weihung, durch Opfer und Gebet zu geben, und zugleich bei einer großen Unfruchtbarkeit der Aecker und der Heerden, welche zu seiner Zeit einfiel, den Muth des Landmannes wieder aufzurichten.

Ihm ward nach der alten Sage, im Traume die Offenbarung, daß, wenn er die Erde versöhnen wolle, so müsse er ihr zwei Leben opfern. — Die Nymphe Egeria deutete ihm darauf den geheimnißvollen Spruch; er müsse der Mutter Erde eine trächtige Kuh zum Opfer bringen!

Indem man nun durch Opferung trächtiger Kühe die Forbicidien feierte, brachte man der Erde freiwillig dar, was sie sonst durch Mißwachs und Unfruchtbarkeit hinwegnahm. — Die älteste Vestalin mußte gleichsam im Nahmen der Gottheit, die man verehrte, bei diesem Opfer zugegen seyn, um das ausgeschnittne unzeitige Kalb, zur völligen Versöhnung des Schadenden und Zerstörenden, zu Asche zu verbrennen; welche Asche man zu dem hierauf folgenden Feste aufbewahrte.

Die dreißig Kurien oder Gemeinden, in welche das römische Volk getheilt war, mußten

dieß Fest eine jede besonders, feiern. — Denn Ackerbau und Viehzucht waren in den ältesten Zeiten das wichtigste Geschäft der römischen Bürger. — Da sie nur von der allesernährenden Erde die Frucht ihrer Mühe erwarteten, so wandten sie sich unmittelbar an dieselbe mit Opfern und Gebeten; und ohne weiter zu blicken, hielten sie sich an das nächste, woraus ihnen Nahrung und Fülle strömte, gleich dem Kinde, das sich zuversichtlich an den Busen der Mutter schmiegt.

Am 21sten April.

Die Palilien.

Eines der ältesten und unschuldigsten ländlichen Feste waren die Palilien, wodurch man die Pales sich geneigt zu machen suchte, welche dem Futter der Thiere Gedeihen gab, und in deren Obhut die Hirten ihre Heerden empfahlen, um sie vor allem Schädlichen zu bewahren.

Dieß Fest war eine jährliche Weihung und Entsündigung des Hirten und der Heerde. — Die Vergehungen, deren ein Hirt sich schuldig machen konnte, waren nehmlich, wenn er unversehens unter einem heiligen Baume, oder auf Plätzen, wo Todte verbrannt waren, geweidet hatte; wenn er

in einen Hain getreten war, wo die Nymphen oder der Ziegenfüßige Pan, durch seine Blicke verscheucht waren.

Wenn er einen Zweig aus einem heiligen Haine entwandt hatte, um einem kranken Schafe dadurch zu helfen; wenn er bei einem Hagelwetter die Heerde an einem Tempel auf dem Felde hatte Schutz suchen lassen; oder wenn diese etwa den Nymphen die klare Fluth getrübt, und dadurch ihren Zorn erweckt hatten. —

Alle diese Vergehungen auszusöhnen, flehte man die Göttin Pales an, und bat sie, die Heerden nicht entgelten zu lassen, was der Hirt verschuldet; auch gelobte man aufs neue, daß man sich auf alle Weise hüten wolle, die Dryaden und die Waldgötter zu Gesicht zu bekommen.

So leicht und unschuldig nun diese Vergehungen waren, so leicht war auch das Versöhnungsmittel: Am Tage vor dem Feste theilte nehmlich die Vestalin dem Volke die Asche von den unzeitigen Kälbern aus, welche bei den Fordicidien verbrannt waren. Diese Asche ward auf glühende Kohlen geschüttet, und Pferdeblut darauf gegossen; dann ward Bohnenstroh angezündet, und der Hirt sprang dreimal über die Flamme hinweg; das war die Entsündigung des Hirten.

Die Heerde ward nach dem Abendfutter aus dem Stalle gelassen, und der Hirt besprengte sie mit einem Lorbeerzweige mit reinem Wasser; man zündete Schwefel an; der Stall ward ausgefegt und ausgeräuchert; die Thüren desselben schmückte ein großer frischer Kranz; und nun ward der milden Pales ihr Opfer dargebracht, welches aus einem Kuchen von Hirse, einem Körbchen mit Hirse, und einem Gefäß voll Milch bestand.

Man flehte die Göttin an, sie wolle den Hirten und die Heerde, und die wachsamen Hunde erhalten; den Wolf verscheuchen; Gras und Kräutern Gedeihen geben; zarte Wolle den Lämmern; dem Euter volle Milch; daß des Gewinnstes sich der Landmann freue; dann wolle man übers Jahr wieder große Kuchen backen, und ihr, der guten Pales, wieder ein Opfer bringen.

Eine neuere Art Palilien, welche noch itzt, obgleich nicht der Göttin Pales zu Ehren, in Rom gefeiert werden, machen mit den alten einen angenehmen Kontrast. Nicht weit von Maria Maggiore ist nehmlich eine Kirche und Kloster, wohin jährlich mit Pferden, Eseln, Maulthieren u. s. w. eine Wallfahrt angestellt wird, damit die Thiere ebenfalls durch Besprengung aus dem heiligen

Weihkessel vor allen übeln Zufällen in dem künftigen Jahre gesichert werden.

Der Kirche gegenüber auf einem Balkon erschallt, so lange die Feierlichkeit dauert, eine frohe Musik; die Thiere, welche zur Besprengung hinzu geführt werden, sind mit Bändern schön geschmückt. Die vornehmsten römischen Equipagen fahren eine nach der andern heran, und lassen an ihrem Vorspann die Ceremonie vollziehn, weil man der Besprengung vorzüglich die wohlthätige Einwürkung auf die Natur der Pferde zuschreibt, daß sie binnen dem ganzen Jahre nicht scheu oder flüchtig werden.

Die Römer sind in diesen ihrem Volksglauben noch vor nicht langen Jahren durch einen Zufall bestärkt worden, der einem Fremden begegnete, welcher sich an diesem Tage, ohngeachtet der Ermahnung seines Kutschers, der Ceremonie nicht unterziehen wollte, sondern dem Kutscher zu einer Spazierfahrt anzuspannen Befehl gab. Kaum saß der Kutscher auf dem Bock, so wurden die Pferde scheu; der Kutscher stürzte, und blieb todt; der frevelnde Fremde kam mit einer gefährlichen Kontusion davon, und fuhr seitdem sehr andächtig an dem bestimmten Tage mit seiner Equipage vor, um seine Pferde mit den Tropfen des geweihten

Wassers besprengen zu lassen, das selbst Thieren Zahmheit und Sanftmuth einflößt.

Der weihende Priester bei dieser Ceremonie ist gemeiniglich ein junger Geistlicher, der eine Art von Besen oder zusammengebundne Reiser in den Weihkessel taucht, und gegen Erlegung einer Kleinigkeit an Gelde, oder sonstigen Geschenkes, die Thiere, welche herzu geführt werden, sehr reichlich benetzt, so daß auch die Kutscher, Eseltreiber u. s. w. nicht leer ausgehen, und junge Mädchen, die vorbei kommen, mit schalkhafter Miene von dem jungen Priester zum Scherz besprengt werden.

Die Musik auf dem Balkon, die vielen und reichen Equipagen, die andächtigen Landleute, welche ihre mit Bändern geschmückten Thiere herzu führen, die Menge der Spazierengehenden, der Fußboden der Kirche mit grünen duftenden Blättern bestreut, die schöne Jahreszeit, und das Lachende und Frohe dieses Festes selber, geben ihm einen vorzüglichen Reiz, worüber man das Lächerliche selbst vergißt, und durch die allgemeine fröliche Stimmung sich mit erheitert fühlt.

Am 23sten April.

Die Vinalien.

An diesem Tage eröfneten die Römer ihre groſsen irdenen Weingefäße, welche in der Höhe eines Menschen waren, wie man sie noch in dem Keller von den Ruinen eines Landhauses bei Pompeja siehet; in einem solchen großen irdenen Fasse findet man auch auf antiken Basreliefs den Diogenes abgebildet.

Bei der Eröfnung dieser Gefäße nun wurde dem Jupiter auf dem Hausaltare, der ihm geweihet war, ein Becher von dem Weine geopfert, wobei man sich dankbar an ein uraltes Gelübde zurück erinnerte.

Nach dem Tode des Aeneas hatte nehmlich einst der siegreiche Tuscische König von den Lateinern als eine Friedensbedingung verlangt, daß sie allen Wein, der in ihrem Lande wüchse, nach Etrurien liefern sollten; die Lateiner hierüber aufgebracht, verbanden sich zu einer neuen Gegenwehr, und weihten lieber allen ihren Wein, dem Jupiter, als daß er dem Feinde zur Beute werden sollte.

Da sie nun den Sieg erhielten, so beobachteten sie seit der Zeit das Gelübde, welches sie dem Ju-

piter gethan, wenigſtens einigermaßen dadurch, daß ſie der ſchühenden Gottheit, die ihres Weins nicht bedurfte, ihren dankbaren Willen zeigten, indem ſie einen Becher voll aus jedem Faſſe ihm zum Opfer darbrachten, und dadurch den ungeſtraften Genuß des übrigen Weins, der ihm eigentlich auch gehörte, ſich erbaten.

An eben dieſem Tage wurde auch das Feſt der Venus Erycina von den Töchtern der Freude gefeiert. Ihr Tempel lag vor der Stadt bei dem Kolliniſchen Thore. Man opferte ihr angezündeten Weihrauch; ſchmückte ihre Bildſäule mit Myrthenzweigen, und bekränzte ſie mit friſchen Roſen. Dann richtete man Gebete und Gelübde an die Göttin, daß ſie die Kunſt zu gefallen, ihren Verehrerinnen ertheilen möchte.

Am 25ſten April.

Die Robigalien.

Um dieſe Zeit, wo in jenem Klima, der Roſt oder Brand das Getreide am öfterſten angreift wurde dem Robigo, einem Weſen der Einbildungskraft, das man ſich ſelbſt ſowohl ſchadenſtiftend als ſchadenverhütend dachte, ein Opfer dargebracht, um es zu verſöhnen.

Es war im Grunde die allesbelebende Natur selber, welche man um diese Jahreszeit, unter der besondern Benennung Robigo sich geneigt zu machen suchte. Auch die Einsetzung dieses ländlichen Festes schreibt sich vom Numa her, welcher die religiöse Aufmerksamkeit so viel wie möglich unmittelbar auf die umgebende Natur, auf die fruchtbringende Erde, die belebende Sonnenwärme, Aussaat und Erndte, und den dankbaren Genuß der Gaben aus dem Schooße der Erde, zu lenken suchte.

Gleichsam als eine Anspielung auf die brennende, das Getreide versengende Hitze des Hundssterns, wurde dem Robigo eine noch saugende röthliche Hündinn geopfert. — Der Opferpriester, von den Opferdienern und den römischen Bürgern, welche Landgüter besaßen, begleitet, ging in Prozession mit dem Opfergeräth aus dem Ratularischen Thore, in den dem Robigo geweihten Hain.

Hier flehte der Priester die Gottheit an, die Saaten zu bewahren, der Erndte Gedeihen zu geben; dann zündete er Weihrauch an; goß Wein aus dem Opferkruge in die Opferschale; und brachte außer der röthlichen Hündin noch ein zweijähriges Schaaf der Gottheit zum Opfer dar.

In dem Gebete, was ein römischer Dichter dem Opferprieſter in den Mund legt, wird Robigo auf eine naive Art angefleht, er ſolle lieber die Schwerdter in den Scheiden, als das Getreide auf dem Felde, mit ſeinem Roſt angreifen.

Robigo wird auch als ein furchtbares Weſen angeredet; der Landmann zittert, daß er ſich auch ſein Getreide zum Augenmerk möchte genommen haben. Der betende Prieſter ſagt: Laß es dir genug ſeyn, daß du ſchaden kannſt! und wenn du ja etwas zerſtören willſt, ſo zerſtöre das Zerſtörende, nehmlich das Eiſen.

Am 28ſten April.

Die Floralien.

In dem Blumenmonathe ward auch der Göttin Flora zu Ehren ein Feſt gefeiert. Alle Häuſer waren an dieſem Feſte mit Blumenkränzen geziert, und alle Tiſche damit beſtreut. Man bekränzte ſich mit Blumen, und ſang fröliche Lieder auf den Straßen. Die Blumenwelt wurde gleichſam in ſich ſelbſt, und in ihr die zeugende und ſchaffende Kraft verehrt, die außer dem nährenden Halme, auch das duftende Veilchen, und die Roſe hervorbringt.

Man brachte der Flora kein anders Opfer dar, als den frohen Genuß des Lebens selber, den die schönste Jahreszeit unter den Einflüssen dieser wohlthätigen Gottheit begünstigte. — Man sieht noch itzt in der Gegend der Villa Ludovisi in Rom die Ruinen von dem Cirkus der Flora, wo junge Mädchen Tänze hielten, und furchtsame Rehe und Hasen zu haschen suchten, um den Augen des Volks ein ergötzendes Schauspiel darzubieten, wobei die Lust denn freilich ausschweifte, und gleich der Frühlingspflanze zuweilen in üppige Blüthe schoß.

Indes war es Frölichkeit allein, und uneingeschränkter Genuß des Lebens, wodurch man bei diesem Feste die Gottheit selber zu versöhnen, und sie sich geneigt zu machen suchte; denn man dachte sich die Flora, als ein mächtiges Wesen, unter dessen Einflüssen auch Getreide, Baumfrüchte, Wachs und Honig, Oehl und Wein stand.

Man stellte daher die Spiele der Flora zu Ehren, auf das Anrathen der sibyllinischen Bücher, nach einem Mißwachs an, um dadurch dem Schaden vorzubeugen, dem die Blüthe des Getreides oder der Obstbäume durch Mehlthau, und wiedrige Witterung ausgesetzt ist. Auch erneuerte man diese Spiele mit desto mehrerer Sorgfalt wieder,

der, wenn etwa, nachdem man sie eine Zeitlang unterlassen hatte, Dürre und Mißwachs einfiel.

Merkwürdig ist es immer, daß man in den Festen der Alten, die erzürnten Götter, statt durch Buße und Kasteiung, durch Fasten, und dergleichen, vielmehr durch Frölichkeit, und frohe Spiele wieder zu versöhnen suchte.

Die Besorgung dieser Spiele war sehr ansehnlichen obrigkeitlichen Personen, nehmlich den Aedilen aufgetragen, welche diese Ehre sehr theuer bezahlen, und einen ungeheuren Aufwand machen mußten, indem sie dem römischen Volke an den Floralien Erbsen und Bohnen austheilten, und also gewissermaßen die wohlthätige Gottheit repräsentirten, der zu Ehren diese Spiele gefeiert wurden.

Selbst der ernsthafte, strenge Kato war bei dieser Feier nachsichtsvoll. Als er nehmlich einst im Cirkus zugegen war, und bemerkte, daß man in seiner Gegenwart Scheu trug, sich ganz der ausschweifenden Freude zu überlassen, so entfernte er sich, um das Austoben der einmal aufgeregten Lust des Volkes nicht länger zu verhindern.

Am 30sten April.

Das Fest der Palatinischen Vesta.

Dieß war eins der neuern Feste der Römer, welches erst vom Augustus gestiftet wurde, als er der Vesta in dem prächtigen von ihm erbauten Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge zugleich einen Platz anwies. Die Göttin bekam nun von ihrem neuen Aufenthalte den Zunahmen, die Palatinische; so wie in neuern Zeiten die Jungfrau Maria, von den Plätzen, wo sie verehrt wird, ebenfalls ihre Zunahmen erhält, als S. Maria in Campitelli, die heilige Jungfrau in der Gegend des Kapitols, oder die Kapitolinische Jungfrau.

Von den Festen im May.

Am 1sten May.

Das Fest der Laren und der guten Göttin.

Den Laren oder schützenden Hausgöttern wurde am ersten May ein Opfer dargebracht, weil ihnen vor uralten Zeiten an diesem Tage der erste Altar in Rom errichtet war. Wenn durch irgend etwas das ganz alltägliche und gewöhnliche Leben der Alten geweihet und an religiöse Ideen geknüpft wurde, so war es durch die Verehrung der Hausgötter, welche gleichsam das ganze häusliche Leben, den Frieden, die Ruhe und Sicherheit der bleibenden Wohnung bezeichneten.

Die Laren waren kleine Götterbilder, die ihren Platz auf dem gastfreundlichen Heerde hatten, der bei den Alten heilig gehalten wurde, und der Vesta, als der Göttin der wohlthätigen Flamme, gewidmet war. Zu den Füßen des Laren war ein Hund von Stein gebildet, zwischen welchem und dem Hausgott man eine sehr naive Vergleichung anstellte, indem man beide als Wächter und Beschützer des Hauses betrachtete; wie man denn überhaupt nach jenen Begriffen gerne die Thier-

weit mit der Götterwelt verknüpfte, weil sich die ausgezeichneten Naturen und Eigenschaften der verschiedenen Thierarten am besten zu bedeutenden Symbolen schicken.

Unter dem Schutz der Laren stand auch die Zubereitung der Speisen auf dem geweihten Heerde. Von jeder Speise brachte man ihm ein kleines Opfer dar, und weihte dadurch den jedesmaligen Genuß der Nahrungsmittel, so daß man nach einem schönen Sprichworte der Alten zum Tische wie zum Altare ging.

Am ersten May wurde nun dem Schutzgott des Hauses ein frischer Blumenkranz aufgesetzt, weil der vorige bei der Hitze des Feuers längst versengt war; auch hing man am Kamin einen großen Kranz dem Lar zu Ehren auf. Uebrigens brachte man ihm täglich ein kleines Opfer dar, indem man Weihrauch anzündete, oder Dünkelkorn verbrannte, und ein wenig Wein vor ihm ausgoß.

Wenn aber ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hause sich vermählte, und ihren Hochzeittag feierte, so wurde dem Hausgott außerordentlich Weihrauch gestreut, und er wurde an diesem Tage, so wie am ersten May mit frischen Kränzen geschmückt. — Auch waren dem Lar, so wie die Jahreszeiten abwechselten, noch besondere Opfer

bestimmt; man brachte ihm entweder ein wenig Honig, einige Weintrauben, oder ein Stückchen von einem Kuchen dar; und in der Aerndtezeit setzte man ihm statt des Blumenkranzes einen Kranz von Aehren auf.

In einem engern und mehr häuslichen Sinne, oder alles was mit einer bleibenden Wohnung verknüpft ist, bezeichnete, sagte man von jemanden, der seine eigne häusliche Einrichtung hatte, er hat seinen eignen Laren, und wenn er von einer Reise wiederkehrte, er kehrt zu seinen Laren zurück. Diesen wurde denn auch von dem Rückkehrenden vor allen Dingen zuerst das gewöhnliche Opfer dargebracht, und der Hausgott, welcher nun zum erneuerten Genuß der häuslichen Freuden einlud, wurde auch frisch bekränzt.

Jeder der seine Wohnung veränderte, wieß zuerst den Laren ihren Platz an, und brachte ihnen ein Opfer dar, um die neue Wohnung einzuweihen, welche nun dadurch unter der besondern Obhut eines schützenden Genius oder höheren Wesens stand.

Man verehrte auch unter den Laren die Seelen der frommen Abgeschiedenen, die nach einem alten Volksglauben, die Schutzgeister oder Genien der Lebenden geworden waren; woher sich wahr-

scheinlich auch die Dichtung schreibt, daß diese Laren Zwillingssöhne einer Nymphe Lalara und des Merkur wären, der diese Nymphe auf den Befehl des Jupiter, zur Strafe wegen ihrer Geschwätzigkeit, in die Unterwelt habe führen müssen, wo sie ihrer Zunge beraubt worden sey, und Merkur die Laren mit ihr erzeugt habe.

Die den Laren geweihten Plätze in den Häusern der Großen hießen Lararia, und enthielten gleichsam ein Heiliges und Allerheiligstes. In dem letztern waren die geweihten Schutzgötter des Besitzers, in dem erstern die Abbildungen vorzüglicher Menschen, eines Plato, Homer, Aristoteles, Sokrates, aufgestellt; und diese wurden gewissermaßen mit zu den Laren oder wohlthätigen Genien gezählt, so daß jedes Haus dadurch gleichsam zu einem Tempel geweiht war.

Das Fest der guten Göttinn.

Dieß war ein eigentliches Keuschheitsfest, welches dem Anscheine nach den Bachanalien entgegengesetzt war. Es wurde in der Nacht, in Gegenwart zweier Vestalinnen in dem Hause einer obrigkeitlichen Person gefeiert, aus welchem sich alle Mannspersonen während dieser

Feier entfernen mußten. Alle Gemählde von Mannspersonen, und sogar von Thieren männlichen Geschlechts, mußten abgenommen, oder mit einem Vorhange bedeckt werden.

Die gute Göttinn selbst war ein geheimnißvolles Wesen, wovon der Begriff, so wie bei der Cybele, und andern ähnlichen Gottheiten nicht genau bestimmt war. Man dachte sie sich unter andern als die Vermählte des Faunus, der eine der ältesten Gottheiten Latiums war.

Eine alte Dichtung lag bei dieser Feier zum Grunde: wie Faunus seine Gattin, da sie einmal im Genuß des Weins ausgeschweift hatte, mit einem Myrthenstrauch grausam züchtigte. Obgleich das Haus mit Weinranken ausgeziert war, so wurde doch der Wein, den man zugedeckt in einem Gefäße vor die Bildsäule der Göttinn hinstellte, nicht Wein sondern Milch genannt. Man hütete sich, selbst den Nahmen des verderblichen zur Ausschweifung verleitenden Getränkes auszusprechen.

Am 9ten May.

Die Lemurien.

In nächtlicher Stille suchte man die Manen oder Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, indem man ohne Schuhe mit leisem Tritt im ganzen Hause umher ging, und schwarze Bohnen über den Kopf hinter sich warf, wobei man die Worte wiederhohlte: mit diesen Bohnen löse ich mich selber und die Meinen! Man flehte die Manen an, die Ruhe der Lebenden nicht zu stören; und wenn man sich denn dreimal die Hände gewaschen hatte, schlug man an ein kupfernes Gefäß, durch welches Geräusch man sich die Geister denn ganz verscheucht dachte, so daß man nun das Jahr über ohne Furcht vor schrecklichen Erscheinungen blieb, indem man durch diese Ceremonie alles gethan zu haben glaubte, um die Verstorbnen zu besänftigen.

Uebrigens war es der Gedanke an eine Art von Blutschuld, die von der Ermordung des Remus, noch auf dem Volke haftete, welcher zu diesem Feste die erste Veranlassung war, und demselben den Nahmen gab; denn eigentlich hieß es die Remurien, welcher Nahme nachher, wegen der Leichtigkeit der Aussprache, in Lemurien verwan-

delt wurde. Es war der blutige Schatten des ermordeten Remus, der nach einer alten Sage, seinen Pflegeältern, dem Faustulus und der Akka erschien, und zur Erneurung seines Andenkens ein jährliches Todtenopfer für sich begehrte, welches darauf Romulus, um den Schatten seines Bruders zu versöhnen, unter dem Nahmen der Remurien stiftete.

Am 12ten May.

Das Fest des rächenden Mars.

Eines der neueren Feste, welches mit Wettrennen im Cirkus an dem Tage der Einweihung des Tempels gefeiert wurde, den Augustus auf dem römischen Forum, dem rächenden Mars gewidmet hatte.

Augustus hatte diesen Tempel dem Mars gelobt, da er zuerst die Waffen ergriff, um Cäsars Tod zu rächen. Er ließ ihn nachher mit erstaunlicher Pracht aufbauen. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon. Auf dem Grunde desselben steht die Kirche St. Luka, bei welcher sich die Akademie der Mahler und Bildhauer befindet.

Am 15ten May.

Der Griechen Tod, und das Merkursfest.

In der grauen Vorzeit, als noch die alte Stadt Saturnia auf den Hügeln Roms stand, wurden, nach einem Ausspruch des Orakels, dem Pluto und Saturnus jährlich Menschenopfer dargebracht, und diejenigen, welche zu diesem Opfer bestimmt waren, warf man in die Tiber.

Bis Herkules, der auf seinen Zügen die Ungeheuer und auch den Aberglauben vertilgte, in diese Gegend kam, und den abscheulichen Gebrauch abschafte, indem er die Griechen, welche damals diesen Hügel bewohnten, lehrte, daß sie statt der Menschen, Puppen von Binsen in die Tiber werfen sollten, welches den Göttern weit angenehmer, und auch ihr Wille sey.

Diese schöne That richtete Herkules unterwegens aus, da er die Rinder des Geryon aus Gades hohlte, um sie dem Eurystheus nach Mycene zu bringen. Die Römer beobachteten nachher beständig diesen alten Gebrauch, und warfen am 15ten May in Begleitung der Vestalinnen und obrigkeitlichen Personen eine bestimmte Anzahl von Binsen geflochtener Puppen von der heiligen Brücke

in die Tiber, so daß dieß Fest eine immerwährende Erinnerung an die Abschaffung jenes grausamen Gottesdienstes war, und durch diese Art von spielender Verehrung, womit die Gottheit nach den besseren Begriffen sich begnügte, dieselbe in einem mildern Lichte darstellte.

Das Merkursfest.

Am 15ten May war dem Merkur ein Tempel geweihet; deswegen war dieser Tag ihm heilig. Auch führt dieser Monath selber, nach der gewöhnlichen Meinung der Alten, von der Maja, des Atlas Tochter und der Mutter des Merkur, den Nahmen.

An diesem Tage brachten vorzüglich die Kaufleute dem Merkurius Opfer dar, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen, und ihre Unternehmungen beglücken möge.

Vor dem Kapenischen Thore war nehmlich ein dem Merkur geweihter Brunnen. Bei diesem versammleten sich die Kaufleute mit gegürteten Kleidern, und ein jeder brachte von seinen Waaren mit. Sie schöpften mit einer Urne Wasser aus dem Brunnen, und besprengten mit einem feuchten Lorbeerzweige

ſich ſelber und die mitgebrachten Waaren, um ihre Vergehungen im vorigen Jahre auszuſöhnen.

Ein römiſcher Dichter, der dieß Feſt beſchreibt, legt den Kaufleuten ſchalkhaft ein Gebet in den Mund, welches von ihnen an den Merkur gerichtet wurde, den ſie ohngefähr mit folgenden Worten anflehten:

Waſche ab die Meineide in meinem vergangnen Leben, und die falſchen Worte am vergangnen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falſchen Zeugniß gerufen habe, ſo müſſen nun die Winde den falſchen Schwur verwehen! Gieb mir aber Gewinn, und laß des Gewinnſtes mich erfreuen!

Merkurius, ſagt der Dichter, lächelt dieſer Bitte von ſeinem hohen Sitze, des Raubes der Rinder eingedenk, die er als Knabe ſchon dem Apoll entwandte. — Merkur ſelber war nichts weniger, als eine moraliſche Gottheit; Verſchlagenheit und Gewandtheit war der Hauptzug in ſeinem Weſen, und die Dichtungen ſchildern ihn, wie er von ſeiner Geburt an ſchon auf liſtige Unternehmungen ſinnt, die er mit Geſchicklichkeit und Klugheit ausführt. Dieſe Klugheit, welche nicht auf den Zweck ſieht, wenn nur die Mittel wohl

gewählt sind, war es eben, welche er ausschlie-ßend auf eine sinnbildliche Weise bezeichnete.

Mit dieser List und Verschlagenheit war nun aber auch die Hervorbringung aller nützlichen Künste, deren Erfindung man ihm zuschrieb, verbunden. Durch die Kunst nach Regeln zu ringen, welche er zuerst die Menschen lehrte, gab er dem Körper Behendigkeit, so wie er durch die Redekunst den Gedanken erst ihr Gewand und der noch unberedten Zunge ihre Geschmeidigkeit gab.

Da man nun aber in jenen Zeiten zwischen Recht und Unrecht noch keine so scharfe Grenzlinie gezogen hatte, so knüpften sich in die Idee von der Redekunst auch leicht die trügerischen Worte, welche die Dichter dem Gott der Rede in den Mund legen; und selbst die Diebstähle des Merkur hatten in der Vorstellungsart der Alten nichts Anstößiges, in sofern man ihn einmal als ein bloßes Symbol der gewandten Klugheit und behenden List sich dachte.

Am 24sten May.

Die Flucht des Opferkönigs.

Schon am 23sten Februar wurde zum Andenken der Verjagung des Tarquinius Superbus die Königsflucht gefeiert. — der Opferkönig war

es, welcher allein in Rom noch den seit jener Zeit so verhaßten Königsnahmen führte.

Damit nun selbst dieser Nahme der Freiheit nie gefährlich würde, so durfte der Opferkönig weder ein obrigkeitliches Amt bekleiden, noch Anreden an das Volk halten; ja er mußte sogar, wenn er bei den Komitien das Opfer verrichtet hatte, gleichsam als ob die öffentliche Rache ihn verfolgte, von dem Forum die Flucht nehmen.

Um diese Flucht aber recht auffallend zu machen, wurde am 24sten May ein eignes Fest gefeiert, wo der Opferkönig so schnell wie möglich nach vollbrachtem Opfer entfliehen, und sich verbergen mußte, weil er weder Recht noch Freiheit hatte, öffentlich zu erscheinen. Durch ein solches Schauspiel wurde der Haß gegen die alte Tyrannei, bei dem Volke, jedesmal wieder aufgeweckt, und ihm seine Freiheit theuer erhalten.

Am 25sten May.

Das Fest der Fortuna Publika.

Schon von den ältesten Zeiten her wurde die Glücksgöttin von dem römischen Volke vorzüglich verehrt; und führte hier mit Recht den Nahmen Fortuna Publika, weil dieser Staat, vor allen

andern vom Glück begünſtigt, von dem kleinſten Anfange den ungeheuerſten Zuwachs nahm, und zuletzt der mächtigſte auf Erden ward. — Es war nicht allein ihr unüberwindlicher Muth und ihre Tapferkeit, welcher die Römer die Ausbreitung ihrer Macht zuſchrieben, ſondern ſie traten auch dem Glück, beſcheiden ſeinen Theil ab.

Von den Festen im Junius.

Am 1sten Junius.

Das Fest der Juno Moneta, Göttin Carna, Mars, u. s. w.

Nach der gewöhnlichern Meinung führte der Junius von der Juno, so wie der May von der Maja, der Mutter des Merkur, den Nahmen. Weil aber das römische Volk in jeder seiner Klassen in die Aeltern und Jüngern, Majores und Juniores eingetheilet war, und die Monathe May und Junius gerade aufeinander folgen, so ist auch die Meinung nicht unwahrscheinlich, daß beide Monathe von jenem Volksunterschiede ihren Nahmen führen.

Das Fest der Juno Moneta.

Am ersten Junius wurde nun die Einweihung des Tempels der Juno Moneta gefeiert, der auf dem Kapitolinischen Berge, auf demselben Fleck stand, wo der unglückliche Patricier Manlius gewohnt hatte, der einst Roms Retter war, und demohngeachtet, weil er sich zu Schulden kommen

ließ, nach der Königswürde zu streben, von dem römischen Volke zum Tode verurtheilt, und von dem Tarpejischen Felsen herabgestürzt ward. Sein Haus wurde dem Erdboden gleich gemacht, und kein Patricier durfte mehr auf dem Kapitolinischen Berge wohnen.

Das Münzwesen stand unter der Aufsicht und dem besondern Schutze der Juno Moneta; auch wurde in oder bei ihrem Tempel das Geld geprägt, und noch itzt heist auf den neuen Grundrissen vom alten Rom, der Platz, wo dieser Tempel auf dem Kapitolinischen Berge stand, Zecca vechia oder die alte Münze.

Das Fest der Göttinn Carna.

Die Göttinn Carna wurde schon in uralten Zeiten in Latium verehrt. Als Nymphe führte sie ehemals den Nahmen Grane, und bewohnte den Helernischen Hain, wo sie alle ihre Liebhaber täuschte, indem sie dieselben, unter dem Vorwande, ihre Liebe zu begünstigen, in eine mit Gesträuch verwachsne dunkle Höhle lockte, und alsdenn sich schnell und tief verbarg, daß die Betrognen vergeblich ihren Schlupfwinkel zu entdecken suchten.

Als nun selbst Janus einst ihr seine Liebe erklärte, nöthigte sie auch diesen in die Höhle; allein dießmal schlug ihre List ihr fehl: denn dem Janus kam hier sein doppeltes Antlitz zu statten, womit er zu gleicher Zeit vorwärts und zurückblickte, und vor welchem die Nymphe vergeblich zu entfliehen suchte.

Als sie nun dem Gott ihre Liebe schenkte, gewährte er ihr dafür die Gabe, den Nahrungsmitteln, und dem körperlichen Wachsthum Gedeihen zu geben, alles Schadende und vorzüglich die nächtlichen Raubvögel von den Wiegen der Kinder zu verscheuchen, welche Wohlthat sie, nach einer alten Sage, dem Prokas Silvius, einem Königssohne in Latium erwieß, von dem sie die Nachteulen, die seinen Leib und sein Gesicht zerfleischen wollten, abwehrte.

Man opferte dieser Göttin an ihrem Feste Bohnen, Mehl und Speck. Es wären die ältesten, einfachsten Speisen, welche zugleich an das Alterthum dieser Gottheit erinnerten, deren Verehrung sich gleichsam noch aus der ersten Kindheit der religiösen Vorstellungsart der Alten herschrieb.

Junius Brutus, Roms Befreier, welcher den Tarquinius Superbus verjagte, ehrte diese Göttin vorzüglich, und dankte ihr die Erhaltung seines Lebens unter so viel Gefahren. Er brachte ihr daher

nach der Vertreibung der Könige am 1sten Junius ein Opfer dar, welches man seit dieser Zeit ihr zu bringen nie versäumte.

Dieß Fest erinnerte vorzüglich an die alten Zeiten, an den einfachen Gottesdienst, und zugleich an die Mäßigkeit der alten Römer, die sich durch grobe nahrhafte Speisen nur zu sättigen, und noch durch keine Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Genusses, den Gaumen zu reizen suchten.

Das Marsfest.

Vor dem Kapenischen Thore, welches itzt die Porta St. Sebastiano heist, war dem Mars ein Tempel erbaut, dessen Einweihung ebenfalls an diesem Tage gefeiert wurde. Hundert Säulen unterstützten diesen prächtigen Tempel, der mit Palmbäumen umgeben war, von denen noch itzt die kleine Kirche, welche auf dem Grunde des zerstörten Tempels erbauet ist, die Kirche der Madonna von den Palmen heist.

In dem Tempel des Mars befand sich ein wunderbarer Stein, welcher Lapis manalis, der Stein der Manen hieß, weil er über einer Oefnung lag, welche man für einen Ein- und Ausgang der Schatten aus der Unterwelt hielt.

In der Kirche, die auf den Ruinen dieses Tempels gebauet ist, befindet sich auch ein Stein, welcher nach einem andern gebildet ist, in den die Fußtapfen Jesu gedrückt sind, der nach der Tradizion dem heiligen Petrus, welcher vor dem Nero flohe, gerade auf diesem Flecke mit dem Kreuz auf den Schultern entgegen kam, und von ihm angeredet wurde, domine quo vadis, Herr wo gehest du hin? welche Worte ebenfalls eine Benennung dieser Kirche geworden sind.

Das Original aber von dem Steine, worinn die Fußtapfen eingedrückt sind, wird in der Hauptkirche des heiligen Sebastian aufbewahrt. Indes wird aber auch diese Kopie sehr verehrt, und die nachgebildeten Fußtapfen in derselben werden von tausend Lippen mit heißer Andacht geküßt.

Die Versöhnung der Stürme und Ungewitter durch Opfer und Gebete.

Weil am 1sten Junius einst eine römische Flotte einen gefährlichen Sturm, der sie beinahe zu Grunde richtete, erlitten hatte, so wurde auch diese Naturbegebenheit, die man sich unter dem Bilde eines persönlichen Wesens dachte, an diesem Tage, ein Gegenstand der Verehrung.

Man sieht, wie dieser Gottesdienst, gleichsam ein Spiel mit der leblosen, undenkenden Natur war. So wie der Landmann unmittelbar die Mutter Erde, die er umpflügte, um Gedeihen zu der Aussaat anflehet, so suchte der Seemann unmittelbar Stürme, Wind und Wetter, und das Meer das er befahren mußte, zu versöhnen und sich geneigt zu machen, um nun desto sicherer und mit mehrerem Muthe der drohenden Gefahr sich auszusetzen.

Auf dem Kapitol in Rom siehet man noch drei kleine Altäre, welche bei dem Hafen von Antium ausgegraben sind; auf dem erstern befindet sich eine Abbildung des Neptun, der einen Delphin mit der Rechten, und mit der Linken den Dreizack hält, mit der Inschrift Ara Neptuni, der Altar Neptuns; auf dem zweiten ist ein Schiff dargestellt, welches bei günstigem Winde, mit aufgespanntem Seegel die Wellen durchschneidet, und auf dem Altar steht die Inschrift: Ara Tranquillitatis, der dem heitern Wetter geheiligte Altar. Auf dem dritten siehet man den Aeolus fliegen, wie er im Begriff ist, die Stürme zu erregen, mit der Inschrift: Ara Ventorum, der den Stürmen gewidmete Altar.

Am 3ten Junius.

Das Fest der Bellona.

Auch der wilden Kriegsgöttinn war ein Tempel, aber außerhalb der Stadt, geweiht, weil innerhalb der Mauren Eintracht herrschen, und der Krieg nur gegen die Feinde des Vaterlandes sich kehren sollte.

Noch drei antike Säulen von dem Tempel der Bellona zeigt man itzt in Rom, in dem Hofe eines Hauses in einer kleinen schmutzigen Straße, nicht weit von dem Portikus der Oktavia, in dessen Ruinen sich itzt der Römische Fischmarkt befindet.

Hier weist man auch der sogenannten Colonna Bellica oder Kriegssäule ihren Platz an, von welcher, im Fall einer Kriegserklärung, der Fetialis oder Bundespriester, eine Lanze nach der Gegend warf, wohin der Kriegszug gerichtet werden sollte.

Von dem Tempel der Bellona hatte man die Aussicht auf den Cirkus Flaminius, welcher in dem Umfange lag, den itzt größtentheils der Pallast Matthei einnimmt. Diese ganze Gegend des neuern Roms aber, lag damals, als das alte Rom sich noch auf seine Hügel beschränkte, außerhalb der Stadt.

Die Feldherrn, welche triumphiren wollten, mußten hier, außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona, erſt den Senat und deſſen Entſcheidung über ihr Geſuch erwarten, auch wurden die fremden Geſandten im Tempel der Bellona vom Senat empfangen.

Die Kriegsgöttin, welche mit fliegenden Haaren, eine Geißel oder Fackel in der Hand, abgebildet wurde, ward durch raſende Gebehrden, Verwundung der Arme u. ſ. w., auf eine ähnliche Art, wie die Göttin Cybele, von ihren Prieſtern verehrt.

Am 4ten Junius.

Das Feſt des Herkules.

An dem einen Ende der Flaminiſchen Rennbahn ſtand der Tempel der Bellona, und an dem andern Ende war dem Herkules ein kleiner Tempel gewidmet, deſſen Einweihung jährlich gefeiert wurde.

Dieſer Tempel war an dem Orte, wo er ſtand bezeichnend, in ſo fern man ſich den Herkules als das Symbol der höchſten Körperkraft mit allen ihren Aeußerungen dachte, und alſo in den Spielen, die im Cirkus gefeiert wurden, gleichſam unter ſeinem Schutze, um den Preis wetteiferte.

Auch war Herkules eine glückbringende Gottheit, an welchen diejenigen ihr Gebet richteten, welche ihre Schätze gern vermehrt wissen wollten, oder sich gar einen Schatz zu finden wünschten. Wer daher dem Herkules den Zehenden gab, glaubte sein Geld auf Wucher ausgethan zu haben.

Herkules war auch die heilige Macht, bei der man schwur, und mit dem Ausdruck mehercule! in der gewöhnlichen Rede etwas betheuerte.

Am 5ten Junius.

Das Fest des Sankus.

Auf dem Quirinalischen Hügel in Rom, den itzt im Sommer der Pabst bewohnt, war schon in uralten Zeiten dem Gott Sankus ein Tempel geweihet. Der Schwur bei diesem Sankus oder Semó Sankus war vorzüglich heilig, weil man sich unter dieser Gottheit die alte Treue selber gleichsam personifiziert dachte, weswegen man den Sankus auch Fidius, oder deus Fidius, nannte. Herkules wurde ebenfalls unter dem Nahmen Sankus schon in den ältesten Zeiten verehrt, woher sich auch wahrscheinlich der Gebrauch schreibt, daß man beim Herkules am heiligsten schwur.

Am 7ten Junius.

Das Fiſcherfeſt.

Im Marsfelde auf dem grünen Raſen, am Ufer der Tiber, welches iezt mit Häuſern dicht verbaut iſt, feierten die Fiſcher in jener Zeit jährlich ihre eignen Spiele, entweder dem Flußgott ſelber, oder einer andern Gottheit zu Ehren. Der Römiſche Dichter, der dieſe Spiele ſah, erwähnt ſie bloß, ohne ſie zu beſchreiben.

Am 8ten Junius.

Die Verehrung des Mens.

Als einſtmals die unterjochten Karthagenienſer ſich empörten, und Rom mit einem Kriege bedrohten, wurde dem Mens ein Tempel geweiht, um durch die Hoffnung des Sieges die Furcht vor dem Kriege zu verſcheuchen; ſo daß es ſcheinet, als habe man ſich unter dem Ausdruck Mens, nicht nur das denkende Gemüth, ſondern auch ſelber den Muth gedacht, den man zu einer Gottheit perſonifizierte.

Auf die Weiſe ſtellte man ſein eignes Weſen, und die Eigenſchaften der menſchlichen Seele wieder

außer sich dar, und dachte sie sich als für sich bestehende Wesen, von denen man Hülfe und Beistand erflehen könne.

Am 9ten Junius.

Die Vestalien, oder die Verehrung der Vesta.

Vom Könige Numa wurde am linken Ufer der Tiber der Vesta ein Tempel geweiht, welcher von Zeit zu Zeit erneuert und wieder hergestellt, sich noch bis jezt auf demselbigen Fleck erhalten hat, wo er nun in eine christliche Kirche verwandelt, und der Madonna del Sole oder der heiligen Sonnenjungfrau, gewidmet ist.

Dieser Tempel ist eine Rotunda, die von außen mit zwanzig kanellirten Korinthischen Säulen umgeben ist, und inwendig aus einer Mauer von schön zusammengefaßten weißen Marmor besteht; die Säulen, welche diesen Tempel rund umher umgeben, bilden gleichsam die Vorhalle desselben, weil zwischen ihnen und der innern Mauer noch hinlänglicher Zwischenraum zu einem Gange bleibt.

Diese Bauart hat der Tempel der Vesta in Tivoli, oder dem alten Tibur ebenfalls, nur daß dort die

Säulen nicht so wie hier, durch eine moderne Wand verbunden sind, sondern frei stehen, und überhaupt ein schöneres Verhältniß zu dem Ganzen haben.

Der Tempel der Vesta an der Tiber aber ist besonders ehrwürdig wegen seines Alterthums. Das moderne Dach desselben ist sehr unansehnlich, und stimmt beinahe wieder mit der Beschreibung eines Römischen Dichters, von dem ältesten Tempel der Vesta, überein.

Dieser Dichter der zu den Zeiten Augustus lebte, blickte damals wieder in ein noch entfernteres Alterthum zurück, und vergleicht das eherne Dach des damaligen Tempels der Vesta, mit dem strohernen Dache desselben in jenen ältern Zeiten, und die Marmorwand mit derjenigen, welche man damals von Binsen flochte.

Wenn man itzt in diesen Tempel tritt, so lieset man gleich über der Thüre eine moderne lateinische Innschrift, daß dieser älteste Tempel vom Könige Numa Pompilius einer heidnischen Gottheit geweihet, nun aber dem wahren Gott gewidmet sey.

Die ganze marmorne Wand dieses kleinen runden Tempels ist inwendig weiß und leer, ohne alle Zierrathen, welches einen schönen Eindruck macht; die Decke aber, welche aus altem Holzwerk

besteht, erinnert an den schon angeführten Tempel der Vesta, aus dem grauen Alterthum; eine einzige Lampe, die vom Gewölbe herabhängend, immerwährend brennt, stellt gleichsam das heilige Feuer wieder dar; und die unbefleckte Jungfrau, welcher dieser Tempel aufs neue geweiht ist, erweckt den Begriff von der keuschen Vesta, welche ehemals hier verehrt wurde; so daß dieser antike Tempel, vor allen andern jene verflossenen Zeiten wieder ins Gedächtniß bringt, und einen so täuschenden Eindruck macht, daß man auf eine Zeitlang in das würkliche Alterthum sich versetzt glaubt.

Ein kleiner Umfang dicht bei diesem Tempel, in welchem sich ein Haus und Gärtchen befindet, enthielt die Königliche Residenz des Numa.

Die Lage dieses kleinen Tempels überhaupt ist mahlerisch schön. Er stehet am Ufer des Flusses auf einem freien Platze, in dessen Mitte sich eine Fontaine befindet. Die vorbeiströmende Tiber erinnert an die Worte des Römischen Odendichters: Wir sahen die gelbe Tiber, wie sie anschwellend ihr linkes Ufer überströmte, den Tempel der Vesta, und die Monumente des Königs zu zerstören drohte. —

Als Kirche scheint dieser Tempel nicht sehr gebraucht zu werden, weil er die meiste Zeit verschlos-

ſen iſt. Man muß, wenn man ihn inwendig ſehen will, an die Thüre eines benachbarten Hauſes klopfen, aus welchem jemand kommt der aufſchließt, wofür man eine Kleinigkeit an Gelde entrichtet. Außer ihrer eigentlichen hat dieſe Kirche eine lange Zeit her die beſondere Benennung: Zum heiligen Stephan von den Kutſchen geführt; ſey es nun, daß viele Kutſchen ſich auf dieſem Platze zu verſammeln pflegten, oder daß die Kutſcher den heiligen Stephan zu ihrem Schutzpatron gemacht hatten. — Genug der alte Tempel der Veſta mußte auch mit dieſem Nahmen prangen.

Der Dienſt der Veſta ſchrieb ſich aus dem entfernteſten Alterthum her. Unter dieſem Symbol wurde die Erde, oder nach einer andern Vorſtellungsart die ganze Natur ſelbſt, gleichſam in ihrem innerſten Mittelpunkte verehrt, aus welchem ſich Leben und Wärme durch das Ganze verbreitet.

Man ſtellte daher auch die Veſta eigentlich unter keinem Bilde dar, ſondern der runde Tempel, und der Altar mit der immer lodernden Flamme bezeichnete ſchon an ſich die innwohnende Gottheit; wie denn die runde Form des Tempels der Veſta als eine ſymboliſche Darſtellung des Weltgebäudes, oder vielmehr der Himmelswölbung, von den Alten ſelbſt erklärt wurde.

Nach der mythologischen Dichtung gab es eine ältere und eine jüngere, oder eine erste und eine zweite Vesta. Die erste war die Vermählte des Uranos, und es scheint, als habe man sich unter ihr die Erde selbst mit dem umwölbenden Himmel gedacht; die zweite oder jüngere Vesta war eine Tochter des Saturnus und der Rhea, und unter dieser dachte man sich insbesondere das wohlthätige Feuer, die innre belebende Wärme, welche die Früchte zur Reife bringt, und die Flamme auf dem heiligen Heerde; da hingegen Vulkan die zerstörende Gluth bezeichnet, der selbst die Härte des Stahls nicht widerstehen kann, und welche Häuser und Städte in die Asche legt.

Wie man nun überhaupt bei den mythologischen Darstellungen der Alten nichts weniger als Genauigkeit und Bestimmtheit fordern darf, sondern der eine Begriff sehr oft in den andern übergeht, und sich darin verliert; so scheint dies auch bei der Vesta der Fall gewesen zu seyn, indem man sich die ältere und die jüngere zusammendachte, und die Einbildungskraft aus beiden gleichsam ein Wesen schuf: so, daß der runde Tempel auf die Figur der Erde, als die ältere Vesta, und die nie verlöschende Flamme, auf die wohlthätige Wärme, als die jüngere Vesta, anspielt.

Aus der Natur des Feuers, als des unfruchtbarsten Elements, das zwar alle Wesen durchglühet, aus sich selber unmittelbar aber nichts hervorbringt, suchte man die immerwährende Jungfrauschaft der jüngern Vesta zu erklären.

Uebrigens trägt dieser Feuerdienst, und die besondere Heiligkeit desselben ganz das Gepräge des Alterthums; auch war es eine schöne Idee, das Feuer, welches man sonst beständig bloß als etwas Nützliches betrachtet, nun auch einmal um sein selbst willen, mit einer Art von Dankbarkeit, auf einem geweihten Fleck, durch Menschenhände immer lodernd erhalten zu lassen, ohne daß es weiter zu irgend einem Gebrauch oder Nutzen war.

Aeneas führte schon den Dienst der Vesta in Italien ein, und als nach Roms Erbauung die Stadt Alba gänzlich zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurde; so mußte dennoch auf der alten Stelle, der Vesta geopfert werden.

Ein kleines Bild der Pallas oder Minerva war, nach einer alten Sage, einst der Schutz von Troja, welches nicht ehr, als nach Entwendung dieses Götterbildes, erobert werden konnte; sey es nun, daß Aeneas dies Götterbild selbst entwandt, und es mit nach Italien gebracht, oder daß es auf

andere Weise dorthin gekommen; genug, es befand sich nun in Rom, und wurde als das kostbarste Kleinod, und als das heiligste Unterpfand der Wohlfahrt des Staats betrachtet, die nun, so wie einst in Troja, von dem Besitz dieses kleinen Bildchens abhing.

Unter dem Nahmen Palladium wurde nun dies Bildniß der Pallas in dem Tempel der Vesta, und unter dem Schutze derselben verwahrt, weil man keinen Ort wußte, der so sicher und heilig war, wie dieser, um ihm ein solches Kleinod anvertrauen zu können.

Als daher einst der Tempel der Vesta brannte, und die profane Flamme mit der geweihten sich vermischte, und die Vestalinnen ihre Hände rangen; so stürzte sich der Oberpriester Metellus durch die Flamme ins Heiligthum, wohin sonst jedem Manne der Zutritt untersagt war, flehte die Göttin an, sie möchte diesen Frevel ihn selbst nur büßen lassen, und rettete auf die Weise das Palladium, das Unterpfand des Staats, woran der Glaube des Römischen Volks sich festhielt, das bei den größten Gefahren nicht den Muth verlohr, so lange es sich noch im Besitz dieses kostbaren Kleinods dachte.

Obgleich die Vesta eigentlich unter keinem Bilde verehrt wurde, so wurde sie dennoch zuweilen im

Bilde

Bilde dargeſtellt, wo ſie denn in der Linken eine Fackel, und in der Rechten das kleine Bild der Minerva, oder das Palladium hielt. — Man dachte ſich durch dieß Unterpfand die Gottheit ſelber gleichſam gebunden, die Stadt zu ſchützen, weil Troja, deſſen Zerſtörung doch Minerva ſelbſt bewürkte, nicht eher fallen konnte, als bis dieß Götterbild entwandt war.

An die Idee vom Heerde, welche eigentlich die bleibende Wohnung oder das Haus bezeichnet und worauf das wohlthätige Feuer brannte, knüpfte ſich natürlich die Vorſtellung, daß die Veſta das Häuſerbauen die Menſchen gelehret habe.

Die Veſta war in alten Zeiten auch' oder die Vorhalle oder der Vorhof des Hauſes heilig, welcher daher Veſtibulum hieß. In jenen Zeiten ſaß man noch beim Mahle auf langen Bänken vor dem Heerde, und glaubte, daß die Götter am Tiſche zugegen wären; ſo ſagt der ſchon zum öftern angeführte Römiſche Dichter, der zu Auguſtus Zeiten lebte, und zwiſchen den alten und neuern Sitten der Römer mehrmals Vergleichungen anſtellt:

Selbſt jetzt, erzählet er, iſt von jener alten Sitte der Gebrauch noch übrig, daß die Landleute, wenn ſie nach vollbrachter Arbeit, das Feſt der Vakuna, oder der Göttinn der Muße feiern,

vor dem Heerde stehend oder sitzend ihr ländliches Mahl verzehren.

Vorzüglich erinnerte man sich nun an den Vestalien der Wohlthat des Brodtbackens, da man sich in den ältesten Zeiten bloß mit getrocknetem und zerriebnem Korn hatte begnügen müssen, weswegen man auch der Göttinn Fornax, welche dem Dörren des Korns in den Oefen vorstand, ein eignes Fest feierte, das schon vom Numa eingesetzt war; denn eben dergleichen Dinge, die den Menschen und seine Erhaltung so nahe angehen, waren durch ihre Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit schon geheiligt.

Beinahe sechshundert Jahre lang von Roms Erbauung an, hatte man noch keine Becker, sondern nur Kornstampfer, und die Frauen im Hause verrichteten auf patriarchalische Weise das Backen; bis endlich die Becker aufkamen, und man anfing, zum Mahlen des Korns sich einer Art Mühlen zu bedienen, die von Eseln umgetrieben oder getreten wurden.

Dem wohlthätigen Feuer der Vesta verdankte man nun, daß es gelungen war, den Teig im Ofen zu Brodt zu backen. Man brachte ihr für diese Wohlthat Opfer dar, und an ihrem Feste mußten die Esel in den Mühlen von ihrer Arbeit

ruhen, und wurden sogar geschmückt, indem man ganz kleine Brödtchen, die auf eine Schnur gezogen waren, ihnen um den Hals hing. Es gab außer diesem noch mehrere Feste bei den Alten, wo auch die Thiere von ihrer Arbeit ruhen mußten.

Wie heilig man dasjenige hielt, worauf die Ernährung des Körpers und die Erhaltung des Lebens beruhet, erhellet auch daraus, daß dem höchsten Jupiter selber unter dem Nahmen Jupiter Pistor oder Jupiter der Becker, auf dem Kapitolinischen Berge ein Altar geweihet war, auf welchem man ihm bei der Feier der Vestalien ebenfalls Opfer darbrachte.

So wie aber die Alten überhaupt das Ernsthafte und Komische gern nebeneinander stellten, gab es auch noch eine alte Dichtung von der Vesta, welche mit dem Feierlichen ihres Gottesdienstes, und mit dem hohen Begriffe, den man sich von ihrem Wesen machte, sehr abstechend ist.

Alle Götter und Göttinnen waren nehmlich einst bei der Mutter Cybele zu einem Gastmahl eingeladen, wozu sich auch Silen mit seinem Esel einfand. Man überließ sich die Nacht durch ganz der Freude, und dem Genuß. Einige der Götter und Göttinnen durchirrten taumelnd nach genossnen Mahle die schattigten Thäler des Ida, einige

ſpielten, andre tanzten, noch andre hatte der ſüße Schlummer übermannt.

Unter den letztern war auch Veſta, welche ſanft auf dem grünen Raſen ruhte, als Priapus der Beſchützer der Gärten, ſie ſchlafend fand — und damals wäre es um die jungfräuliche Ehre der Veſta gethan geweſen, hätte der Eſel des Silen ſie nicht zufälliger Weiſe durch ſein Geſchrei geweckt.

So verhaßt nun ſeit der Zeit der Eſel dem Priapus war, ſo ſehr hatte er ſich bei der Veſta in Gunſt geſetzt. Dem Priapus wurde gleichſam zur Verſöhnung ein Eſel geopfert; ſtatt daß der Veſta zu Ehren die Eſel mit Blumen umkränzt, von ihrer Arbeit ruhten, und unter dem beſondern Schutz der Göttinn ſtanden.

Noch ein beſonderer Gebrauch wurde an den Veſtalien von den Römiſchen Matronen beobachtet, daß ſie nehmlich baarfuß nach dem Tempel der Veſta wallfahrteten; zur Erinnerung an die alten Zeiten, wo die Ufer der Tiber noch ſumpfigt waren, und man nicht trocknes Fußes zum Tempel gehen konnte.

Die Prieſterinnen der Veſta, mußten ſo wie die Göttinn ſelber, unbefleckte Jungfrauen ſeyn, und man hielt dieſe prieſterliche Würde vor allen andern vorzüglich heilig. Ein Theil der Verehrung der Gottheit ſelber fiel mit auf dieſe ihre Dienerin-

nen, welche durch die Aufbewahrung des Palladiums und durch die immerwährende Erhaltung des heiligen Feuers, gleichsam für die nach dem Volksglauben hiervon abhängige Wohlfahrt des Staates, durch die strengste Beobachtung ihrer heiligen Pflichten, beständig wachen mußten.

Dafür war aber auch ihre Macht und Ansehen vorzüglich groß. — Wenn ein Missethäter, der hingerichtet werden sollte, zufälliger Weise einer Vestalischen Jungfrau begegnete, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. — Ein Zeichen von Würde, welches man sich nicht höher denken kann, und wodurch man sie gleichsam als höhere, erhaltende und schützende Wesen bezeichnete, denen selbst die Gerechtigkeit sich unterordnen mußte.

Bei den Vestalinnen fand ohngeachtet ihrer Pflicht der Enthaltsamkeit, dennoch weiter nichts Klösterliches statt. Sie durften vielmehr ohne Tadel öffentlich erscheinen, und hatten sogar im Theater, in der Reihe, wo die vornehmsten Magistratspersonen saßen, einen ehrenvollen Platz. — Auch waren sie nicht auf Lebenslang an ihr Gelübde gebunden, sondern durften, wenn sie eine bestimmte Anzahl Jahre der Vesta gedient hatten, sich immer noch vermählen.

Auch hatten die Vestalischen Jungfrauen Einfluß auf den Staat, und ihrer Empfehlung bei der Besetzung obrigkeitlicher Stellen war von nicht geringen Gewicht. — Ihrer waren auch nur sechs, und sie wurden in öffentlicher Volksversammlung wie obrigkeitliche Personen, gewählt. Ueber zehn Jahr durfte keine, die man wählte, alt seyn: Dann mußte sie die ersten zehn Jahr den Dienst der Vesta lernen, die zweiten zehn Jahre ihn verrichten, und die letzten zehn Jahre ihn wieder lehren. — Dann war sie ihrer Pflicht entlassen.

Diejenige aber, welche zur Vestalischen Jungfrau geweiht war, hörte in demselben Augenblick auf unmündig zu seyn, und bekam das Recht, ihr Vermächtniß selbst zu machen, indem sie, so wie der Oberpriester sie bei der Hand nahm, der väterlichen Gewalt und Aufsicht entzogen war.

Die Vestalinnen trugen das Haar gescheitelt, um die Schläfe eine Opferbinde, und ein langes Oberkleid. — Sie mußten aus einem den Musen geweihten Brunnen täglich Wasser hohlen, und den Tempel damit besprengen; auch mußten sie das Salz und Dünkelkorn bereiten, dessen man bei den Opfern sich bediente. Ihr Hauptgeschäft aber war, das heilige Feuer brennend zu erhalten, und dieje-

nige, welche es, wenn ſie dabei wachte, verlöſchen ließ, wurde mit Ruthenſchlägen gezüchtigt.

Das verloſchne Feuer zündete man durch Reibung wieder an, gleichſam um den elektriſchen Funken wieder hervorzurufen, der die den Erdkreis durchglühende und fruchtbarmachende Veſta bezeichnete.

Wenn aber eine Veſtalinn das Gelübde der Keuſchheit brach, ſo mußte ſie unter fürchterlichen Ceremonien lebend ins Grab ſteigen. Sie wurde im völligen Leichenpomp in Begleitung ihrer Freunde zur Grabſtätte ganz verhüllt hinausgetragen. Dort mußte ſie in einer Kapelle, in welcher ein Bett, ein Licht, und Brodt, Waſſer, nebſt Milch und Oehl ſtand, nachdem der Oberprieſter mit aufgehabenen Händen ein Gebet verrichtet hatte, auf einer Leiter in eine tiefe Grube ſteigen. Man zog die Leiter in die Höhe. Dann ward ſogleich die Grube nebſt der Kapelle mit Erde überſchüttet. Ganz Rom trauerte an einem ſolchen Tage, und betrachtete das Vergehen und die Strafe, als ein Unglück, daß dem ganzen Staate widerfuhr.

Am 10ten Junius.

Die Matralien, oder das Fest der Göttinn Matuta.

Schon der König Servius Tullius hatte der Göttinn Matuta in der Nähe der Tiber einen Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage von den Römischen Matronen gefeiert wurde, welche der Göttinn in ihrem Tempel, dessen Schwelle keine Magd betreten durfte, frischgebackne Kuchen darbrachten.

Dieß Fest hatte seinen Ursprung in einer alten Sage, wodurch die Griechische Fabel in die Römische mit eingeflochten wird. Semele, die Tochter des Kadmus in Theben, hatte nehmlich vom Jupiter den Bachus gebohren, welchen nach dem Tode der Semele, ihre Schwester Juno in seiner Kindheit pflegte. Die eifersüchtige Juno rächte sich an der unschuldigen Schwester, und flößte dem Athamas, dem Gemahl der Ino eine rasende Wuth ein, in welcher er seinen eignen mit der Ino erzeugten Sohn Learchus erschlug, und seine Gattinn verfolgte, die mit ihrem andern Sohn Melicertes, den sie aus der Wiege nahm, vor ihm flohe,

und zuletzt, da sie nicht weiter fliehen konnte, sich von einem Felsen bei Korinth mit ihrem Sohn ins Meer stürzte.

Die Meergöttinnen aber nahmen sie freundlich auf, und trugen sie samt ihrem Sohne, auf dem Rücken des Meeres bis an die Mündung der Tiber, wo sie in einen dem Bachus geweihten Hain traten, der vom Geheul der Bachantinnen ertönte. Und hier erwachte die Eifersucht der Juno aufs neue; sie stiftete die Mänaden an, der Ino ihren Sohn zu entreißen.

Nun fügte es sich aber gerade, daß Herkules, ebenfalls von der Juno verfolgt, auf seinem Zuge von Gades mit den Rindern des Geryon in dieser Gegend anlangte, wo er das Geschrei der Ino hörte, und sie gegen die Wuth der Priesterinnen des Bachus schützte.

Ino wurde nun von der Karmenta, der Mutter des Evander, der damals den Palatinischen Hügel bewohnte, und seine Unterthanen, welches Hirten waren, auf eine patriarchalische Weise regierte, freundlich aufgenommen, und vorallen Dingen mit frischgebacknen Kuchen bewirthet.

Auf diesen Umstand gründete sich nun die Ceremonie, daß die Römischen Matronen der Göttinn

Matuta, unter welchen Nahmen die Griechiſche Ino verehrt wurde, ebenfalls, ſo wie damals Evanders Mutter friſchgebackne Kuchen an ihrem Feſte darbrachten, und auf die Weiſe den frohen Empfang der Göttinn, welche aus einem fremden Lande glückbringend hieher gekommen war, gleichſam jährlich wiederhohlten.

Die wahrſagende Karmenta verkündigte damals, nach der alten Dichtung, eben ſo wie dem Herkules, auch der Ino ihre Vergötterung, und die Vergötterung ihres Sohnes; und daß ſie von den Griechen unter dem Nahmen Leukothnea, ſo wie ihr Sohn unter den Nahmen Pelämon, von den Römern aber unter dem Namen Matuta, und ihr Sohn, unter dem Nahmen Portumnus, beide wie Meergottheiten, künftig mit Gebet und Opfern verehrt werden ſollten.

Daß nun den Mägden den Zutritt in den Tempel der Göttinn Matuta verſagt war, gründete ſich ebenfalls auf eine alte Griechiſche Sage: daß die Magd der Ino nicht nur den Athamas zur Untreue verleitet, ſondern auch die Ino einſt verrathen oder verläumdet haben ſollte, ſie habe den Weizen, der zur Ausſaat beſtimmt geweſen, vorher gedörrt, und Mißwachs und Theurung dadurch verurſacht.

Weil nun Ino den Bachus, ihrer Schweſter Sohn gepflegt, und ſich ſelbſt darüber den Zorn der Juno zugezogen hatte, ſo flehten die Matronen ſie auch vorzüglich um das Wohl ihrer Schweſterkinder an. — Man ſiehet, ſo alt und partiarchaliſch wie dieß Feſt war, ſo ſchön und unſchuldig waren auch die Gebräuche bei demſelben.

Das Feſt der Fortuna Virilis.

Daß die Königswürde den Römern nur durch ihren Mißbrauch verhaßt geworden war, bewieſen ſie dadurch, daß ſie das Andenken des Servius Tullius, des vorletzten unter den ſieben römiſchen Königen, ſogar auf eine religiöſe Art verehrten.

Der Fortuna Virilis war nehmlich in der Nähe der Tiber ein Tempel gewidmet, deſſen Einweihungsfeſt ebenfalls auf den zehnten Junius fiel.

Dieſer Tempel hat ſich bis jetzt erhalten, und ſteht nicht weit von dem Tempel der Veſta. Ob er gleich ſeit der Zeit ſeiner Erbauung mehr als einmal mag erneuert worden ſeyn, ſo trägt er doch in ſeiner jetzigen Geſtalt noch das Gepräge eines

großen Alterthums, und macht, ob er gleich nur klein ist, einen ehrwürdigen Anblick.

Dieser Tempel ist noch einmal so lang wie breit; an der Fassade befinden sich vier, und an der Seite sieben kannellirte Säulen von Jonischer Ordnung. Die christliche Kirche, in welche man den Tempel verwandelt hat, gehört den Armeniern, und ist der ägyptischen Maria, S. Maria Egiziaca, geweiht, deren Reliquien sich unter dem großen Altar befinden.

Als nun diese Kirche noch ein Tempel war, befand sich in demselben eine Bildsäule des Königs Servius Tullius, die aber beständig mit der Toga ganz verhüllt war, und von niemanden gesehen werden durfte. Von dieser geheimnißvollen Verhüllung gab es verschiedene Ausdeutungen, die aber alle auf das Leben, und die Schicksale des Servius Tullius Bezug hatten, dessen Andenken man vorzüglich hier verehrte.

Denn eben dieser Servius Tullius war vor tausend andern für einen besondern Günstling des Glücks gehalten worden, weil er von einer Sklavin gebohren, zur königlichen Würde emporstieg, die ihm schon in der Wiege, wo man einst sein Haupt mit Flammen umgeben erblickte, von der Tanaquil, der Gattinn des Königs Tarquinius

Priſkus, prophezeit wurde, welche von der Zeit an, obgleich er einer Sklavin Sohn war, ihn als die Stütze ihres Hauſes betrachtete.

Servius Tullius wurde alſo in der königlichen Reſidenz erzogen, und nach der Ermordung des Tarquinius Priſkus, beſtieg er auf die Veranſtaltung der klugen Tanaquil den Thron, und wußte ſich während ſeiner Regierung die Liebe des Volks in dem Maße zu erwerben, daß er es wagen durfte, die königliche Würde, welche er zuerſt ohne Zuſtimmung deſſelben übernommen hatte, wieder in die Hände des Volks zu legen, und aus denſelben aufs neue zu empfangen.

So lächelte Fortuna dieſem ihrem Liebling von ſeiner Kindheit an, woher ſich denn die Dichtung ſchrieb, daß ſie in Perſon durch ein kleines Fenſter in ſeinem Hauſe ihm nächtliche Beſuche gemacht, und nun über dieſe ihre Liebſchaft gleichſam beſchämt ſey, weswegen das Antlitz ihres Geliebten in ihrem Tempel beſtändig müſſe verdeckt gehalten werden.

Durch eine andre Anſpielung dieſer Verhüllung auf die allgemeine Trauer des Volks, bei dem Tode des Servius Tullius verehrte man das Andenken deſſelben noch auf eine ſchönere Weiſe. Dieſer eben ſo glückliche als vortreffliche König, hatte nehmlich

während seiner vier und vierzigjährigen Regierung so viel Gutes gestiftet, daß das Andenken davon bei dem römischen Volke unauslöschlich blieb.

Er theilte zuerst das Römische Volk in Klassen, nach dem Maßstabe, nach welchem vorauszusetzen war, daß ein jeder nach seinen Vermögensumständen, an dem Wohl des ganzen Staats mehr oder weniger Antheil nehmen würde, nach welchem Maßstabe denn auch eine jede Klasse eine größere oder geringere Anzahl Stimmen hatte, so daß das ganze Volk verhältnißmäßig an der Regierung Theil nahm; die ärmeren und geringeren nicht murren, und die höhern ihre Macht nicht mißbrauchen konnten; durch welche Einrichtung schon der Grund zu der republikanischen Verfassung gelegt war; weswegen wohl nicht ganz mit Unwahrscheinlichkeit behauptet wird, daß Servius Tullius selbst im Sinne gehabt habe, die königliche Würde niederzulegen, und eine republikanische Regierungsform zu stiften, wenn nicht ein gewaltsamer Tod ihn überrascht hätte.

Allein das Glück machte dennoch diesem seinem Liebling, dem es von Kindheit an gelächelt hatte, am Ende noch eine sehr saure Miene — Eine seiner eignen Töchter; Tullia nehmlich, die mit einem Sohn des Tarquinius Priscus vermählt war, stiftete die-

fen an, ihren Vater des Reiches zu entsetzen, und selbst sich der Oberherrschaft zu bemächtigen.

Als Tarquinius nun eine hinlängliche Parthei hatte, besieg er geradezu in der königlichen Burg den Thron, und ließ den Senat zusammenrufen. Als Servius Tullius kam, und ihm Einhalt thun wollte, umfaßte er ihn, und warf ihn die Stuffen hinab; worauf der alte König die Flucht nahm; allein es waren schon Mörder abgesandt, die ihn beim Aufgange auf den Esquilinischen Berg, wo seine Wohnung lag, erschlugen.

Als Tullia von der Burg, wo sie zuerst ihren Mann zum König ausgerufen hatte, den Esquilinischen Berg hinauf, wieder zu ihrer Wohnung fuhr, lag der Leichnam ihres Vaters auf dem Wege, und der Fuhrmann hielt die Pferde an. Unter Bedrohungen aber hieß sie ihn fortfahren, so daß das Blut ihres erschlagenen Vaters die Räder ihres Wagens benetzte. Seit dieser Greuelthat hieß jener Aufgang auf den Esquilinischen Berg, Vicus Sceleratus, der verruchte Weg, oder die Frevelstraße.

Da nun auf die sanfteste und mildeste Regierung die allergrausamste und despotischste erfolgte; was Wunder, daß das Volk den Verlust des guten Königs nicht aufhören konnte, zu beweinen, und

daß durch den Anblick seines Bildes jedesmal der Schmerz erneuert wurde, bis man zuletzt die geliebte Gestalt verhüllte, um die Wunde nicht unaufhörlich wieder aufzureißen.

Noch eine dritte Anspielung aber auf die Frevelthat der Tullia schrieb man der verhüllten Bildsäule zu. Diese unnatürliche Tochter wagte es einst den Tempel ihres Vaters zu betreten, und sein Denkmaal zu berühren, worauf nach der alten Volkssage, die Bildsäule mit der Hand die Augen deckte, und eine Stimme ertönte: hüllt des Vaters Antlitz vor den Blicken der verwünschten Tochter ein! und seitdem durfte dieß Antlitz nicht wieder enthüllet werden.

Einst brannte dieser Tempel ab, das Bild des Servius Tullius aber blieb unversehrt; man hatte daher den Glauben, daß der Gott Vulkan nicht nur der Beschützer, sondern der Ahnherr dieses Königes sey, und daß eben dieser, da die Wiege den künftigen König umschloß, die Flamme um sein Haupt verbreitet habe, woraus ihm seine Hoheit prophezeit wurde.

Weil man den Vater des Servius nicht mit Gewißheit wußte, so eignete man ihm, wie dieß dem öfter bei den Helden des Alterthums geschahe, einen göttlichen Ursprung zu, und dichtete von seiner

Erzeu-

Erzeugung die sonderbare Fabel, daß seine Mutter eine Kornikulanerinn, welche der Tanaquil dienstbar war, in Gegenwart derselben einst den heiligen Wein auf den geschmückten Heerd ausgießen mußte, worauf unter der Asche ein männliches Zeugungsglied hervorging, das die schöne Kornikulanerinn zur Mutter des Servius Tullius machte.' — So suchte also das Römische Volk durch allerlei ernste und komische Dichtungen seinen geliebten König zu vergöttern, und feierte noch lange sein Andenken, da der Königsnahme schon längst verschwunden war.

Das Fest der Konkordia.

Schon im Januar wurde das Einweihungsfest des Tempels der Konkordia gefeiert. Auch zu Ende des Merz wurde sie zugleich mit der öffentlichen Wohlfahrt, und dem Frieden, verehrt, welche beiden letztern man sich ebenfalls als würklich für sich bestehende Wesen dachte.

Am 10ten Junius aber war der Göttinn Konkordia von der Livia ein neuer Opferaltar errichtet, und man beging daher ihren Festtag zum drittenmale im Jahre, welche öftere Erinnerung an den wohlthätigen Einfluß dieser Gottheit in einem Staate, wie der Römische, gewiß nicht überflüssig war.

Am 13ten Junius.

Das Fest des unüberwindlichen Jupiters.

Unter dieser Benennung, die den Römern vorzüglich heilig seyn mußte; war dem Jupiter ein Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage, von einem Volke, dessen Muth selbst unüberwindlich war, gefeiert wurde.

Die kleinen Quinquatrien, oder das Fest der Flötenspieler.

Das Fest, welches im Monath Merz und mehrere Tage hindurch der Minerva zu Ehren gefeiert wurde, hieß die Quinquatrien; weil nun Minerva auch die Flöte erfunden hatte, so erhielt das Fest der Flötenspieler, die bei den Opfern, Leichenbegängnissen, u. s. w. gebraucht wurden, ebenfalls jene Benennung.

Dieß Fest gründete sich auf eine alte mehr komische als ernsthafte Begebenheit. Die Pfeifer oder Flötenspieler waren nähmlich seit den ältesten Zeiten Roms sehr unentbehrliche Personen, ohne welche weder Opfer, noch Spiele, noch Leichenbegängnisse veranstaltet werden konnten.

Man verstattete ihnen daher auch viele Vorrechte und Freiheiten; unter andern hatten sie von Alters her das Recht, im Tempel des Jupiter speisen zu dürfen, welches Recht man ihnen einmal in den ersten Zeiten der Republik, unter dem Konsulat des Appius Klaudius, und Kajus Plautius, nehmen wollte, worauf sie sich alle zusammenschlossen, und von Rom nach Tibur in ein freiwilliges Exil gingen; wobei zu merken ist, daß Tibur oder das jetzige Tivoli, welches nur drei deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, damals noch nicht unter der Römischen Herrschaft stand, die sich nachher über den ganzen bekannten Erdkreis verbreitete.

Nun war in Rom auf einmal die Freude verstummt, bei den Opfern, bei den Spielen ertönte keine Flöte mehr, auch sogar die Klage konnte sich nicht wie vormals äußern, da bei den Leichenbegängnissen die musikalischen Begleiter fehlten.

Man war daher sehr ernstlich darauf bedacht, die aufgebrachten Künstler wieder zu besänftigen, und sie auf alle Weise zur Rückkehr zu bewegen. Zuerst schickte man eine Gesandschaft an den Tiburtinischen Senat, welcher die römischen Pfeiffer in die Kurie zusammenberufen ließ, und ihnen zuredete, nach Rom zurückzukehren. Allein dieß Zure-

den war vergeblich; der Zorn der Beleidigten war so leicht nicht zu versöhnen.

Man versuchte es also mit List, sie zurückzubringen, und bediente sich dazu eines Mittels, wovon man voraussetzen durfte, daß es nicht leicht fehlschlagen würde. Ein römischer Freigelassener besaß nähmlich in der Gegend von Tibur ein Landgut, auf welchem er alle Römischen Pfeiffer zu einem Schmause einlud, und ihnen so fleißig zutrank, daß sie bald insgesammt statt der Minerva dem Weingott sich unterthänig fühlten.

Es war schon tief in die Nacht, und abgeredetermaßen kam ein Bote, welcher die Nachricht brachte, der ehemalige Herr des Freigelassenen, wolle ihm itzt gleich seinen Besuch abstatten. Die Tafel wurde also plötzlich aufgehoben. Die bezechten, taumelnden Flötenspieler, packte man auf Wagen, unter dem Vorwande sie nach Tibur zurück zu fahren.

Es dauerte nicht lange, so waren alle vom tiefsten Schlafe übermannt, und als sie am andern Morgen erwachten, so befanden sie sich, statt in Tibur, auf dem Römischen Forum, von einer Menge Volks umgeben. Aus der ganzen Sache ward nun ein froher Scherz gemacht; man erlaubte den Pfeiffern bei dem Opfer wieder im Tempel des

Jupiter zu speisen, und am Feste desselben, in der Mitte des Junius verlarvt durch alle Straßen der Stadt zu gehen, und nach der alten Weise lustige Lieder abzusingen. Auf die Weise war der Staat mit den Flötenspielern wieder ausgesöhnt.

Was aber die Erfindung der Flöte durch die Minerva anbetrift, weswegen dieß Fest die kleinen Quinquatrien hieß, so ist noch dabei zu bemerken: daß Minerva die von ihr erfundene Flöte mit Unwillen wieder wegwarf, weil sie einst in der klaren Fluth bemerkte, daß beim Spielen derselben ihre Backen zu sehr aufgeblasen, und ihr Gesicht entstellt wurde.

Die Verwünschung, womit sie das Instrument wegwarf, traf noch den unglücklichen Finder desselben, den Satyr Marsyas, der sich einfallen ließ, mit dem Apollo auf der Flöte zu wetteifern, von welchem er zur Strafe seiner Unverschämtheit lebendig geschunden wurde.

Am 16ten Junius.

Die Reinigung des Tempels der Vesta.

Durch einen so heiligen Tempel wie dieser, wurde sogar der Staub geweihet, der sich in ihm gesammlet hatte. Dieser wurde daher auch nich

mit anderem Staube vermiſcht, ſondern nach der Ausfegung geſammlet, und in die Tiber geworfen, die ihn dem Meere zuführte.

Am 18ten Junius.

Das Feſt der Aventiniſchen Pallas.

Auf dem Aventiniſchen Hügel hatte Pallas einen Tempel, deſſen Einweihungsfeſt an dieſem Tage gefeiert wurde. Sonſt wurde Minerva auch zugleich mit der Juno in dem Tempel des Kapitoliniſchen Jupiters, auf dem Tarpejiſchen Felſen verehrt.

Am 19ten Junius.

Das Summanusfeſt.

Zu der Zeit, als die Römer mit dem Pyrrhus Krieg führten, wurde dem Summanus ein Tempel errichtet, deſſen Einweihungsfeſt man an dieſem Tage beging. Der Römiſche Dichter, welcher die Feſte beſchreibt, geſteht ſehr naiv, daß man ſelbſt nicht eigentlich wiſſe, wer dieſer Summanus ſey.

So viel erhellet ſchon aus der Benennung des Summanus, daß man den Summus Manium, den

Herrſcher der Manen oder abgeſchiedenen Seelen ſich darunter vorſtellte, und alſo ohngefähr das, was die Griechen ſich unter dem Pluto dachten.

Nicht weit vom Ufer der Tiber zeigt man noch izt in Rom den Fleck, wo ein den unterirrdiſchen Göttern geweihter Tempel ſtand, auf deſſen Ruinen eine Kirche erbaut iſt, welche den Nahmen S. Lucia della Tinta führt.

Am 24ſten Junius.

Das Feſt Fortunä Fortis.

Servius Tullius, der ſich dem Glücke, welches ihn ſo hoch erhoben hatte, auf alle Art dankbar beweiſen wollte, hatte au ch der Glücksgöttinn, außerhalb der Stadt am Ufer der Tiber einen Tempel errichtet.

Weil nun Servius ſelbſt aus dem niedrigſten Stande, von einer Sklavinn gebohren, dennoch einer der glücklichſten Sterblichen wurde, ſo wurde dieß Feſt beſonders vom niedrigen Volke, und von den Knechten und Mägden gefeiert, die ſich noch immer des Glückes erfreuten, das gleichſam einem aus ihrem Mittel zu Theil geworden war.

Da der Tempel am jenſeitigen Ufer der Tiber lag, ſo ging man nicht nur über die Brücke, ſon-

dern fuhr auch auf Kähnen hin, die mit Kränzen geschmückt waren, und auf denen man schmauſste und trank, und sich der Frölichkeit überließ.

Dieser Tempel stand in der Gegend von Ripa Grande, wo itzt die Schiffe landen, die in die Mündung der Tiber einlaufen. Auf diesen Schiffen, welche fremde Weine mitbringen, pflegen die Römer oft zu zechen.

Kähne und kleine Fahrzeuge aber erblickt man auf der Tiber fast gar nicht mehr, außer denen, die zur Ueberfahrt dienen, und an einem Thaue, das von einem Ufer zum andern gezogen ist, wegen des reißenden Stroms sich halten müssen; auch verhindern innerhalb Rom die Wassermühlen auf der Tiber die Durchfahrt mit den Kähnen.

Am 27sten Junius.

Das Fest des Jupiter Stator.

Als zu den Zeiten des Romulus die Sabiner, welche den Raub der Jungfrauen zu rächen suchten, schon das Kapitolium erobert hatten, und nun auf Rom eindrangen, das damals nur noch den Palatinischen Hügel einnahm, so kam es in dem kleinen Thale zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge zu einem blutigen Treffen, wo der Römische

Feldherr fiel, und die Römer schon nach dem alten Palatinischen Thore zu die Flucht nahmen. In diesem Augenblicke nun, wo das Schicksaal des kaum gegründeten Staats auf der Spitze stand, hob Romulus, der selbst durch die Fliehenden mit zurückgedrängt wurde, seine Waffen gen Himmel, mit den Worten: auf deine Zustimmung, o Jupiter, habe ich hier auf diesem Hügel eine Stadt gegründet. Die Burg haben nun die Feinde schon, und das Thal zur Hälfte, nun suchen sie in die Stadt zu dringen; nur noch auf diesem Fleck hemme die Flucht der Römer, und verleihe, daß sie stehen, so gelobe ich dir, dem Jupiter Stator auf diesem Fleck einen Tempel zu weihen, den spätesten Nachkommen zum Andenken, daß du diese Stadt erhalten hast!

So betete Romulus laut, und gleichsam, als ob Jupiter die Worte gehört, und darauf geantwortet hätte, redete er die Römer an: Jupiter will nun, daß ihr still stehen, und das Treffen erneuern sollt, worauf die Römer still standen, und von neuem stritten. So hielt sich der Muth des Römischen Helden eigentlich an sich selber fest, indem er ein Wesen der Einbildungskraft außer sich zu Hülfe nahm, das er an die Stelle der schon ermangelnden Kräfte setzte.

Als nun in dem engen sumpfigten Thale, zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge,

das Treffen aufs neue mit verdoppelter Erbitterung anhub, und die Römer schon anfingen die Oberhand zu behalten, stürzten sich die Sabinischen Weiber, um derentwillen dieser Krieg entstanden war, mit zerrißnen Kleidern und zerstreutem Haar, mitten zwischen die beiden fechtenden Heere, und trennten sie voneinander, indem sie auf der einen Seite ihre Väter, um Schonung für ihre Männer, und auf der andern ihre Männer um Schonung für ihre Väter anflehten, damit sie durch jene nicht Wittwen durch diese nicht Waisen würden.

Der außerordentliche Anblick rührte die ganze Menge, man hielt auf einmal mit dem Treffen inne, und es entstand eine tiefe Stille. Nach wenigen Augenblicken aber gingen die Anführer zur Versöhnung einander entgegen; es wurde nicht nur Friede geschlossen, sondern aus beiden Staaten ward ein einziger gemacht; die Könige verbanden sich; die Regierung wurde nach Rom verlegt.

Der Tempel, welchen Romulus dem Jupiter Stator gelobt hatte, wurde nun errichtet, und am 27sten Junius eingeweihet, an welchem Tage nachher das Fest des Jupiter Stator gefeiert wurde.

Noch itzt zeigt man auf dem alten Römischen Forum, am Fuße des Palatinischen Hügels, wo

Romulus sein Gelübde that, drei schöne Säulen von dem vielleicht oft erneuerten Tempel des Jupiter Stator, welche mit dem Gebälk darauf einen der schönsten Prospekte, in dieser mit prachtvollen Ruinen erfüllten Gegend machen.

Diese Säulen sind kannellirt, von Korinthischer Ordnung, und vom schönsten Verhältniß. Die Zierrathen daran sind mit der äußersten Vollkommenheit ausgearbeitet. In einer Entfernung, die ihrer Höhe beinahe gleich kömmt, machen diese Säulen einen bewundernswürdigen Effekt.

Nichts kann wohl die Ideen von dem entfernten Alterthume lebhafter erwecken, als diese Gegend mit ihren Ruinen. Auf dem alten römischen Forum ist nähmlich eine kleine Allee gepflanzt, welche zu dem Triumphbogen des Titus führt, und wo zum Ausruhen einige steinerne Bänke sind.

Richtet man nun von hier seine Blicke nach den drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, so siehet man fast dicht um sich her die merkwürdigsten Plätze des alten Roms: vor sich den Palatinischen Hügel, mit Ruinen und Gesträuch, und zu den Füßen desselben, wo izt eine kleine Kirche steht, das Luperkal oder vielmehr den Fleck, wo Evander vierhundert Jahre vor Roms Erbauung dem Pan eine Art von Grotte weihte.

Zur Rechten liegt der Kapitolinische Hügel grün bewachsen, mit einem Aufgange, der mit Bäumen bepflanzt ist, und zu den schönen Ruinen des Tempels der Konkordia führt, die zwischen den Bäumen durchschimmern. Zwischen dem Palatinischen und Kapitolinischen Berge sieht man dicht vor sich das enge Thal, wo die Römer und Sabiner fochten, und die Weiber sich zwischen die streitenden Heere warfen.

Die wirkliche Gegenwart und Nähe aller dieser Oerter, bei dem lebhaften Gedanken an jene entfernten Zeiten, und bei der Uebereinstimmung der alten Beschreibungen mit dem, was man nun wirklich noch vor sich siehet, macht einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüth.

Es scheint, als fühle man in diesem Augenblicke eine Art von Mißverhältnis der Kürze des Lebens mit einem so ungeheuren Zwischenraume von Zeit, und doch wieder eine gewisse Harmonie, worin sich auch dieß Mißverhältnis auflößt, — oder vielmehr das Ortverhältnis macht, daß das Zeitverhältnis in der Einbildungskraft auch wieder näher zusammenrückt, und alles wieder wie lebend und gegenwärtig wird.

Diesem Reiz der Lokalität läßt sich wahrscheinlich auch die Entstehung der Pilgerschaften, und

der Hang zu denſelben am natürlichſten zuſchreiben. Und derjenige, welcher ſich noch ſo ſehr hierüber erhaben glaubt, wird doch dem geheimen Wunſche nicht ganz widerſtehen können, einmal auf demſelben Flecke zu ſeyn, wo dasjenige, wovon ſeine Einbildungskraft am lebhafteſten gerührt iſt, ſich wirklich ereignet hat.

Am 28ſten Julius.

Das Feſt des Romulus.

Billig wurde nach dem Feſte des Jupiter Stator auch demjenigen ein Feſt gefeiert, der eben durch dieſe Anrufung und Benennung des Jupiter, Roms Retter geworden war, das ſeinen Stifter zugleich in ihm verehrte.

Am 30ſten Junius.

Das Feſt des Herkules und der Muſen.

Auch dem Herkules hatte man die Muſen in ſeinem Tempel zugeſellt, und er führte in ihrer Geſellſchaft eben ſo wie Apollo den Nahmen Muſagetes oder der Muſenführer. Nach einer alten Sage hatte nähmlich Herkules den Evander zuerſt die Buchſtaben kennen gelehrt, und war alſo auch ein

Beförderer der Wissenschaften, den man für würdig hielt, dem Chore der Musen vorzustehen, obgleich er sich in seiner Jugend sehr ungelehrig bewiesen haben soll, indem er den Linus, der ihm über seine Unachtsamkeit Vorwürfe machte, mit demselben musikalischen Instrumente erschlug, worauf ihn dieser unterrichten sollte. Um den Begriff vom Herkules wieder zu verfeinern, damit er nicht bloße Körperkraft ausdrücke, scheint es, habe man ihm die Musen zugesellt, oder wenigstens wurde die Vorstellung dadurch veranlaßt, daß mit der körperlichen Stärke sich auch die sanften Künste verbinden können.

Von den Festen im Julius.

Am 5ten Julius.

Die Apollinarischen Spiele.

Auf den Ausspruch des Orakels oder einer alten geschriebnen Weissagung wurden zu der Zeit des zweiten Punischen Krieges dem Apollo zu Ehren Spiele gestiftet, wodurch man sich diese Gottheit geneigt zu machen suchte, und welche mit allerlei Arten von Schauspielen, Gesang und Tanz, gefeiert wurden.

Bei diesen Spielen mußte nach Griechischem Gebrauche geopfert werden; dem Apollo wurde ein Ochse und zwei weiße Ziegen mit vergüldeten Hörnern, und der Latona eine Kuh ebenfalls mit vergüldeten Hörnern, zum Opfer dargebracht.

Wenn der Prätor die Spiele veranstaltete, so gab er ein Edikt, daß ein jeder aus dem Volke nach Vermögen zu den Kosten, welche diese Spiele erforderten, beitragen möchte, damit sie den Sieg über ihre Feinde erhielten.

Das Volk sahe mit Lorbeerkränzen geschmückt den Spielen zu; die Matronen flehten in den Tem-

peln die Götter an; dann speißte man bei offnen Thüren, und der Tag war in jeder Rücksicht festlich.

Es gab damals schon eine Art von Bussons, die in diesen Spielen auftraten, und unter allerlei lächerlichen Stellungen die Worte wiederhohlten: **alles steht gut, wenn der Alte tanzt!** dieß hatte Bezug auf eine alte Begebenheit, wo die Römer einst, da sie eben in diesen Spielen begriffen waren, auf die Nachricht, daß der Feind anrücke, zu den Waffen greifen mußten, und da sie als Sieger zu dem Schauplatze zurückkehrten, sich ein Gewissen daraus machten, daß sie die religiösen Spiele unterbrochen hatten, und befürchteten, daß die Gottheit darüber zürnen möchte; da sie aber den freigelaßnen Kajus Pomponius, einen alten Gaukelspieler noch auf dem Schauplatze fanden, der noch immer seit ihrer Abwesenheit nach dem Schalle der Pfeife tanzte, so riefen sie voll Freuden, daß nun das Fest nicht unterbrochen war, zum öftern die Worte aus: **alles steht noch gut, denn der Alte tanzt!**

Die Appollinarischen Spiele wurden zuerst immer nur auf das künftige Jahr den Göttern angelobt, und an einem unbestimmten Tage gefeiert. Da aber einst in Rom eine Pest einfiel, so gelobte man den Göttern, diese Spiele auf immer, an einem

einem gewiſſen beſtimmten Tage zu feiern, welches denn eben der fünfte Julius war. Man ſuchte alſo auch hier bei dem größten Unglück, das den Staat betreffen konnte, die erzürnten Götter durch frohe Spiele wieder zu beſänftigen.

Auf den Ruinen eines Tempels des Apollo in Rom, auf dem Platze Palombara, iſt eine ſchöne Kirche erbaut, welche St. Apollinare heißt, und zu einem dicht dabei ſich befindlichen Kollegium gehört, wo beſtändig eine Anzahl Deutſcher junger Edelleute Theologie ſtudiren.

Am 6ten Julius.

Das Feſt der Fortuna Muliebris.

So wie es eine Fortuna Virilis gab, die den Männern beſonders günſtig war, wie z. B. dem Servius Tullius; ſo gab es auch eine Fortuna Muliebris, in deren Schutz die Weiber ſtanden, und dieß aus dem Grunde, weil Weiber einſtmals den Staat gerettet hatten, da es den Männern unmöglich war.

Als nähmlich der tapfere Römer Koriolan, weil er den Haß des Volks ſich zugezogen hatte, aus Rom verwieſen wurde, und zu den Volſkern den ärgſten Feinden der Römer übergegangen war,

so kam er nun mit einem siegreichen Heere bis nahe vor die Thore von Rom, und drohete seiner Vaterstadt den Untergang.

Das Schicksal Roms stand dießmal wiederum auf dem Spiele. Vergebens flehten Priester und ehrwürdige Greise, die der Senat abschickte, den auf sein undankbares Vaterland erbitterten Koriolan um Schonung und Erbarmen an.

Traurig kehrten die Boten wieder zurück, und man sahe nun weiter keinen Ausweg, als Volumnia, die alte Mutter des Koriolan, und Valeria, seine Gattinn mit zwei kleinen Söhnen sich entschlossen, ins feindliche Lager hinauszugehen, und den letzten Versuch zu wagen.

Nachdem sie ein Gebet für das Wohl des Staats verrichtet, machten sie sich in Begleitung der vornehmsten Römischen Matronen auf den Weg, und als sie nun ins feindliche Lager kamen, und Koriolan unter dem Trupp der Weiber seine alte Mutter, und seine Gattinn mit ihren Söhnen, flehend, und ihre Hände zu ihm ausstreckend erblickte, zerschmolz der Unerbittliche zum erstenmal in Thränen; er widerstand nicht länger, und führte sein Heer hinweg.

Weil nun die Rettung des Staates, welche von Männern nicht mehr abhing, den Frauen

gelungen war, so wurden auch diese, als sie zurückkehrten, vom ganzen Volke mit Jauchzen und Freudengeschrei empfangen, und vom Senat und Volke beschlossen, ihrer schönen That ein ewiges Denkmal zu errichten; die Frauen aber baten um nichts, als daß auf demselben Fleck, wo sie zuerst für das Wohl des Staats ihr Gebet verrichtet; der Fortuna Muliebris oder dem weiblichen Glücke ein Tempel errichtet würde.

Dieß wurde ihnen nicht nur gewährt, sondern auch zu den jährlichen Opfern die Kosten angewiesen, und den Matronen verstattet, eine Priesterin der Fortuna selbst aus ihrem Mittel zu wählen, welches Amt der Valeria der Gattinn des Koriolan übertragen wurde, weil sie zuerst den Gedanken zu dem glücklichen Mittel gehabt hatte, wodurch Rom allein vom Untergange gerettet werden konnte.

Die Matronen ließen selbst eine Bildsäule der Fortuna verfertigen, welche im Tempel aufgestellt und eingeweiht wurde. Jährlich an dem Feste der Glückgöttinn, die den Weiber hold ist, wurde die Bildsäule mit Kränzen geschmückt, welche ihr nur von kürzlich verheiratheten Matronen, und von keiner Witwe, oder die sich zum zweitenmale vermählt hatte, aufgesetzt werden

durften; denn alles mußte hier glückbedeutend seyn.

Die Glücksgöttinn wurde von den Römern unter mancherlei Benennungen verehrt. Es gab eine Fortuna Privata, so wie eine Fortuna Publika; eine Fortuna Primigenia; eine Fortuna Obsequens, oder folgsames Glück; diesen waren auf dem Kapitolinischen Berge kleine Tempel geweiht.

Auch die Fortuna Equestris oder das Glück, welches den Rittern hold ist, hatte einen Tempel; und es gab sogar eine Fortuna hujus diei, das ist, das Glück des gegenwärtigen Tages, welches, als ein für sich bestehendes Wesen unmittelbar vor der Schlacht, von den Feldherrn angerufen wurde.

Der Diktator Sylla weihte der Glücksgöttinn zu Präneste einen Tempel von so erstaunlichem Umfange, daß auf dessen Stufen jetzt die neue Stadt Palestrina steht.

Am 7ten Julius.

Die Kaprotinen oder das Fest der Mägde.

Nicht nur den Frauen, welchen Rom seine Rettung dankte, sondern auch den Mägden, die durch eine muthige Entschließung einst ein Unglück von Rom abwandten, weihte die Nachwelt ihre

dankbare Verehrung, und bewieß dadurch, daß man allen Unterſchied des Standes vergaß, ſobald von einer edlen, patriotiſchen That die Rede war.

Als nähmlich in den erſten Zeiten und bei der noch ſehr beſchränkten Herrſchaft Roms die Lateiner einſtmals bis dicht vor die Thore rückten, und die Töchter der Römer, die man ihnen abſchlug, zur Ehe verlangten, oder die Stadt mit Krieg bedrohten; ſo that eine Magd, welche Tutela hieß, dem Senat den Vorſchlag, man ſolle ſie nebſt andern Mägden, in der Tracht der römiſchen Jungfrauen, vor die Stadt in das Lager der Lateiner ſchicken, dann wolle ſie ein Zeichen geben, wann es Zeit ſey, daß die Römer aus der Stadt einen Ausfall thäten.

Der Vorſchlag ward angenommen. Tutela wählte ſich ſelber ihre Gefährtinnen aus, und begab ſich ſchön geſchmückt mit ihnen nach dem Lager, wo die Lateiner den Betrug nicht merkten, ſondern bis tief in die Nacht mit Wein und Liebe ſich ergötzten, bis ein tiefer Schlaf ſie alle übermannte, worauf die Mägde die Waffen der Lateiner zu verſtecken eilten, und Tutela auf einen wilden Feigenbaum nahe bei dem Lager ſtieg, wo ſie den Römern mit einer Fackel das verabredete Zeichen gab.

Nun griffen die Römer das Lager an, und trugen mit leichter Mühe den Sieg davon. Die Sklavinnen aber, welche diese That vollführt hatten, durften nie wieder Sklavenkleider tragen, sondern behielten diejenigen, womit sie sich kühn in das Lager der Lateiner wagten. Auch war hiermit ihre augenblickliche Freilassung, und eine Aussteuer aus dem öffentlichen Schatz verknüpft.

Zum Andenken dieser Begebenheit aber wurde jährlich ein Fest gefeiert, welches man von dem merkwürdigen wilden Feigenbaume, von dem das Zeichen gegeben war, und der in der Sprache der Römer caprificus hieß, die Kaprotinen oder die kaprotinischen Nonen nannte. Auch der Juno gab man von jenem Baume den Zunahmen Kaprotina, und ihr wurden unter einem wilden Feigenbaume von Frauen sowohl als Mägden Opfer dargebracht; zu welchen Opfern selber man sich der Milch, oder des weißen Saftes bediente, der aus jener Art von Bäumen quillt.

Den Mägden aber war dieß Fest vorzüglich heilig; sie zogen geschmückt durch die ganze Stadt, und stellten sich, als wollten sie auf diejenigen, welche ihnen entgegen kamen, einen feindlichen Angriff thun; gleichsam zum Andenken wie die Römer, vermittelst der List und Kühnheit der Mägde,

einſt das feindliche Lager überfielen. Endlich ſetzten ſie ſich zum Eſſen unter Lauben nieder, die aus Zweigen von wilden Feigenbäumen geflochten waren.

Am 12ten Julius.

Der Geburtstag Julius Cäſars.

Romulus hatte den dem Kriegesgott geweihten Monath Merz zum erſten im Jahre gemacht, von welchem an gerechnet, der Julius der fünfte war, und deswegen den Nahmen Quintilis, ſo wie der Auguſt, als der ſechſte Monath, den Nahmen Sextilis führte. Ob nun gleich vom Numa die beiden Monathe Januar, und Februar, dem Jahre hinzugefügt, und vor den Merz geſetzt wurden, ſo behielt man dennoch die alte Benennung der Monathe Quintilis und Sextilis bei.

Bis unter dem Julius Cäſar und Auguſt, der höchſte Glanz von Rom ſich in ſeinen beiden erſten unumſchränkten Beherrſchern, nach dem Verluſte der Freiheit ſpiegelte, und in dieſen beiden mächtigen Menſchen einen neuen Brennpunkt erhielt, der alles neben ſich verdunkelte, und auf alle künftigen Zeitalter ſeinen Schimmer verbreitet hat.

Nun wurde auch der Zeit das unauslöschliche Gepräge von dieſer Macht und Hoheit aufgedrückt; nach dem Julius Cäſar wurde der Quintilis, der Sextilis nach dem Auguſt benannt. Dieſen beiden Menſchen ward ſchon bei ihren Lebzeiten eine Art von göttlicher Ehre erwieſen. Der Geburtstag des Julius Cäſar mußte ein Feſt für die Römer ſeyn, denen nun die Freiheit ſelbſt ein Joch, und die Unterjochung eine Wohlthat wurde, die man demohngeachtet, aus einem mißverſtandenen patriotiſchen Eifer, dem Julius Cäſar mit dem Dolchſtoß dankte; weil man noch immer glaubte, es läge bloß an ihm, daß er ſich der Alleinherrſchaft bemächtigt habe, und nicht vielmehr an dem entarteten Volke, daß nun einen Alleinherrſcher haben mußte, der die Ruhe erhielt, nachdem alle Selbſtthätigkeit eine eigennützige Richtung genommen hatte, und es keinem mehr einfiel, Opfer für den Staat zu bringen.

Am 1ſten Julius.

Das Feſt des Kaſtor und Pollux.

Es herrſchte eine alte Sage bei den Römern, daß einſt nach einem ſo eben erfochtenen Siege, von welchem noch niemand Nachricht haben konnte, zwei

ſchöne Jünglinge zu Pferde, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, ſich auf dem römiſchen Forum zeigten, und an dem Quell der Juturna ſich den Staub abwuſchen, wobei ſie den Umſtehenden den erfochtenen Sieg verkündigten, und ſich ſchnell wieder hinweg begaben, ohne daß man je entdecken konnte, wer ſie waren.

Für wen ſollte man ſie nun anders als für den Kaſtor und Pollux halten, die nach dem Volksglauben, auf dieſe Art den Sterblichen zu erſcheinen pflegten, und deren Erſcheinung man für heilbringend und glückbedeutend hielt, und ſich vorzüglich freute, daß das Wohl des römiſchen Staates ihnen ſo angelegen war: denn es ſchien gleichſam, als hätten ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit den Weg von dem Schlachtfelde nach Rom zurückgelegt, um nur die frohe Botſchaft zu bringen, weswegen ſie auch mit Schweiß und Staub bedeckt, ankamen.

Nun errichtete man auch dem Kaſtor und Pollux auf dem römiſchen Forum einen kleinen Tempel, und die Ritter betrachteten ſie, als ihre beſonderen Schutzgötter, deren Beiſtand ihnen im Treffen Muth einflößte, und welchen ſie ſich gleichſam näher dünkten, weil dieſe Schutzgötter auch ſelbſt Ritter waren. Zuweilen glaubte man ſie an der

Spitze des Treffens zu erblicken, wo ſie dem Heere Muth einflößten, und es durfte nur einer dieſe Erſcheinung gehabt haben, ſo wünſchten die übrigen ſich Glück dazu, und fochten mit erneuerter Tapferkeit.

An dem Feſte des Kaſtor und Pollux hielten nun auch die römiſchen Ritter in ihrem ſchönſten Waffenſchmuck, und mit allen ihren Ehrenzeichen, einen öffentlichen Aufzug, der bei dem Tempel der Ehre vor dem Kapenſchen Thore anhub, und auf dem Kapitolium ſich endigte.

Vor dem Zuge wurde den Göttern ein Opfer dargebracht; dann mußten die Ritter ſich alle nach ihren Stämmen und Abtheilungen ordnen, und gerüſtet zu Pferde erſcheinen, als wenn ſie eben aus der Schlacht zurückkehrten. Ein jeder trug ein mit Purpurſtreifen beſetztes Kleid, welches Trabea hieß, und einen Kranz von Oehlzweigen auf dem Haupte.

Der Ritterſtand zeigte ſich bei dieſem Aufzuge in ſeinem höchſten Glanze, und die Idee vom Kaſtor und Pollux, woran dieſe Ceremonie ſich knüpfte, war doch ſchön, ſie mochte nun einen Urſprung haben, welchen ſie wollte. Dieſer Tempel mit den Gottheiten war ein allgemein angenommenes feſtes Symbol, das Muth und Ta-

pferkeit, und jede ritterliche Uebung bezeichnete, und wobei man ſich dieſe Dinge lebhafter dachte, als bei den bloßen Worten, womit man ſie benannte.

Eben das fand auch bei dem Tempel der Ehre ſtatt, von welchem der Zug der Ritter ſeinen Anfang nahm, welcher zugleich mit dem Tempel der Tugend, von dem Konſul Marcellus, den Göttern gelobt, und dergeſtalt mit dem letztern verbunden war, daß man nicht anders in den Tempel der Ehre als durch den Tempel der Tugend gelangen konnte. Was waren dieß anders als ſchöne Symbole, die das mit mächtigem Eindruck und Würde bezeichneten, was das Wort nur benennen kann. Dem Göttlichen, was Ehre und Tugend haben, wurden dieſe Tempel geweiht, deren Anblick, ſchon edle Geſinnungen, wenn ſie auch tief ſchlummerten, zu erwecken im Stande war.

Vor der Porta St. Sebaſtiano, nicht weit von den Ruinen vom Cirkus des Karakalla, zeigt man noch itzt den Fleck, wo einſt die Tempel der Ehre und der Tugend ſtanden.

Am 23sten Julius.

Die Neptunalien.

In der Strada Giulia in Rom, nicht weit vom Ufer der Tiber, zeigt man noch itzt den Ort, wo ein Tempel des Neptun stand, auf dessen Ruinen die kleine Kirche S. Biagio erbaut ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß in dieser Gegend auf dem Marsfelde die Neptunalien mit Opfern und Spielen von dem römischen Volke gefeiert wurden.

Von den Feſten im Auguſt.

Am 1ſten Auguſt.

Das Feſt der Hoffnung.

Bei dem Forum Olitorium, wo die grünen Waaren verkauft wurden, war der Hoffnung ein Tempel errichtet, deſſen Einweihungsfeſt am erſten Auguſt gefeiert wurde. Dieſer Tempel war mehr als einmal vom Blitz getroffen und gänzlich eingeäſchert worden. Man baute ihn aber beſtändig wieder auf, und ließ ein ſo bezeichnendes Gebäude nicht untergehen.

In den erſten Tagen des Auguſt war auch eine Art von Feier oder Ferien, dem Auguſtus zu Ehren, weil er um die Zeit aus Spanien ſiegreich nach Rom zurückgekehrt war; und noch itzt wünſcht ſich das Volk in Rom im Anfange des Auguſt mit dem Ausdruck fer agoſto, oder buon fer agoſto, Glück; Aufwärter und Bediente fordern ſich mit dieſem Ausdruck das Trinkgeld, welches ſie um dieſe Zeit zu erhalten pflegen. Sonderbar genug wäre es, wenn der korrumpirte Ausdruck fer agoſto ſich noch von den Ferien des Auguſt herſchriebe, wie einige dieſer Meinung ſind.

Am 5ten August.

Das Salusfest.

Die Göttinn Salus, oder allgemeine Wohlfahrt, die man sich als ein für sich bestehendes Wesen dachte, hatte auf dem Quirinalischen Hügel einen Tempel, welcher an diesem Tage eingeweiht war.

In so fern man unter Salus zugleich das körperliche Wohlseyn oder die Gesundheit mit begreift, scheint diese noch itzt auf dem Quirinalischen Hügel vorzüglich ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben.

So wie man auf einem breiten gepflasterten Wege, von der Tiberseite Roms, den sanften Hügel hinaufsteigt, athmet man eine reinere Luft ein, die Aussicht rund umher wird freier, und von dem schönen Platze vor dem päbstlichen Sommerpallaste, blickt man auf den Janikulus hinüber.

Auch hieß jener breite Weg vor Zeiten von dem Tempel der Salus, zu welchem er hinaufführte, clivus salutis, der Wohlfahrts oder Friedensweg. und noch itzt ist es einer der angenehmsten Spaziergänge, die man in der Stadt selber machen kann, diese reitzende Anhöhe hinauf zu steigen, zu welcher Natur und Kunst unwiderstehlich einladen.

Denn oben auf dem Hügel erblickt man auf den beiden Seiten eines Obelisks in koloſſaliſcher Größe, die Bildſäulen des Kaſtor und Pollux, welche beide ihre Pferde halten, oder nach anderer Meinung eine doppelte Darſtellung des jungen Alexander, wie er den Bucephalus bändigt.

Die außerordentliche Schönheit dieſer Werke, war Urſach, daß man ſie keinen andern als den größten Meiſtern, das eine dem Phidias, das andere dem Praxiteles, zuzuſchreiben wagte.

Von dieſen beiden Statüen führt itzt der Quirinaliſche Berg den Nahmen monte cavallo oder der Pferdehügel. Oben auf dem freien Platze, und bei der weiten offnen Ausſicht machen dieſe Statüen ſchon von fern den reizendſten Effekt, den man ſich denken kann, und wenn man ſich ihnen nähert, hält es ſchwer, von der Betrachtung des Ganzen und der einzelnen Schönheiten dieſes erhabenen Kunſtwerkes, das ſo lange der Zeit getrotzt hat, ſich wieder los zu reißen.

Am 13ten Auguſt.

Das Feſt der Diana.

In einer Entfernung von einigen Meilen von Rom, bei der kleinen Stadt Aricia hatte Diana

einen heiligen Hain, in welchem sie mit vorzüglicher Andacht verehrt wurde.

Dieser Hain der Diana hat sich gewissermaßen noch bis itzt erhalten; er gehört nähmlich dem Hause Ghigi in Rom, ist mit einer hohen Mauer umgeben, und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen erhält niemand den Zutritt in dieß Heiligthum.

Die Landschaftsmahler erhalten zuweilen die Vergünstigung, hier Baumparthien zu kopiren, dergleichen sich außer diesem Umfange wohl schwerlich noch irgendwo finden möchten. Wenigstens zeugt die Gestalt der Bäume von einem erstaunlichen Alterthume; die Strenge des Besitzers, womit er den Zutritt zu diesem Haine versagt hat, ist daher sehr lobenswerth, weil sonst vielleicht schon manche frevelnde Hand, diese Art von Denkmal aus dem Alterthume entstellt oder beschädigt haben würde.

Bei der Feier des Festes der Diana nun, eilten die römischen Weiber, welche ein Gelübde gethan hatten, und der Erfüllung ihres Wunsches theilhaftig geworden waren, die Stirn umkränzt, mit brennenden Fackeln in den Aricinischen Hain, um der mächtigen Diana ihren Dank zu bringen.

Da diese Göttinn nun selbst vorzüglich die Jagd und die Wälder liebte, so wurde sie auch von den

Jägern als ihre Schutzgöttinn verehrt; und diese kamen mit Fackeln, die wie Aehren gestaltet waren, in ihren heiligen Hain, und brachten zugleich ihre Hunde mit, die sie, mit weißen Binden ausgeschmückt, der Göttinn vorstellten, und die Kranken darunter ihrem Schutz empfahlen.

Die Göttinn Diana selbst war gütig gegen ihre abgelebten wohlverdienten Hunde, bekränzte sie selbst, und ließ sie von der Jagd ruhen; an ihrem Feste aber, glaubte man, ruhe Diana selbst, und alle ihre Hunde. Die Jäger legten daher auch ihre Waffen und Jagdgeräth zum Zeichen der festlichen Ruhe, mitten im Walde auf dem grünen Rasen nieder.

Am 17ten August.

Die Portumnalien.

Melicertes, der Sohn der Griechischen Ino, welcher unter dem Nahmen Portumnus oder der Vorsteher der Hafen, von den Römern als eine Meergottheit verehrt wurde, hatte bei der Aemilischen Brücke, welche nachher Pons Milvius, und jetzt Ponte Molle heißt, außerhalb der Stadt, wo eine Art von Hafen an der Tiber war, einen

kleinen Tempel, dessen Einweihungsfest jährlich gefeiert wurde.

Jezt müßte der Tempel des Portumnus, wenn die alten Zeiten wieder abgebildet werden sollten, innerhalb der Stadt, bei dem sogenannten Hafen von Ripetta stehen, wo man auf einer beträchtlichen Anzahl schöner breiter Stufen, von der Straße bis zur Tiber herunter steigt, und wo alle die Barken landen, welche mit Waaren, die zum gewöhnlichen Lebensunterhalt dienen, aus den gebirgigten Gegenden, die Tiber herunter kommen. Hier ist zugleich die Ueberfahrt zu dem jenseitigen Ufer, wo man vor der Engelsburg vorbei über eine Wiese nach St. Peter und dem Vatikanischen Hügel geht. Der Hafen von Ripetta selbst mit seiner schönen Einfassung und Stufen, macht von allen Seiten einen mahlerischen Anblick.

Am 18ten August.

Die Konsualien.

Bei diesem Feste blickte das römische Volk einmal wieder in die Geschichte seines ersten Ursprungs zurück, wo man, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, ein Asyl für Flüchtlinge errichten mußte, und da nachher ein Mangel an Weibern war, sich

vergeblich in den benachbarten Staaten, bei den Vätern um die Töchter bewarb, indem man sich zugleich der bittern, spottenden Antwort aussetzte, ob die Römer nicht auch ein Asyl für Weiber errichten wollten.

Dieß zwang nun die Römer zur List ihre Zuflucht zu nehmen; und Romulus, der seinen Plan zum Raube der Sabinischen Jungfrauen schon längst bei sich selbst entworfen hatte, knüpfte demohngeachtet seinen eignen Muth, oder den Muth des Volks bei dieser Sache, an die Idee von einer Gottheit an, die er sich gewissermaßen selbst erst schuf, und welchen er Konsus, oder den Gott geheimer Anschläge nannte, worunter man sich aber den Jupiter, den Neptun, oder irgend eine höhere Gottheit denken konnte, die jetzt nur unter dem Nahmen Konsus, die geheimen Anschläge der Römer begünstigen sollte.

Es hieß also, man habe im großen Cirkus einen in die Erde vergrabnen Altar gefunden, welcher dem Konsus geweihet sey, dem man nun Opfer darbringen, und ihm zu Ehren feierliche Spiele veranstalten wolle. — Diesen Spielen, welche selbst die Konsualien hießen, mit beizuwohnen, wurden also die Bewohner der benachbarten Städte mit ihren Familien eingeladen. Und da die Neugierde eine

große Menge von Fremden versammlet hatte, so mußte nun auf einmal mitten unter den Spielen, der Gott Konsus, dem sie gefeiert wurden, auch seinem Geschäfte vorstehen, und den Römern zu der Ausführung ihres listigen Anschlages Entschlossenheit und Muth einflößen.

Die Töchter der Sabiner wurden geraubt; betrübt und auf Rache sinnend kehrten die verwaisten Eltern zurück. Rom mußte wegen dieses Raubes nachher noch blutige Kriege führen, bis endlich die Weiber selber, sich in ihr Schicksal fügend, den Streit zwischen ihren Männern und Vätern schlichteten, und die erbitterten Gemüther sich versöhnten.

Zum Andenken des Raubes der Sabinerinnen, wurden nun immer noch jährlich mit den Spielen im Cirkus die Konsualien gefeiert. Und wenn diese Spiele geendigt waren, wurde der Altar des Konsus, bis zum künftigen Jahre bedeutungsvoll wieder eingegraben, um jene geheime und verborgen gehaltene Staatslist des Romulus zu bezeichnen, die unter dem Schutz des Konsus gelungen war, und auf deren Ausführung, selbst die Fortpflanzung oder das Daseyn des römischen Volks, nach der alten Ueberlieferung, sich gründete.

So romantisch nun die alte römische Geschichte klingt, und mit so vielen Dichtungen sie auch ver-

wehl ſeyn mochte, ſo konnte doch eben die Ueberlieferung von dergleichen Begebenheiten ihrer Wirkung auf die Einbildungskraft nicht verfehlen. Mit dem Fortgange der Zeit wurde den Römern ihre Geſchichte immer theurer, und das Volk würde jene alten Sagen vom Evander und ſeiner Mutter Karmenta, von der wunderbaren Erhaltung des Romulus und Remus, u. ſ. w. nm vieles nicht haben vermiſſen wollen.

Am 21ſten Auguſt.

Die zweiten Vinalien.

Die erſten Vinalien wurden im April gefeiert, wenn man die angefüllten Weinfäſſer zuerſt eröfnete, und aus jedem einen Becher voll, dem Jupiter ausgoß, welchem eigentlich aller Wein, von Alters her, gelobt war.

Itzt, da ſich nun die Zeit der Weinleſe näherte, und man die Fäſſer auf das künftige Jahr wieder zu füllen dachte, erbat man ſich aufs neue vom Jupiter, dem der Wein geheiligt war, Seegen und Gedeihen. Der Prieſter des Jupiter nähmlich eröfnete ſelbſt die Weinleſe, einige Zeit vorher, ehe ſie wirklich anging, auf eine feierliche Weiſe, indem er, während daß dem Jupiter

ein Lamm geopfert wurde, die erſten Trauben abſchnitt.

Und nach dieſer Ceremonie durfte nun erſt der vorjährige Wein zum Verkauf vom Lande in die Stadt gefahren werden, weil der Wein vom künftigen Jahre nun dem Jupiter ſchon geheiligt, und man in Anſehung des alten gleichſam von ſeinem Gelübde frei war.

An eben dieſem Tage, war auch der Venus, unter deren Schutz die Gärten ſtanden, ein Tempel geweiht, und die Gärtner feierten dieſen Tag. Der Begriff von Fortpflanzung im ganz buchſtäblichem Sinne ſcheint die Veranlaſſung geweſen zu ſeyn, daß man dem Schutz der Venus auch die Gärten empfahl, und von ihrem wohlthätigen Einfluß Gedeihen für die Pflanzen hoffte.

Am 23ſten Auguſt.

Die Vulkanalien.

Bei der Verehrung des Vulkan ſchien es, als wolle man das Element des Feuers ſelbſt, in ſo fern es ſchadend und zerſtörend iſt, unmittelbar zu verſöhnen, und zu beſänftigen ſuchen, indem man ein rothliches Kalb, und wildes Schwein, u. ſ. w.

in die Flammen warf, und der schädlichen verzehrenden Gluth das Leben von Thieren aufopferte, damit sie gleichsam ihren Hunger an diesen stillen, und das Uebrige, was dem Menschen lieb ist, seine Wohnungen, seine Güter, und ihn selbst verschonen möchte.

Die häufigen Feuersbrünste in Rom, wogegen freilich noch wenige Einrichtungen gemacht waren, und welche daher wüthend um sich grissen, machten dieß Fest dem Volke noch angelegentlicher. In dem Cirkus wurden Spiele dem Vulkan zu Ehren angestellt; auch sollen die Römer damals schon eine Art Feuerwerke, durch künstlich dazu verfertigte Maschinen hervorgebracht, und an den Vulkanalien abgebrannt haben. Wenn die Vulkanalien vorbei waren, so fing man auch schon an, ein wenig wieder bei Licht zu arbeiten, gleichsam als ob man nun, auch in dieser Rücksicht, weniger Feuersgefahr zu befürchten habe.

Am 24sten August.

Die Eröffnung der unterirrdischen Welt.

Unter Mundus oder Welt dachte man sich die Erde, die Wölbung des Himmels, und die unterirrdischen Wohnungen. Auch dieser Begriff wurde

personifiziert, und man zeigt noch itzt an dem Ausgange nach dem alten Tibur eine große Höhlung in einem Felsen, wovon behauptet wird, daß es in alten Zeiten ein Tempel der Welt gewesen sey.

Man mag nun die Gestalt der Welt durch einen gewölbten Tempel mit einer unterirrdischen Vertiefung, oder durch irgend ein Modell oder Kasten, der so gestaltet war, abgebildet haben: so ist gewiß, daß man dreimal im Jahre, nähmlich im August den Tag nach den Vulkanalien, den vierten Oktober, und den achten November, die sogenannte Eröffnung der unterirrdischen Welt dadurch feierte, daß man das verborgene Heiligthum, welches das ganze Jahr über verschlossen war, an diesen Tagen eröffnete.

Weil nun dieß Heiligthum dem Pluto und der Proserpina, den Göttern der unterirrdischen Manen geweiht war, so scheint es, als habe man diese durch die Abbildung einer freiwilligen Eröffnung des Zuganges zur Oberwelt, gleichsam versöhnen und besänftigen wollen.

Oder vielmehr man opferte den schadenden und unglückbringenden Wesen, gleichsam einige Tage im Jahre auf, um sich das ganze übrige Jahr dadurch zu erkaufen; denn an den drei Tagen im Jahre, wo Mundus patens war, oder die Eröffnung

des Unterirrdiſchen dargeſtellt wurde, vermied man, ſich mit dem Feinde in ein Treffen einzulaſſen; man hielt keine Volksverſammlungen oder Komitien; man warb kein Kriegsheer an; und verwaltete überhaupt, außer den allernothwendigſten, keine öffentlichen Geſchäfte. An dieſen Tagen ſeegelte kein Schiff ab, kein Marſch wurde angetreten, kein Ehebündniß wurde geſchloſſen; kurz alles wurde vermieden, was man vorzüglich mit glücklichen Vorbedeutungen anzufangen wünſchte. — Denn da man ſich das Reich des Pluto, den Schlund der unterirrdiſchen Welt in dieſen Tagen, als eröfnet dachte, und alſo die Scheidewand zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen der Oberwelt und Unterwelt, während dieſer Zeit gleichſam aufgehoben war, ſo konnte nun auch alles aus dem Abgrunde aufſteigende Unheil, gleich peſtilenzialiſchen Dünſten, ſich ungehindert ausbreiten; bis nach Verlauf dieſer Zeit denn alles wieder in ſein Gleis kam, das furchtbare Heiligthum des Pluto und der Proſerpina wieder verſchloſſen wurde, und alle Geſchäfte nun wieder ihren ordentlichen Gang giengen.

Man ſieht, wie dergleichen Feſte gleichſam ein Ableiter für den Aberglauben des Volks waren, das ſich doch nun nicht das ganze Jahr über, ſondern nur drei Tage im Jahre, vor den unter-

irrdiſchen Einflüſſen fürchtete, und ſich dann wieder ſicher glaubte; eben ſo wie bei den Lemurien im May, wo man durch eine kleine unſchädliche Ceremonie in einer Nacht, von der Furcht vor Spuk im Hauſe, das ganze Jahr über, ſich befreite.

Der Oeffnunger., wo die unterirrdiſche Welt eine Kommunikation mit der Oberwelt hatte, gab es in der Einbildung der Alten viele; wie wir denn bemerkt haben, daß ſogar in einem Tempel des Mars vor dem Kapeniſchen Thore, eine ſolche Oeffnung war, worüber ein Stein lag, und wo die Manen nach dem Volksglauben beſtändig, einen Aus- und Eingang hatten.

Wenn irgend etwas an die Idee von Mundus patens oder offenſtehender unterirrdiſcher Welt, erinnert, ſo iſt es noch itzt die Menge von Leichen, die man im Monath Auguſt, in Rom zu Grabe tragen ſieht. Alle die peſtilenziallſchen Dünſte aus dem offnen Schlunde des Erebus ſcheinen um dieſe Zeit emporgeſtiegen zu ſeyn, um das Reich des Pluto zu vermehren.

Der fürchterliche Leichenpomp, womit die Todten hier beerdiget werden, erweckt noch mehr das Bild von einer unterirrdiſchen Welt. Denn die

durch weiße oder graue Hemden bis auf die Augen vermummten und verlarvten Begleiter, welche paarweise am hellen Tage, oder am Abend in der Dämmerung mit brennenden Wachslichtern in der Hand, der Leiche folgen, übertreffen alles was sich die Phantaſie von Geſpenſtern und Erſcheinungen aus der Unterwelt nur irgend vermahlen kann. Es iſt, als wenn der Stein von jener Oeffnung hinweggewälzt wäre, und nun auf einmal ein ganzes Heer von Manen die Straßen der Stadt überſchwemmt hätte, um den Lebenden durch ihren Anblick Grauen und Entſetzen einzujagen.

Am 25ſten Auguſt.

Die Opekonſiven.

Ops war die Vermählte des Saturnus, und man dachte ſich unter ihr die Erde, die den Saamen zur Erzeugung aller Pflanzen in ſich aufnimmt, und zur Reife bringt, in welcher letztern Rückſicht man ſie Ops Konſiva, und das Feſt das ihr gefeiert wurde, die Opekonſiven nannte.

Dieß Feſt wurde nicht öffentlich, ſondern in der Behauſung des Opferkönigs, in einem gehei-

ligten Gemach gefeiert, wo niemand, als der Opferkönig selbst, und die Vestalinnen zugegen seyn durften. Denn die Ops Konsiva wurde so wie die Bona Dea, Vesta, Ceres, u. s. w. zu den geheimnißvollen Gottheiten gezählt, deren Verehrung ebenfalls sich vor dem Blicke des Volks in ein heiliges Dunkel hüllte.

Von den Feſten im September.

Am 13ten September.

Die Einſchlagung des Nagels in die Wand vom Tempel des Jupiter.

Dieſe Ceremonie ſchrieb ſich aus den älteſten Zeiten her, und gründete ſich auf ein geſchriebenes Geſetz: daß die höchſte obrigkeitliche Perſon in Rom, an den Iden des Septembers, in die Wand des Tempels, der dem höchſten Jupiter gewidmet war, auf der rechten Seite, da wo er an das Heiligthum der Minerva ſtößt, einen Nagel einſchlagen ſolle.

Man deutete dieß dahin aus, daß da in jenen alten Zeiten der Gebrauch der Buchſtaben und Zahlen nur noch wenig bekannt und eingeführt war, durch dieß jährliche Einſchlagen eines Nagels die Anzahl der Jahre habe bezeichnet werden ſollen; und daß es an dem Tempel des Jupiter, da wo er an den Minerventempel ſtößt, habe geſchehen müſſen, weil man der Minerva ſelbſt die Erfindung der Zahlen zuſchrieb.

Auch die Etrurier schlugen in den Tempel einer ihrer Göttinnen jährlich einen Nagel ein, um auf die Weise die Zahl der Jahre zu bemerken. Es scheint auch, als habe bei den Römern die erste obrigkeitliche Person im Staate, diese Ceremonie in den ältesten Zeiten deswegen verrichten müssen, um dieser Jahresrechnung, welche damals vielleicht die einzige war, desto mehr Würde und Glauben zu geben.

Da man nun aber längst schon Kalender und Jahrzahl hatte, wurde dennoch diese alte Ceremonie bei den Römern gewissenhaft beibehalten, und mußte sogar von einem römischen Diktator, welcher besonders dazu gewählt wurde, verrichtet werden, weil sonst der Buchstabe des Gesetzes nicht genau hätte befolgt werden können, indem die beiden Konsuls einander gleich waren, und keiner von ihnen die höchste Würde im Staate bekleidete.

Wenn man erwägt, was für einen großen Einfluß die Ehrfurcht für das Alte in die ganze Denkungsart der Römer hatte; und wie sehr sich das Volk dadurch an sich selber knüpfte, indem eine lange Reihe aufeinanderfolgender Generationen sich um so fester aneinander schlossen; so wird man diesem Volke jenen unschädlichen gottesdienstlichen Ge-

brauch auch nicht verargen, wodurch es gleichsam die patriarchalischen Sitten seiner Väter zu ehren suchte, indem so wie bei jenen, die Hand der ersten obrigkeitlichen Person, in die Wand des heiligsten Tempels in Rom, noch jährlich einen Nagel schlug.

Am 22sten September.

Der Geburtstag des Augustus.

So wie der Geburtstag des Cäsar, wurde auch der des Augustus mit öffentlichen Spielen gefeiert, und als ein ordentlicher Festtag im Kalender mit angesetzt. Die römischen Ritter feierten freiwillig und einstimmig das Geburtsfest des Augustus zwei Tage lang. Die Gottheit war nun einmal vom Himmel herab gestiegen, und man mußte sie auf alle Weise zu verehren, und sich um ihre Gunst zu bewerben suchen.

Man ließ die Götter im Himmel schalten, und wandte seine Aufmerksamkeit lieber auf diejenigen, welche auf Erden die reelle Macht besaßen, und die guten Gaben der Götter nach ihrem Wohlgefallen, an die andern Sterblichen austheilen konnten, deren Schicksale sie zwar nicht entgehen, aber doch auf Tempel und Altäre, wem etwa daran lag.

nach ihrem Tode sich Rechnung machen konnten; wie denn der Kaiser Vespasian, der an der rothen Ruhr sterben mußte, da sein Ende herannahte, sich sehr naiv ausdrückte: ich merke, daß ich nun bald ein Gott werde!

Am 30sten September.

Die Meditrinalien.

Wenn die Weinlese anging, pflegte man von dem alten Weine und von dem ersten ausgepreßten Most feierlich zu kosten, und auch den Göttern davon auf ihren Altar auszugießen, wobei man die Worte sagte: ich trinke den alten und neuen Wein, der alte und neue Krankheit heilt.

Nun dachte man sich auch eine Art von Gottheit, welche durch den Wein die Krankheit heilet, und von dieser Heilung den Nahmen Meditrina führte. Dieser Göttinn Meditrina zu Ehren wurden also die Meditrinalien gefeiert, wobei man sich vorzüglich der wohlthätigen und heilsamen Wirkung des Traubensaftes bei mäßigem Gebrauch, dankbar erinnerte.

Von den Festen im Oktober.

Am 12ten Oktober.

Die Augustalien.

Dieß war nun wiederum eine Art von wirklichem Feste, das man dem August zu Ehren feierte, seitdem er nach seinen vollbrachten Feldzügen in Sicilien, Griechenland, Asien, Syrien, u. s. w. siegreich nach Rom zurückgekehrt war; man hatte noch viel mehr zu seiner Ehre beschlossen, wovon er nichts weiter annahm, als daß der Fortuna Redux, oder zurückführenden Glücksgöttinn ein Altar errichtet, und der Tag seiner Zurückkunft, unter dem Nahmen der Augustalien, zu den festlichen Tagen im Jahre gezählt werden solle.

Wenn man nicht auf die Person sondern auf den Gegenstand, und auf die erstaunliche Macht sieht, die sich damals in einer Person vereinigte, so war der Tag der Rückkunft des Augustus von einem Zuge, wo er die Welt, die ihm nun unterworfen war, gleichsam gemustert hatte, immer merkwürdig genug, um in dem Almanach der Römer, sey es auch in welcher Rücksicht es wolle, bezeichnet zu werden.

Am 15ten Oktober.

Die Fontinalien.

An diesem Feste bekränzte man die Brunnen, und warf Kränze in die Quellen, die von den Alten vorzüglich heilig gehalten, und unter dem Bilde wohlthätiger Wesen mit Opfer und Gebet verehrt wurden.

Der Quell Juturna in Rom, und der Quell Egeria vor dem Kapenischen Thore waren den Römern vorzüglich heilig. Bei dem letztern befand sich ein heiliger Hain, und er war zugleich den Musen geweiht; das Thal wo er entsprang, nannte man das Thal der Nymphe Egeria, die nach der alten Volkssage, dem Könige Numa hier in nächtlicher Stille die Rathschlüsse der Götter eröffnete, welche er nachher dem Volke wieder vortrug, und ihnen als Götteraussprüchen desto leichter die Kraft der Gesetze gab.

Ein römischer Dichter aus den spätern Zeiten beklagt es, daß man diesen alten heiligen Quell durch künstliche Verzierungen entstellt und entweiht habe. Wie viel schöner, sagt er, und der Gottheit würdiger wäre es, wenn statt dieses fremden Marmorrandes noch so wie ehemals der grüne

Rasen die klare Fluth einfaßte, und diese Höhlungen nicht künstliche Grotten wären.

Diese Beschreibung paßt noch itzt auf den Quell Egeria. Man sieht noch zum Theil den alten Marmorrand, die künstliche Grotte, die Nischen, in welchen die Bildsäulen der Musen standen, wovon noch einige vorhanden sind, die man nun anderwärts aufgestellt hat. Auch eine verstümmelte Bildsäule der Nymphe Egeria befindet sich noch hier, und das Wasser dieses Quelles wird noch itzt für vorzüglich gesund gehalten.

Der Quell entspringt unter einem Hügel, auf welchem eine kleine Kirche Nahmens St. Urbano steht, von der man glaubt, daß sie auf den Ruinen eines Tempels des Bachus erbaut sey. Wenigstens sieht man hier noch vier schöne antike Säulen von korinthischer Ordnung, welche einen Portikus unterstützen.

Der Quell Egeria ist hier zwischen den häufigen kleinen Hügeln gleichsam versteckt; die Gegend ist öde und unbebaut, und hat daher wieder ein so einsames und romantisches Ansehen, wie sie vielleicht zu den Zeiten des Numa mag gehabt haben.

Am 15ten Oktober.

Die Opferung des Pferdes.

An den Iden des Oktobers wurde auch jährlich dem Mars, auf dem ihm geweihten Felde ein Pferd geopfert.

Dieß Pferd mußte vor einem zweispännigen Wagen, mit dem man den Sieg erhalten, zur rechten Seite gezogen haben.

Der Kopf des Pferdes ward öffentlich angenagelt, und aus dem Schweif ließ man das Blut auf den Altar träufeln. Die Meinungen über den Grund dieser Opferung wären getheilt. Zuweilen opferte man nähmlich den Göttern die ihnen verhaßten Thiere, und zuweilen diejenigen, welche ihnen besonders lieb waren, als z. B. der Ceres eine der Göttinn verhaßte ackerumwühlende Sau, und der Venus, ihren Liebling, die sanfte Taube.

So betrachtete man nun auch das Pferd, dessen man sich anfänglich bloß zum kriegerischen Gebrauch bediente, als ein dem Mars geweihtes Thier, an welchem diese Gottheit einen vorzüglichen Wohlgefallen fände, und dessen Darbringung ihr also nicht anders als angenehm seyn könne; was nun aber den Göttern dargebracht wurde, mußte

ſterben, und zerſtört werden; dieß war der unzertrennliche Begriff, den man mit dem Opfer verband; ſo wie man zuweilen dasjenige, was einem Todten am liebſten geweſen war, mit auf den Scheiterhaufen zu werfen pflegte, und es einen Raub der Flamme werden ließ.

Das Irrdiſche und Grobe was man darbrachte, konnte gleichſam nicht anders als durch die verzehrende Flamme aufgelöſt, in das Geiſtige der Götter übergehen, denen nach jener alten Vorſtellungsart der bloße Opferrauch ſchon eben das war, was uns die Nahrung iſt.

Daß man nun aber das Pferd, welches dem Mars geopfert wurde, nicht nur tödtete, ſondern es gleichſam mit einer Art von Wuth zerſtückte, veranlaßte noch eine andere Deutung dieſes alten Gebrauchs, welcher nach dieſer Deutung auf nichts weniger, als das große hölzerne Trojaniſche Pferd Bezug haben ſollte.

Die Römer leiteten nähmlich ſelbſt durch den Aeneas ihren Urſprung von den Trojanern her, und übten nun noch gleichſam Rache an einem wirklichen Pferde aus, weil deſſen hölzerne Figur ihren Vorfahren einſt ſo viel Unheil gebracht hatte. Dieß war eine alte Volksdeutung, worauf ſich auch der Umſtand zu gründen ſcheint, daß die Bewohner der

Via sakra oder des heiligen Weges, und die Bewohner der sogenannten Suburra sich um den Kopf des Pferdes stritten, welche von beiden ihn in ihrer Gegend öffentlich annageln sollten.

Noch eine dritte Deutung war, daß man dem Mars ein Pferd aufopfere, weil es zur Flucht behülflich sey, die man, dem Kriegsgott zu Ehren, durch den Tod des Pferdes gleichsam bestrafe, und dadurch ein warnendes Beispiel gebe, nie in der Flucht sein Heil zu suchen.

Aus diesen mancherlei Deutungen erhellet die erstaunliche Anhänglichkeit der Römer an die alten Gebräuche, die sie immer noch gewissenhaft beobachteten, ob sie gleich schon längst nicht mehr wußten, was die erste Veranlassung dazu gewesen war. Der gottesdienstliche Gebrauch selbst blieb immer die Hauptsache, die Deutung desselben war nur etwas Zufälliges, und gleichsam bloß ein Gegenstand der Neugier.

Am 19ten Oktober.

Das Waffenfest.

Unter dem Klange der kriegerischen Tuba, opferte man bewaffnet, und die Rüstung sollte durch diese Ceremonie gleichsam aufs neue geweihet werden.

Der tapfere Krieger faßte noch mehr Zutrauen zu seinen guten Waffen, indem er sie den Göttern in ihre besondere Obhut, und zu ihrem besondern Schutze empfahl. Denn keine Sorge für irgend eine Geräthschaft war, nach der damaligen Vorstellungsart, den Göttern zu geringe.

Von den Festen im November.

Am 13ten November.

Die Götterspeisung.

Nach einem alten Kalender war vorzüglich auf diesen Tag eine ganz besondere Art von Verehrung der Götter angesetzt, die man ihnen aber auch zu jeder andern Zeit zum öftern erwieß.

Jupiter und die übrigen Götter wurden nehmlich ordentlich zu einem Gastmahl eingeladen; man richtete in ihren Tempeln die Tafel an, und stellte nach der Gewohnheit der Alten, wo die Männer liegend, die Frauen aber sitzend aßen, Betten für die Götter, und für die Göttinnen Stühle hin.

Die Anordnung und Bestimmung dieser Göttermahlzeiten, war einem Kollegium aufgetragen, das aus sieben Männern bestand, welche von diesem priesterlichen Amte Epulonen hießen.

Kajus Cestius, zu dessen Andenken die Pyramide errichtet wurde, die sich bis jetzt in Rom noch unzerstört erhalten hat, gehörte, wie man aus der Innschrift sieht, zu diesem Kollegium der Epulonen, deren Amt wohl freilich mit keinem gerin-

gen Anſehen verknüpft ſeyn mußte, da man ſie für würdig hielt, die Götter ſelbſt in deren Tempeln zu bewirthen, und die Tafel für ſie anzuordnen.

Am 1ſten November.

Die Volksſpiele.

Dieſe Spiele, welche von den dazu beſtimmten obrigkeitlichen Perſonen für das Volk veranſtaltet, und drei Tage hindurch mit allerlei Abwechſelungen im Cirkus gefeiert werden mußten, waren dem Andenken der erſten Erringung der Freiheit, nach der Verjagung des Tarquinius Superbus gewidmet.

Und überhaupt feierte das Volk hierdurch gleichſam triumphirend alle ſeine errungenen Freiheiten und Vorrechte, wodurch es gegen die Unterdrückungen der Vornehmern und Mächtigern geſichert, oder vielmehr ſelbſt vornehm und mächtig war, und ehr unterdrücken, als unterdrückt werden konnte.

Von den Festen im December.

Am 5ten December.

Die ländlichen Faunalien.

Schon im Februar wurde dem Faunus zu Ehren, dem ein Tempel auf der Tiberinsel in Rom geweiht war, in der Stadt ein Fest gefeiert, welches bei den Landleuten auf die Nonen des Decembers fiel, wo sie sich in Wäldern und auf Wiesen versammleten, und auf dem Altar des Faunus ein Böckchen opferten und Wein ausgossen, wobei sie auch das Lastvieh von aller Arbeit ruhen und gleichsam an dem Feste Theil nehmen ließen, welches von einem römischen Dichter sehr reizend beschrieben wird:

„Die Nonen des Decembers kehren wieder; ein Böckchen wird geschlachtet; den Bechern fehlt es nicht an Wein".

„Von neuem Weihrauch duften auf den Wiesen die Altäre. Der Wald reicht seine grünen Zweige dar".

„Muthwillig scherzt die Heerde im weichen Grase; das ganze Dorf, von Arbeit frei, hat, nebst dem müssigen Stier, sich auf die Wiesen hingelagert".

„Für seine Arbeit rächt sich nun der Pflüger, und freuet sich, den Boden, der ihm so viel Mühe bringt, mit tanzendem Füße zu stampfen".

Durch das Opfer, was man dem Faunus und den Faunen oder Waldgöttern darbrachte, suchte man nun diese Wesen, vor denen man sich im Grunde fürchtete, zu versöhnen, und zu bewirken, daß man nicht etwa einen Faun zu Gesichte bekommen möchte, welches, wie man glaubte, nie ungestraft geschehen konnte.

Jemehr man sich nun hüten mußte, diese Wesen der Einbildungskraft ja nicht zu Gesicht zu bekommen, um desto lebhafter wirkte die Phantasie, um die Gestalt derselben furchtbar auszumahlen; so daß es eine eigne Krankheit gab, wo man sich im Traume von den Faunen gequält glaubte, welches vielleicht derselbe Zufall seyn mochte, den wir das Alpdrücken nennen.

Besonders suchte man auch die Faunen durch Opfer und Gebete zu bewegen, daß sie den Kindern keinen Schaden zufügen, und sie durch fürchterliche Erscheinungen im Schlafe nicht schrecken möchten;

gleichsam als wenn man sich unter den Faunen etwas Aehnliches mit unserm sogenannten Knecht Ruprecht gedacht hätte, womit das Volk noch zu unseren Zeiten, kurz vor Weihnachten die Kinder zu bedrohen und zu schrecken pflegt, und sie durch Angst und Zagen, für die Freude die ihnen die Christgeschenke machen sollen, vorher erst büßen läßt.

Nur dachte man sich, nach den Begriffen jener Volksreligion keine Wesen so schlimm, die nicht durch Opfer und Gebete zu versöhnen wären. Dadurch verschwand dann wieder die Furcht, man faßte wieder neues Zutrauen, und blieb mit der ganzen Götterwelt immer im guten Vernehmen.

Am 19ten December.

Die Saturnalien.

Saturnus, welcher, nach der mythologischen Dichtung, seine eigenen Kinder verschlang, war ein Sohn des Uranus, und bildete in der Phantasie der Alten die graue unbekannte Vorzeit ab, welche die rollenden Jahre in Vergessenheit begraben und ihre Zahl verschlungen hat.

Man dichtete daher auch vom Saturnus, daß er vom Jupiter, den er selbst erzeugt hatte, seines alten Reichs entsetzt, und genöthigt worden sey,

die Flucht zu nehmen, worauf er denn Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt, und sich in einem schönen mit Bergen rundumgebenen Erdstriche in diesem Lande verborgen habe, welcher Erdstrich, weil in ihm sich ein Gott verbarg, nachher den Nahmen Latium führte.

Hier wurde nun Saturnus von dem uralten Könige Janus aufgenommen, der seinen Wohnsitz auf dem Hügel jenseits der Tiber hatte, welcher noch itzt von ihm den Nahmen Janikulus führt, und mit den Klöstern und Gärten, die auf seiner Anhöhe liegen, einen sonderbaren romantischen Anblick macht.

Auch macht noch itzt die Aussicht auf die mit Bergen rund umher eingeschlossene einsame Gegend von Rom, jenen uralten Begriff der Römer, wie der Nahme Latium entstanden sey, in der Einbildungskraft wieder rege.

Die Gegend stellt sich nähmlich so von der übrigen Welt abgesondert, zur Ruhe einladend still und einsam dem Auge dar, daß sie gleichsam wie für eine wohlthätige Macht gebildet scheinen mußte, welche, da sie über das Ganze nicht mehr herrschen konnte, sich hier eine glückliche Welt im Kleinen schuf, und das goldne Zeitalter auf diese stillen Fluren brachte.

Janus theilte nun, nach der alten Sage, bei der Ankunft des Saturnus mit ihm die Oberherrschaft, und dieser bauete auf den Hügeln des nachmaligen Roms die alte Stadt Saturnia. — Man sieht, die Fabel ist hier nicht bloß allegorisch, und kein bloßes Spiel der Einbildungskraft, sondern sucht sich gleichsam an die verlohrne Geschichte wieder anzuknüpfen. Die Götter sind einmal Könige und Herrscher gewesen, und ihre Nahmen sind in der dunklen Geschichte mit aufgezeichnet.

Unter der Regierung des Saturnus und Janus dachte man sich nun freilich die allerältesten Zeiten, welche gar keine Spur in der Geschichte zurückgelassen haben; und wo die Phantasie sich also am leichtesten ein goldenes Zeitalter schaffen konnte, worin sich noch nichts Grausames und Furchtbares ereignete, das in der Geschichte am ersten aufgezeichnet zu werden pflegt, und wodurch diese für die Menschen erst ein vorzügliches Interesse erhält.

Die Jahre, dachte man sich, rollten friedlich dahin und sanken in Vergessenheit, ohne irgend eine Spur von blutigen Kriegen, zerstörten Städten, und unterjochten Völkern zurück zu lassen, durch welche Dinge man sonst die Epochen in der Geschichte zu bezeichnen pflegt. Der Zeit war noch kein blutiges Merkmaal aufgedrückt, darum ver-

schwand sie leicht und leise aus dem Andenken der Menschen, denen jeder Augenblick eine Fülle heitren ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden war.

Die Könige regierten patriarchalisch; es hatte sich noch kein Staat gebildet, und der Gleichheit und Freiheit der Menschen Fesseln angelegt. Und weil es also noch keine Unterdrückung und keine Empörung gab, so war es natürlich, daß die Geschichte von diesen Zeiten schwieg, die so leer von allen dem waren, was man große Ereignisse nennt.

So ungern man sich nun, da man einmal die Begriffe von den großen Dingen und Ereignissen hatte, in ein solches goldnes Zeitalter, wo noch gar nichts war, das Aufsehen machte, wirklich zurück versetzt haben würde: so angenehm war doch die Vorstellung von einer solchen Unschuldswelt in der Phantasie, die nichts aufzuopfern brauchte, um sich ganz in solche Zeiten zu versetzen.

Und da man ohngeachtet aller Vortheile, die aus der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen zu einem Staate erwachsen, doch wiederum nothwendig das Drückende der Ungleichheit der Stände fühlen mußte, wodurch diese Vortheile erkauft werden müssen; was Wunder, daß man einmal im ganzen Jahre für diesen Druck sich wieder schadlos

zu halten suchte, und einen allgemeinen Freudentag für alle Stände ansetzte, der manchen einzelnen Kummer des Jahres wieder übertragen half.

Dieser Gebrauch scheint sich aus uralten Zeiten herzuschreiben, wo man in dem neugebildeten Staate, der alten Freiheit und Gleichheit noch ihre Rechte lassen mußte. Das Volk mußte sich ihrer wenigstens einmal im Jahre bedienen dürfen, um alsdann freiwillig wieder darauf Verzicht zu thun, bis es nach und nach den Zwang einer ordentlichen Staatsverfassung jener Zügellosigkeit vorzuziehen gewöhnt wurde.

Auf diesen Ursprung der Saturnalien scheint auch der Umstand mit anzuspielen, daß der Bildsäule des Saturnus das ganze Jahr über die Füße gebunden waren, und nur bei der Feier der Saturnalien die Fesseln an denselben gelößt wurden, worauf alsdann unmittelbar jener alte Zustand der Freiheit und Gleichheit unter den Menschen, dem Scheine nach wieder begann, und weil er nicht wirklich mehr statt finden konnte, wenigstens noch als ein Spiel gefeiert wurde.

Die verschiedenen Abbildungen des Saturnus sind vorzüglich bedeutend, um das Alte, Entschwundene, die ganz unbekannte Vorzeit zu bezeichnen, wovon durch Ueberlieferung keine Spur

auf

auf uns gekommen ist, und in Rücksicht deren wir wie Kinder zu betrachten sind, die von dem gestrigen Tage nichts wissen. — In sofern Saturnus diese ganz in Nebel zurückgetretene Vorzeit abbildet, die nun gleichsam abgestorben, ihrer alten Würde entsetzt ist, wurde er als ein eisgrauer Mann gebückt und traurig dargestellt, das Haupt mit einem eisenfarbnen Schleier bedeckt.

Eine vorzüglich schöne Abbildung des Saturnus aber ist diejenige, wo man ihn mit einem Blumenkranze in der Linken, und mit einer Sense in der rechten Hand darstellt.

Es läßt sich kein schöneres Bild der Vergänglichkeit denken, als der Blumenkranz, mit dem Nebenbegriff von seiner kurzen Dauer, und das zerstörende Werkzeug in der Hand des unerbittlichen Greisen. — Es ist die Sense, welche den ungehemmten Schritt, der immerfortwürkenden Zerstörung im All der Natur bezeichnet; es ist der Blumenkranz, der auf die immerwährende Verjüngung deutet.

Eine angenehme Vorstellung der Alten vom Saturnus war auch die, wo er zuerst als Gast den Tiberstrom hinaufschifft, um das goldene Zeitalter nach Latium zu bringen.

So wurde er zuweilen auf einem Schiffe sitzend abgebildet, in der Rechten die Sense, und in der Linken eine Schlange, die an ihrem Schweife nagt, und auf der Dinge ewigen Kreislauf deutet.

Fürchterlich hingegen bildet er die alles verschlingende Zeit ab, indem er mit der Sense in der Rechten, und dem Kinde in der Linken da steht, das er im Begriff ist, zu verschlingen. Hier ist das alte Chaos, welches nach der Vorstellungsart der Alten, seine eigenen Erzeugungen verschlang, und gleichsam seiner Herrschaft erst entsetzt werden mußte, wenn das Schöne sich entwickeln und bilden sollte; welches Chaos aber auch, nach eben dieser Vorstellungsart, den Saamen alles Schönen in sich enthielt, und Seegen über die Fluren brachte, indem es den zarten Keim im Schoße der Nacht sich entwickeln ließ, und wie der Schlaf das Wachen, die neuen Bildungen vorbereitete.

Diese Ideenverbindung milderte wiederum das Fürchterliche in der Vorstellung von dem alles Verzehrenden, und ist ganz in dem Geiste der Alten, welche sich Leben und Tod, und Zerstörung und Bildung immer nahe aneinander grenzend dachten, und wohl wußten, daß jede Zerstörung ein Keim zu neuer Bildung wird.

Einer der älteſten Tempel des Saturnus ſtand auf dem römiſchen Forum, wo jetzt die Kirche St. Adriano ſteht, und man glaubt, daß die vordere Wand an dieſer Kirche, welche von allen Zierrathen entblößt iſt, noch von dem alten Tempel ſey, von welchem auch die große bronzene Thüre noch vorhanden iſt, die man von hier nach St. Laterano gebracht hat, wo ſie eine der Hauptzierden dieſes neuen Tempels iſt.

In dieſem alten Tempel des Saturnus auf dem römiſchen Forum, wurde zugleich von Alters her der öffentliche Schatz aufbewahrt, wozu man den Grund anführte, daß der Schatz unter der Aufſicht des Saturnus am ſicherſten ſey, weil man zu den Zeiten ſeiner Herrſchaft noch von keinem Diebſtahl wußte, und es auch überhaupt noch kein Privateigenthum gab, ſondern eine durchgängige Gemeinſchaft der Güter herrſchte.

Auch müſſe Saturnus das Geld beſchützen, das vorzüglich aus dem Ueberfluß und dem Verkauf der Früchte erworben wurde, deren ſorgfältigen Anbau er zuerſt die Menſchen gelehrt habe, ſo daß alſo das Geld, welches hieraus wieder erwüchſe, eigentlich ihn zum Urheber habe, und daher vorzüglich unter ſeiner Aufſicht ſtände.

Die fremden Gesandten, welche nach Rom geschickt wurden, begaben sich in diesen Tempel, um den Vorstehern des öffentlichen Schatzes ihre Nahmen anzuzeigen; weil Saturnus, der selbst als ein Gast hieher gekommen war, auch die Fremden gerne gastfreundlich aufnehmen wollte, und die Gesandten in den ältern Zeiten wahrscheinlich aus dem öffentlichen Schatz ein Geschenk erhielten, wovon, da dieß nicht mehr geschahe, doch die Ceremonie noch beibehalten wurde.

In diesem Tempel wurden auch die Urkunden von alten Kontrakten, und die Nahmen aller römischen Bürger auf Pergament geschrieben, erhalten und aufbewahrt.

Am neunzehnten December des Morgens früh wurde in dem Tempel des Saturnus eine Menge Wachslichter angezündet, mit welcher Ceremonie dieß Fest deswegen anhub, weil man statt der Menschenopfer, die in den rohen Zeiten, dem seine eignen Kinder verschlingenden Saturnus dargebracht wurden, ihn durch diese Anzündung der Kerzen in seinem Tempel zu versöhnen suchte.

Die alte Sage war nähmlich, daß Herkules, da er auf seinen Zügen nach Italien kam, zuerst den Gebrauch der Menschenopfer abgeschaft, und die Einwohner bekehrt habe, daß die Götter an

grausamen Opfern keinen Wohlgefallen fänden, und daß der mißverstandene eigentliche Sinn des alten Götterausspruches sey, dem Saturnus nicht Menschenleben, sondern brennende Kerzen, an seinem Feste darzubringen.

Sobald nun, nach dem alten Gebrauch, das wollene Band, welches die Füße der Bildsäule des Saturnus umschlang, gelöst und abgenommen war, war auch auf einmal aller Zwang und Unterschied der Stände verschwunden.

Die Sklaven waren jetzt frei, und gingen im purpurbesetzten Rocke, oder in der weißen Toga, wie ihre Herrn gekleidet; zum Zeichen der Freiheit trugen sie den Hut, den sie sonst nicht ehr als bis nach ihrer wirklichen Freilassung tragen durften.

Die Herren warteten den Dienern bei der Mahlzeit auf; überall herrschte Scherz und Freiheit; der Senat versammlete sich an diesen Tagen nicht; die Gerichte feierten; alle Prozesse ruhten; in den Schulen waren Ferien; keine Lebensstrafe ward vollzogen; kein Krieg ward angekündigt; man sandte sich einander Geschenke zu, um alte Freundschaften zu erneuern, und die allgemeine Geselligkeit zu befördern; wo man sich auf den Straßen einander begegnete, rief man aus, Jo Saturnalia! und bona Saturnalia!

Glück zu den Saturnalien! Auch war noch ein besondrer schöner Zug bei diesem Feste, daß man einigen Gefangnen die Freiheit gab, welche dann ihre Fesseln dem Saturnus in seinem Tempel weihten.

Zu der Feier der Saturnalien war eigentlich erst nur ein Tag bestimmt, bis man dieß frohe Fest nach und nach bis zu drei, dann bis zu fünf, und endlich unter den Kaisern bis zu sieben Tagen verlängerte, wovon die beiden letzten, so wie unser Weihnachtsfest, vorzüglich den Kindern zur Lust bestimmt waren, die sich um diese Zeit mit allerlei kleinen Spielen beschäftigten, woran die Alten Theil nahmen.

An diesen beiden letzten Tagen pflegte man sich allerlei kleine Geschenke, besonders kleine Götterbilder aus Gold, Silber, und andern Materien zuzusenden. Von diesen kleinen Götterbildern, welche Sigilla hießen, wurden die beiden letzten Tage der Saturnalien auch die Sigillarien genannt, und der Platz in Rom, wo man dergleichen Sachen, die man sich an den Saturnalien zu schenken pflegte, besonders feil hatte, hieß vicus Sigillarius, oder die Sigillariengasse.

Wem an den Saturnalien ein Geschenk überbracht wurde, mußte nach dem eingeführten Ge-

brauch, daſſelbe mit einem Gegengeſchenke erwiedern. Man pflegte auf eine Tafel zu ſchreiben, was und wieviel man von jeder Art von Geſchenken überſende, damit die Ueberbringer nicht in Verdacht kommen möchten.

Ein römiſcher Dichter aus den ſpätern Zeiten hat durch eine Anzahl witziger Epigrammen, die auf die Nachwelt gekommen ſind, den Saturnalien ein bleibendes Denkmaal geſtiftet.

Auf eine ſehr naive Art bittet er ſich von einem begüterten Freunde eine Sommertoga aus, indem er ihm im Winter an den Saturnalien Gefrornes zuſchickte:

Dieſer verſchloßne gekochte Schnee, bewickelt mit leichten
Binſen, ſey dir hiermit am Saturnusfeſte verehrt!
Zürneſt du, daß ich ein Sommergeſchenk im December dir ſende:
So beſchenke mich wieder mit einer geſchorenen Toga.

Martial — Ramler.

Die Sommertoga war nähmlich glatt geschoren, so wie man im Gegentheil die Wintertoga, damit sie desto besser wärmte, rauh und wollicht ließ. — Was man sich für Kleinigkeiten an den Saturnalien zuzuschicken pflegte, siehet man aus einem andern Epigramm des angeführten Dichters, wo er sich beklagte, daß sein reicher Freund, ihm alle die Kleinigkeiten wieder zuschicke, die er selbst von andern während der ganzen Saturnalien erhalten haben mochte, als

Zwölf dreiblättrige kleine Schreibtafeln;
Sieben Zahnstocher;
Schwamm und ein Becher von Thon;
Eine Metze Bohnen;
Ein Körbchen Oliven;
Ein Krug voll Mostsyrup;
Zwei Töpfe voll Feigen von der schlechtesten Gattung.

Acht große starke Sklaven brachten dem Dichter diese Geschenke, die alle zusammengenommen kaum einen Thaler werth seyn mochten. Der Dichter beklagt die viele Mühe, die das Ueberbringen dieser Geschenke den Leuten gemacht habe, und schreibt an seinen reichen Freund:

Wie weit bequemer, wie sonder Arbeit und Mühe
Hätte mir gute fünf Pfund Silber ein Knabe gebracht!

Martial — Ramler.

Auch Päckchen Weihrauch, Pfeffer, Servietten mit Purpurstreifen, Wachskerzen, pflegte man sich an den Saturnalien, einander zum Geschenk zu machen, wodurch eigentlich mehr der gute Wille des Gebers bezeichnet werden sollte, als daß man auf den Werth dieser Geschenke hätte sehen dürfen, die im Grunde nur eine bloße Ceremonie waren, wodurch das Andenken an die alten Freunde erneuert, oder vielmehr allgemeine Geselligkeit und wechselseitiges gutes Vernehmen befördert werden sollte.

Daß aber demohngeachtet zuweilen auch auf diese Geschenke gerechnet wurde, siehet man ebenfalls aus den Epigrammen des angeführten Dichters, der seinem Freunde, einem Advokaten wünscht: daß seine Klienten an dem Saturnusfeste ihm nicht etwa kleine dreiblättrige Schreibtäfelchen, oder Servietten mit Purpurstreifen, oder kleine Pakete Weihrauch; sondern alte silberne Becher und Schüsseln mit erhabener Arbeit, von ächtem Gehalt und Gewicht, zum Geschenk übersenden möch-

ten; und der Dichter wünscht sich selber in dem angeführten Epigramm, daß sein reicher Freund, ihm statt der Kleinigkeiten, die acht Sklaven ihm brachten, lieber durch einen kleinen Knaben fünf Pfund Silber hätte schicken sollen. Auch beklagt er sich über einen andern reichen Freund, daß dessen Geschenk alle Jahr kleiner würde;

Vier Pfund Silber hast du mitten im kalten December
Vor zehen Jahren, Paulin, mir zum Geschenke gesandt:
Als ich auf mehrere hoffte, (denn steigen oder doch still stehn
Müssen Geschenke) da kam etwa die Hälfte noch an;
Schlechter ging es im dritten und vierten Jahre. Nur ein Pfund
Brachte das fünfte, doch bloß eins nach leichtem Gewichte,
Bis zur achtunzigen Schale sank es im sechsten herunter.
Nachmals ward ein halbpfündiges Mäßchen daraus.

Ein sehr leichtes Zängelchen sandte das achte; vom neunten
Weis' ich ein Löffelchen auf: Nadeln sind schwerer, als dieß.
Traun! Das zehnte Jahr hat nichts zu senden mehr übrig.
Kehre wieder Paulin zu den vier Pfunden zurück.

Martial — Kamler.

Schriftsteller pflegten ihren Freunden an den Saturnalien mit ihren Werken ein Geschenk zu machen, wie dieß denn auch unser Dichter that, der sein Geschenk immer mit einer artigen Wendung in ein paar Zeilen begleitet; so schickte er z. B. sein Buch an einen der römischen Advokaten, deren Thüren, wenn sie ihren Klienten eine Sache vor Gericht gewonnen hatten, mit Palmen besteckt wurden, und fügte seinem Geschenke unter andern folgende Zeilen hinzu:

So sey die doppelte Thür immer von Palmen dir grün,
Als du, nun der December dir kurze Muße gewährt,

Meinen Scherzen dein Ohr leihst, dein prüfendes Ohr —

Martial — Ramler.

An den Varro, einen tragischen Dichter, schickte Martial ebenfalls seine kleinen Sinngedichte, mit einer schmeichelnden und bescheidenen Wendung:

Varro, laß den Kothurn des Sophokles itzt, u. s. w.
Nimm ein Büchlein an, in diesem beräucherten Monath
Nicht zu verachten; ein Werk für den December gemacht.
Ließ es, mein Varro, wofern nicht Saturnaliennüsse
Zu verspielen, dir jetzt mehr als mein Büchlein behagt.

Martial — Ramler.

Der Ausdruck Saturnaliennüsse bezieht sich auf die Gewohnheit, daß man an den Saturnalien im Brettspiel um Nüsse spielte, weil man sich gleichsam in jene Unschuldswelt zurück versetzen wollte, wo noch keine Habsucht und Gewinnsucht statt fand.

In dem Brettſpiel der Alten nannte man die Felder Städte, und die Steine von zwei verſchiedenen Farben, nannte man Räuber, welche in zwei Haufen gegeneinander anrückten, und wer nun aus dem feindlichen Haufen ohne Begleitung, ſo daß er umringt werden konnte, ergriffen wurde, den zog man als einen Gefangnen aus dem Treffen; ſo wünſcht Martial ſeinem Freunde an den Saturnalien, daß es ihm oft gelingen möge, ſeinen Gegner im Brettſpiel mit dem Räuber einzuſchlieſſen, welches, nach unſerer Art des Ausdrucks beim Schachſpiel, überſetzt iſt:

So geling' es im Brette dir, des Spielers
Einen Buben mit zweien einzuſperren.

Martial — Ramler.

Was nun die Freiheit anbetrift, welcher dieſe Tage über die Sklaven genoſſen, ſo iſt es ein ſchöner Zug von dem ſanften, menſchenfreundlichen Plinius, wenn er ſeinem Freunde ſchreibt: ich habe mich während der Feier der Saturnalien, in den entfernteſten Theil meines Landhauſes zurückgezogen, weil ich auf die Weiſe meinen Leuten in ihren Spielen, und ſie mir in meinem Studieren, nicht hinderlich ſind.

Martial hingegen bedrohet in den Saturnalien ſeine Sklaven in einem Epigramm:

Spielen dürft ihr, ihr Knechte, aber laßt es auch beim Spielen; denn nur fünf Tage lang verſchließe ich dieß ſtrafende Werkzeug!

Der Hut, den die Sklaven an den Saturnalien trugen, wurde auch von den freien Römern nur an dieſem Feſte getragen; denn er war mehr ein bloßes Zeichen, als daß man ſich ſeiner zum Gebrauch bedient hätte. Die Römer, Freie ſowohl als Sklaven gingen entweder mit bloßem Haupte, oder ſie bedeckten es mit dem Kleide. Man ſieht daher auch keine Bildſäulen der alten Römer mit Hüten auf den Köpfen.

Weil nun aber, wenn ein Sklave freigelaſſen wurde, der Hut, womit er ſich von der Stunde an bedecken durfte, das Zeichen ſeiner Freiheit war, ſo bediente man ſich in den Saturnalien allgemein der Hüte, weil der Unterſchied zwiſchen Sklaven und Freien dieſe Tage über ganz aufgehoben ſeyn, und durchgängig Freiheit und Gleichheit herrſchen ſollte.

Die Sklaven durften daher auch an dieſem Feſte ihren Herren freimüthig ſagen, was ſie an ihnen zu tadeln fanden, und worüber ſie unzufrieden mit

ihnen waren, ohne daß der Herr sich dadurch für beleidigt halten durfte.

Ein liebenswürdiger römischer Dichter benutzt diesen Umstand, um sich von seinem Sklaven alle seine Fehler und Schwachheiten vorhalten zu lassen, und sich von ihm beweisen zu lassen, daß er selbst, als Sklave seiner Leidenschaften, sich in einer weit ärgern Dienstbarkeit wie jener befinde.

„O du vielfacher Sklave! läßt sich der Dichter von seinem Knechte anreden, der du, deinen Begierden unterthan, wie ein zaghaftes wildes Thier, das einmal schon seine Fesseln zerbrochen hat und entflohen ist, dich doch immer wieder in die alten Ketten schlagen lässest"!

„Du willst mein Herr seyn, du, den eine dreifache Freilassung nicht von der sklavischen Furcht befreiet„!

„Da man den einen Mitknecht nennt, der unter den Befehlen eines andern Knechtes steht, wie kann ich mich anders, als deinen Mitknecht nennen, da du, der du mir befiehlst, wiederum andern, als ein bewegliches Stück Holz, zum Werkzeuge dienst„!

„Ist der etwa kein Knecht, der seinem Gaumen fröhnt? Fliehst du nicht vor dir selbst, wie ein flüchtiger Sklave? Suchst du nicht durch Wein

und Schlaf von der quälenden Sorge dich zu befreien? Vergebens! denn dicht auf den Fersen steht sie hinter dir, und verfolgt dich unaufhörlich"!

Diese bitteren Vorwürfe kann denn am Ende der Dichter nicht länger von seinem Sklaven dulden: Wer giebt mir einen Stein? ruft er aus: der Mensch ist toll, oder er macht Verse! Mir aus den Augen hinweg! oder du sollst mir durch dreifache Arbeit für deinen Frevel büßen!

Kein Schluß konnte launigter seyn, als dieser, wo der Dichter durch den Zorn und Eifer, worin er geräth, am Ende noch selbst die Wahrheit der Vorwürfe des Knechts beweist, der ihn einen Sklaven schalt, den jede Leidenschaft schnell beherrsche.

Der Gebrauch, daß die Knechte einmal im Jahre von ihren Herren bedient wurden, war, so wie überhaupt eine Art von Saturnalien, auch schon in den ältesten Zeiten in Griechenland eingeführt, wo man vorzüglich in Athen, dem Saturnus, der bei den Griechen Chronos hieß, Opfer darbrachte, und das Fest, das ihm zu Ehren gefeiert wurde, die Chronien nannte.

Bei den Römern hieß Saturnus auch der Rebenpflanzer, weil er, nach der alten Sage, die Bewohner dieses Landes zuerst den Weinbau lehrte,

und

und also ihm zu Ehren wohl ein frohes Fest gefeiert werden konnte.

Ein solches Fest, wie die Saturnalien waren, scheint aber auch mehr aus dem eigentlichen Bedürfniß der Menschen, als aus einer bloßen Gewohnheit, sich gebildet zu haben; denn fast in allen Ländern von Europa findet sich noch eine Spur von jener Neigung, sich gleichsam einmal zur Veränderung in einen Zustand der Freiheit und Gleichheit wieder zu versetzen; wozu man denn vorzüglich der Maskeraden sich bedienet, und eine gewisse Zeit im Jahre zu dieser Lustbarkeit bestimmt hat, die nach einer sonderbaren Wortabstammung, den Nahmen Karneval führt.

Wenn nun dieß Karneval irgendwo die alten Saturnalien, gleichsam in einem neuen Kostume, lebhaft wieder vors Auge bringt, so ist es in Rom selbst, wo noch weit mehr von den alten Gebräuchen, bei den neuen Ceremonien durchschimmert, als man beim ersten Anblick glauben sollte.

Von dem Karneval, oder den neuen Saturnalien der Römer, wollen wir einen Erzähler hören, dessen Beschreibung hievon so vollkommen und meisterhaft ist, daß auch der Augenzeuge sich nur auf dieselbe beziehen kann; wir wollen besonders einige treffende Züge herausheben, wodurch das

neue römische Karneval mit den alten Saturnalien in Vergleichung kömmt:

„Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben, alles nähert sich einander; jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten:"

„Die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände müssen als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten, kommen, einem jeden, wie es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturini (Fuhrleute, die in Italien eine eigene Menschenklasse ausmachen,) bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Mit schnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf; packt maskirte und unmaskirte Spatziergänger an; droht einem jeden mit einem Proceß; macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specifikation seiner Schulden."

„Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, prodnciert

Dokumente; und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge."

„Junge Männer, geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, liebkosen den begegnenden Männern, thun gemein und vertraut mit den Weibern, als mit ihres Gleichen, oder treiben sonst, was ihnen Laune, Witz, oder Unart eingeben."

„Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust, als Unwillen."

„Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittertracht oft höchst reizend zu seyn."

„Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare, (die losgebunden herabhängen) werden vorzüglich erfordert; dann eine ganz weiße Gesichtsmaske; ein irr-

denes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthigen Gebehrden unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Allmosen, Zuckerwerk, Nüsse, und was man ihnen sonst Artiges geben mag."

„Es kommen offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein. Kutscher und Bedienten sind maskirt, und man hat die Pferde mit Flor und Blumen geputzt."

„Oft steht ein schöner weißer mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen. An dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet."

„Selbst ernsthafte Personen, welche ohnmaskirt in dem Wagen sitzen, erlauben ihrem Kutscher und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils nur Frauentracht, und in diesen Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Gewöhnlich erzeigt der Kutscher, einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrift, sie auf den Bock zu nehmen."

„Dieſe ſitzen dann gewöhnlich an ſeiner Seite. Eben ſo machen es die Bedienten, und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen. Die Herrſchaften ſelbſt ſcheinen es gerne zu ſehen, wenn ihre Wagen recht bepackt ſind, alles iſt in dieſen Tagen vergönnt und ſchicklich.“

„Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinellen thun ſich zuſammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm einen Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Muſik, und führen ihn unter lautem Geſchrei auf einem verzierten Wägelchen die Straße hinauf.“

„Alle Pulcinellen ſpringen herbei, ſo wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen ſich mit Geſchrei und Schwenken der Hüte Platz.“

„Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volks, in kurzen Wämſen mit goldbeſetzten Weſten darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die ſich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder ſpatzieren.“

„Eine von den Frauen ſcheint hochſchwanger, ſie gehen freundlich auf und nieder. Auf einmal

entzweien sich die Männer. Es entsteht ein lebhafter Wortwechsel; die Frauen mischen sich hinein; der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe gegen einander; man zieht den einen da, den andern dorthin; die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Parthei zu besänftigen. So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen vom Amazziren."

„An dem lezten Abend des Karnevals, wird es kaum in dem engen und hohen Korso düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen, und in kurzer Zeit die Cirkulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße, von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist."

„Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschdeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen."

„Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und

die Favoritverwünſchung der Römer Sia amazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.“

„Sia amazzato, chi non porta moccolo! Ermordet werde, der kein Lichtſtümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht Anzünden und Ausblaſen, und ein unbändiges Geſchrei: Sia amazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe, unter die ungeheure Menge.“

„Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen, ſein eigenes anzuſtecken, und bei dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöſchen. Und je ſtärker das Gebrüll Sia amazzato von allen Enden wiederhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinne; deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſey, wo dieſe Verwünſchung um einer Kleinigkeit willen, in Kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann. Sia amazzato! wird dieſen Abend zum Loſungsworte, zum Freudengeſchrei, zum Refrän aller Scherze, Neckereien und Komplimente.“

„Man begegne nun jemanden im Hauſe, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, über

all sucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöschen."

„Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher; niemand vermag sich endlich mehr in dem engen Korso, von dem Platze, wo er steht oder sitzt zu rühren. Es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen; daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten."

„Und doch, weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden der Straße nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung."

„Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenem Fleische bis Mitternacht zu ergötzen; die feinere Welt, nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und

auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.“

Aus Göthens

Beschreibung des römischen Karnevals.

So wie nun noch jetzt in Rom an den Tagen nach dem Karneval eine Art von Todtenstille herrscht, und am Aschermittwoch nun der Anfang gemacht wird, durch Fasten und Beten die Sünden und Ausschweifungen, deren man sich während des Karnevals schuldig gemacht zu haben glaubt, wieder abzubüßen; so zog auf ähnliche Weise in dem alten Rom die überspannte Lust während der Saturnalien, bei dem Aufhören derselben, eine Art von Niedergeschlagenheit und Betrübniß nach sich, indem man nun auf einmal zu dem alltäglichen Leben, dessen angenehme Unterbrechung nur eine so kurze Zeit gedauert hatte, wieder zurückkehren mußte.

Die Ferien waren nun vorbei; der Knab durfte nicht mehr um Nüsse spielen; der Zechbruder in den Schenken nicht ungestraft mehr würfeln denn wenn der klappernde Becher ihn verrieth, so wurde er vor Gericht gezogen und bestraft. Auf die Weise schildert der schon zum öftern angeführt

römische Dichter mit vieler Naivität, das Aufhören der Saturnalien, in einem Epigramm, worinn er einer Freundinn Vorwürfe macht, daß sie ihm gar nichts geschenkt habe, und sie bedrohet, er werde in den Merzkalenden, oder am ersten Merz, wo die Frauen eine Art von Saturnalien feierten, und man seinen Freundinnen Geschenke machte, ihr ein Gleiches vergelten; er drückt dieß in folgenden Zeilen aus:

Schon verläßt mit betrübtem Blick der Jüngling,
Vom Schullehrer gerufen, seine Nüsse;
Schon vom klapperuden Becher schlimm verrathen,
Steht der Spieler, gezogen aus der Zeche,
Vor dem Richter, und fleht ihn um Verzeihung;
Kurz, die Feste Saturns sind ausgefeiert.
Und du sandtest mir, wie du doch sonst pflegtest,
Galla! weder Geschenke, noch Geschenkchen.
Gut! Es mag mein December so dahingehn:
Aber, Galla, die Märzkalenden, Eure
Saturnalien werden nun erscheinen:
Dann erstatt' ich dir wieder, was du schenktest.

Martial — Ramler.

Auf den ersten Merz fielen nähmlich die Matronalien, oder das eigentliche Fest der Frauen, deren Verdienste um den römischen Staat an diesem Feste vorzüglich in Erinnerung gebracht wurden. Unter diese Verdienste rechnete man zuerst die für den Staat so wohlthätige Vermittelung der geraubten Sabinerinnen, in dem Kriege zwischen ihren Männern und Vätern, weswegen sie denn auch an dem ersten Merz dem Kriegsgott selbst ein Opfer darbringen durften.

Hiebei erbaten sie sich die Gunst des Mars für ihre Söhne, welche er für die Ilia hegte, indem er den Romulus, seinen mit ihr erzeugten Sohn zu der höchsten Stufe des Glücks erhub. Bei diesem Opfer fand auch noch die Nebenidee von der Fruchtbarkeit der Erde um diese Jahrszeit, statt, wobei die Matronen selber Fruchtbarkeit, und eine glückliche und gesunde Nachkommenschaft von den Göttern sich erflehten. Auch der Juno, welche unter der Benennung Lucina, den Gebährerinnen Beistand leisten sollte, war an diesem Tage auf dem Esquilinischen Hügel ein Tempel geweiht; daß also sich alles vereinigte, um den ersten Merz für die Matronen zu einem vorzüglich festlichen Tage zu machen.

Noch eine besondere Feier der Saturnalien aber, im December, bestand darinn: daß man sich zu einer Art von sokratischem Mahle versammlete, wobei nach einem schönen Gesetze, die Zahl der Gäste auf die Weise bestimmt wurde, daß sie nie unter der Zahl der Grazien seyn, und nie die Zahl der Musen überschreiten durfte.

Derjenige, welcher das Gastmahl ausrichtete, hatte das Vorrecht, die aufzulösende Frage den Gästen vorzulegen Auf die Auflösung der Frage wurde ein kleiner Preis gesetzt, welchen man, wenn keiner ihn erhielt, dem Saturnus weihte.

Die Opalien.

Während der Saturnalien wurden auch die Opalien, der Ops, welche die Vermählte des Saturnus war, zu Ehren gefeiert. Diesem uralten Götterpaar, der Ops und dem Saturnus schrieb man die Erfindung des Anbaues der Früchte der Erde zu, und dachte sich unter beiden auch wiederum die fruchtbringende Erde selber, indem man sich unter dem Saturnus die befamende Kraft, und unter der Ops den Schooß der Erde vorstellte, in sofern derselbe durch den Anbau fruchtbar gemacht

wird, so daß man sich auch sogar den Nahmen Ops von Werk oder opus abgeleitet dachte.

Indem man diesen Göttern Gelübde darbrachte, berührte man die Erde, zum Zeichen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche aus dem Anbau des Feldes für die Menschen erwachsen sind.

In Griechenland soll der König Cekrops, im attischen Gebiet, wo man am eifrigsten den Ackerbau betrieb und zu vervollkommnen suchte, dem Saturnus und der Ops, oder demjenigen, was man sich unter diesen Wesen dachte, den ersten Altar errichtet, und ein Gesetz gegeben haben, daß die Hausväter, nachdem sie Getreide und Früchte in die Scheuren gesammlet, mit ihren Knechten, mit denen sie Arbeit und Mühe getragen hatten, nun auch gemeinschaftlich speisen sollten, weil die Gottheit ein Wohlgefallen daran fände, wenn man die Knechte für ihre Arbeit ehre.

Am 21sten December.

Die Angeronalien.

Die Sorgen und Bekümmernisse, welche das Gemüth beängstigen, personifizierte man sich zu einer Gottheit, welche Angerona hieß, und, wie man glaubte, die Macht besaß, dergleichen Beäng-

ſtigungen zu verurſachen, und auch wiederum davon zu befreien, weswegen man ſich mit Gebeten und Opfern an ſie wandte, damit ſie dergleichen Bekümmerniſſe des Gemüths ſowohl, als auch insbeſondere eine körperliche Krankheit, welche Angina hieß, und einſt bei dem römiſchen Volke epidemiſch um ſich griff, gnädig von den Bittenden abwenden möge.

Die Kompitalien.

Um dieſe Zeit wurden auch, obgleich nicht immer, die Kompitalien gefeiert, wo man den Schutzgöttern der Heerſtraßen beſonders Opfer brachte. Dieß Feſt hatte ſeinen Nahmen von den kleinen hölzernen Kapellen, oder Opferhütten, welche auf den Plätzen, wo ſich die Wege durchſchnitten, errichtet waren, und, ſo wie die Kreuzwege ſelber, Kompita hießen.

Dieſe Kompita waren auf allen Seiten offen, ſo daß ſie einen freien Durchgang verſtatteten, und in ihrer Mitte ſtand ein den Laren geweihter Altar; wobei man in den älteſten Zeiten der Mania oder der Mutter der Laren, grauſame Opfer brachte, indem man ſich vorſtellte, daß, um das Leben der Kinder, nach welchen die Mania unaufhörlich

trachte, zu erhalten, die freiwillige Aufopferung einiger von denselben nothwendig sey, wodurch das Leben der übrigen gleichsam erkauft werden müsse.

Der grausame Tarquinius Superbus führte diesen längst abgeschaften Gebrauch wieder ein, der aber auch sogleich nach der Verjagung dieses Tyrannen, wieder abgestellt, und mit einer sehr unschuldigen Ceremonie vertauscht wurde, welche darin bestand, daß man der Mania Zwiebeln oder Mohnköpfe zum Opfer darbrachte, um einem alten Ausspruche des Orakels Genüge zu leisten, daß man Köpfe um Köpfe zum Opfer darbringen solle, welches freilich eigentlich so viel hieß, daß die grausame Gottheit, die man versöhnen wollte, Leben um Leben fordere; nun aber, da man sich diese Gottheit leutseeliger und milder dachte, erlaubte man sich, den alten Orakelspruch auf Zwiebeln und Mohnköpfe auszudeuten.

Um aber noch ein übriges zu thun, wurden auch, nach der Zahl der Kinder, von Wolle ausgestopfte kleine Menschenbilder, vor der Hausthür aufgehangen, um dadurch die Mania zu befriedigen, und der Gefahr, welche den Familien durch Krankheit und Sterben drohte, vorzubeugen. Nach der Zahl der Knechte und Mägde, wurden

ebenfalls Knäuel oder Bälle zur Aussöhnung dargebracht, damit ihnen kein Unfall begegnen möchte, auch war das Gesinde an diesem Feste von aller Arbeit frei.

Septimontium, oder das Fest der sieben Hügel.

Seitdem der siebente Hügel in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen war, wurde dieß Fest gefeiert, und auf jedem der sieben Hügel Roms ein Opfer dargebracht; gleichsam als ob beim Schluß des Jahres der Rückblick noch einmal auf dem Wohnplatz selbst geheftet werden sollte, der ein Volk umschloß, welches immer an Macht zunehmend, von diesen sieben Hügeln zuletzt die Welt beherrschte.

Am 23sten December.

Die Larentinalien.

Die Veranlassung zu diesem Feste war sonderbar genug; es wurde nähmlich der Akka Larentia oder Laurentia zu Ehren gefeiert, welche als eine Art von römischer Laio, durch den Wucher mit ihren

ten Reizen, ſich ein damals faſt unermeßliches Vermögen erworben hatte, wovon ſie nach ihrem Tode das römiſche Volk zum Erben einſetzte.

Dieſe Großmuth deckte nun bei ihr jeden Fehltritt im Leben zu, worüber das dankbare römiſche Volk einen Schleier hüllte, und ihr Gedächtniß durch ein eignes Feſt verehrte, das von ihr die Benennung der Larentinalien führte.

Sie wurde nähmlich beim Velabrum, in der Gegend, wo Romulus und Remus gefunden waren, und wo jetzt die Kirche St. Georgio im Velabro ſteht, begraben, und jährlich wurde ihren Manen ein Opfer gebracht, wobei man zugleich den Jupiter, in ſo fern er das Leben giebt und nimmt, verehrte.

Nach einem alten Volksmährchen gelangte Akka Larentia durch einen ſehr ſonderbaren Zufall zu ihren großen Glücksgütern: Herkules und ſein Tempelwächter würfelten nähmlich einſtmals aus Langerweile, wer von beiden dem andern eine gute Abendmahlzeit, und auf die Nacht eine Beiſchläferin verſchaffen ſolle; Herkules gewann, und der Tempelwächter mußte die Wette zahlen.

Dieſer ſchafte alſo ein Abendeſſen für den Herkules, und lud die bekannte Akka Larentia auf die Nacht in deſſen Tempel ein. Da nun Herkules es

vorzüglich in seiner Gewalt hatte, reich zu machen, so ließ er auch die Akka Larentia nicht leer ausgehen, sondern rieth ihr, daß sie ja an dem folgenden Tage, von der Gelegenheit, die sich ihr darbieten würde, Gebrauch machen solle.

Nun war sie kaum aus dem Tempel wieder zu Hause angelangt, als ihr der reiche Karuzius seine Hand anbot, die sie, auf den Rath des Herkules, nicht ausschlug, und auch sehr bald, durch den Tod des Karuzius zum Besitz aller seiner Reichthümer gelangte, wovon sie denn eben das römische Volk zum Erben ernannte.

Einige hielten auch diese Akka Larentia selbst für die Pflegemutter des Romulus und Remus, welche eben diesen Nahmen führte, und auch nicht in dem Rufe der Enthaltsamkeit stand; diese sollte denn nach dem Tode ihres Mannes des Faustulus sich ebenfalls mit einem gewissen reichen Karuzius vermählt, zuletzt ihr ganzes Vermögen dem römischen Volke zum Erbtheil vermacht, und Romulus deswegen ihr zu Ehren, und auch aus Dankbarkeit für die von ihr genoßne Pflege, die Larentinalien gestiftet haben.

Von den Festen, die zu keiner gewissen Zeit im Jahre gefeiert wurden.

Das Latiarische Bundesfest.

Schon vom Tarquinius Superbus wurde, nachdem er die Hetrurier überwunden, und mit den Lateinern ein Bündniß geschlossen hatte, dieß Bundesfest gestiftet, welches von den Bewohnern Latiums das latiarische hieß.

Damit nun dieß Bündniß immer daure, schlug Tarquinius vor, einen den Römern, Lateinern, Volskern und Hernikern gemeinschaftlichen Tempel zu errichten, bei welchem man sich jährlich einmal zu einem festlichen Schmause versammlen, und jede besondre Völkerschaft an dem Opfer Theil nehmen solle.

Der Vorschlag ward einstimmig genehmigt, und auf einem Fleck, welcher beinahe den Mittelpunkt zwischen diesen aneinandergrenzenden Völkerschaften ausmachte, der Versammlungsplatz bestimmt.

Dieß war nähmlich die Spitze eines hohen Berges, welcher auf die alte Stadt Alba herabsahe,

und damals Mons Albanus, jetzt Monte Cavo heißt.

Hier wurde nun seitdem dem Jupiter Latiaris, oder dem Jupiter, der Latium schützt, jährlich ein Fest gefeiert, wozu einige der zu dem Bündniß gehörigen Völkerschaften Lämmer, einige Käse, andre Milch, und noch andre Kuchen darbrachten, nachdem der Beitrag zu dem Feste für jedes Volk einmal bestimmt war, und jedes auch an dem Opferschmause verhältnißmäßig Theil nahm.

Ein Stier aber wurde im Nahmen aller geopfert, wobei jedoch die Römer beim Opfer die Aufsicht hatten. Das zu dem Opferschmause bestimmte Fleisch des Stiers ward dann gehörig unter alle vertheilt. Durch welche Ceremonie man jedesmal das Bündniß gewissermaßen aufs neue knüpfte, oder doch während derselben allen Haß beilegte.

Die Konsuln durften nicht eher zu Felde ziehen, bis sie erst das Latiarische Bundesfest angesagt, und es auf dem Albanischen Berge, mit den deputirten Magistratspersonen der Bundesgenossen gefeiert hatten.

Man hielt es für ein Unglückszeichen, wenn irgend eine Ceremonie bei dieser Feier vergessen, oder irgend jemand bei der Austheilung des Fleisches übergangen war; weswegen man denn hierbei die

gröſte Sorgfalt beobachtete, und wenn demohnugeachtet ſich ein Verſehen ereignete, das ganze Feſt noch einmal wiederhohlte.

Daß die Konſuln, vor Verrichtung dieſer Ceremonie nicht zu Felde ziehen durften, gründete ſich auf die Vorſtellung: daß bei einem ſolchen Friedensfeſte jeder kriegeriſche Anſchein müſſe vermieden werden, und alſo die Konſuln auch noch nicht in ihrer Gewalt als Feldherrn dabei erſcheinen durften.

Während der kurzen Abweſenheit der höchſten obrigkeitlichen Perſonen bei der Feier des Bundesfeſtes, wurde nun in Rom aus den Patriciern ein Oberhaupt der Stadt gewählt, deſſen Würde von der Veranlaſſung zu derſelben auch den Nahmen führte: denn man nannte ihn nur das Oberhaupt der Stadt, wegen der Feier des Latiariſchen Bundesfeſtes.

Die drei Tage, an welchen dieß Feſt gefeiert wurde, bezeichneten ſehr merkwürdige Epochen in der römiſchen Geſchichte. Tarquinius Superbus hatte dazu nur einen Tag beſtimmt; der zweite wurde vom Volke hinzugefügt, da es den Tyrannen verjagte, und die Freiheit ihm zu Theil ward; der dritte kam hinzu, als, nach einem gefährlichen

Bürgerzwiste, das Volk sich mit dem Senat aus-söhnte.

Auf dem Gipfel des Albanischen Berges, welcher itzt Monte Cavo heißt, steht auf demselben Fleck, wo dem Jupiter Latialis ein Tempel errichtet war, die Wohnung einer Art Ordensgeistlichen; diese heißen Passionari, und ihr Ordenszeichen ist ein Todtenkopf.

Ein Theil der alten gepflasterten Straße, welche zum Tempel des Jupiter führte, hat sich bis jetzt erhalten; auch siehet man sonst noch Ueberbleibsel von Kapitälen und Gesimsen.

Der Fleck aber, wo der Tempel des Jupiter stand, macht itzt einen traurigen Anblick. Außer einem kleinen Krautgarten ist der Umfang um das Haus mit wildem Gesträuch bewachsen. Die Geistlichen scheinen selber mit ihrem Aufenthalt unzufrieden; der weiße Todtenkopf auf ihrer schwarzen Kleidung vermehrt das düstre Ansehen, und alles scheint wie verlassen zu stehen, und zu trauren, indeß der Wind fast unaufhörlich um die öde Wohnung saußt.

Man ist in einer Art von Beklemmung, indem man in dieß melancholische Gebäude tritt, wovon man sich aber bald wieder erhohlt, wenn man von dem Gipfel des Berges der freien Aussicht genießt, und nun vor sich in der Ferne das Meer, die

Stadt Rom mit ihrem ſelbſt in dieſer Entfernung noch erſtaunlichen Umfange, die ganze Ebne von Rom, und die Tuſkulaniſchen Hügel, mit den beiden Seen von Albano und Nemi zu ſeinen Füßen ſiehet, und alle die Gegenden beinahe mit einem Blick umfaßt, deren Bewohner ehmals auf dieſem Fleck ihr Opfer darbrachten, und ihr feſt geſchloßnes Bündniß auf dieſem Gipfel feierten, wo ſie gleichſam über alle ihre beſondern Zwiſtigkeiten erhaben, die Grenzen der Erdſtriche, die ſie bewohnten, und um die ſo viel Blut vergoſſen war, friedlich nebeneinander in dieſem heitern Geſichtskreiſe, liegen ſahen.

Gewiß konnte zu einem ſolchen Feſte kein beßrer Platz als dieſer gewählt werden, um die Gemüther zu erheben, und gleichſam die Seele ſanfter und zur Verſöhnlichkeit zu ſtimmen, woran man freilich bei der Wahl dieſes Platzes wohl ſchwerlich mag gedacht haben, was aber doch wenigſtens von dieſer Wahl eine natürliche Folge war.

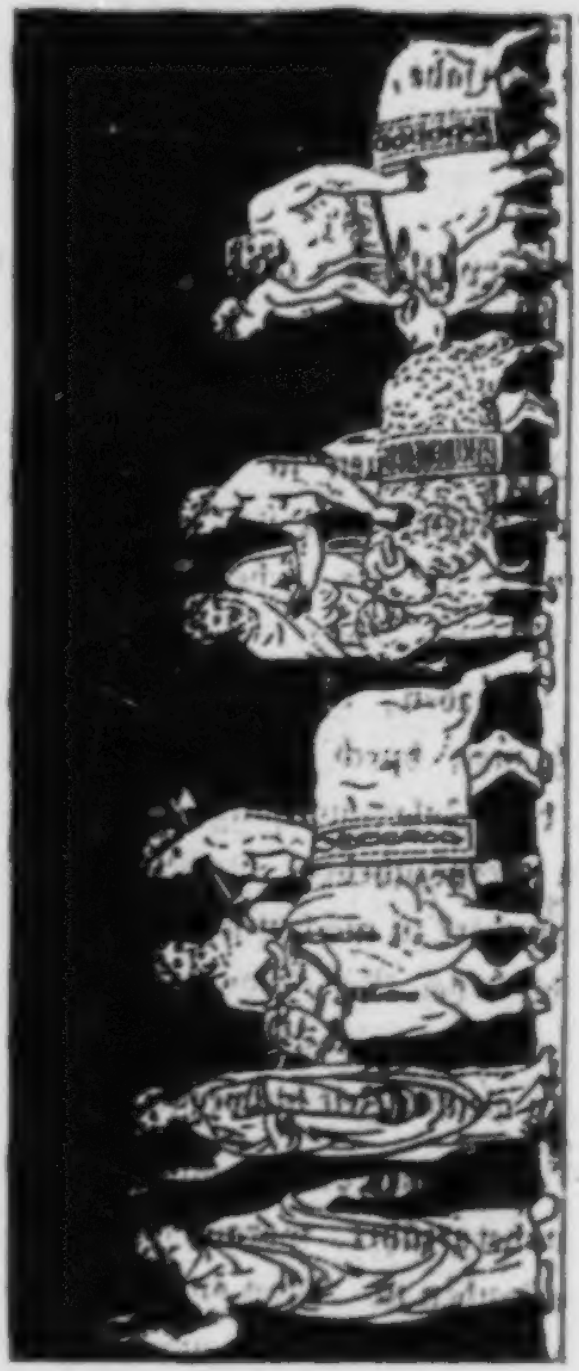
Denn da es izt noch unſre ganze Theilnehmung erweckt, in dieſem Umfange jeden Fleck zu bemerken, der uns durch die Geſchichte merkwürdig geworden iſt, ſo mußte eine ſolche Anſicht für jene Völker ſelbſt noch weit mehr Intereſſe haben, deren Vereinigungspunkt gerade auf dieſem Fleck

war, wo der Tempel des Jupiter die verbündeten Erdstriche übersahe, und den Bewohnern derselben von allen Seiten zum heiligen Merkzeichen diente.

Die Ambarvalien, oder der Umgang um die Felder.

Die Alten scheinen in der feierlichen Umgehung desjenigen, was sie durch Opfer heiligen, und besonders in ihre Gebete und Wünsche einschließen wollten, etwas vorzüglich Bedeutendes gefunden zu haben, welches vielleicht eben darinn lag, daß man durch diese Umgehung eine Sache aus dem Zusammenhange der übrigen Dinge gleichsam herauszuheben, und sie jetzt zum besondern Augenmerk zu machen suchte, worauf die segnende Obhut der Götter durch Gebet und Opfer gelenkt, und jede Entweihung, die etwa darauf haftete, zu gleicher Zeit hinweggetilgt werden sollte.

Das Opfer wurde nähmlich um die Felder (arva) umhergeführt, woraus der Nahme Ambarvalien entstanden ist. Man opferte bei diesem Feste ein Schwein, ein Schaf, und einen Stier oder auch nur ein Kalb, weswegen man dieß Opfer selbst auch Suovetaurilien nannte, indem man die



dreierlei Arten der Opferthiere, woraus es bestand, in eine Benennung zusammenfaßte.

Sowohl nach vollendeter Aussaat, als wenn das Getreide und die Früchte reif waren, wurde dieß Fest gefeiert, indem man die bekränzten Opferthiere, dreimal um die Felder führte, und die alten Gebräuche dabei beobachtete, welche von einem römischen Dichter in folgender Darstellung sehr reizend geschildert sind:

„Wir heiligen das Getreide, und die Felder, es störe niemand unsre Feier!"

„An diesem festlichen Tage ruhe die Erde, es ruhen die Pflüger, und die mühevolle Arbeit höre nun auf!"

„Löst von dem Joch die Bande! und laßt mit bekränztem Haupte den Stier an der vollen Krippe stehn!"

„Ein jeder komme zum Feste mit reinen Kleidern, und schöpfe mit reinen Händen Wasser aus dem Quell!"

„Ihr Götter unsrer Väter; wir entsündigen den Acker und den Pflüger; laßt Schaden und Unglück ferne von unsren Hütten seyn! verleiht, daß nicht die Erndte unsre Hoffnung täusche, und nicht der Wolf unsren Heerden schade!"

„Nun soll auch auf dem Heerde des Landmanns die Flamme lodern, und glückbedeutende Spiele sollen die Knechte spielen!“

Ob es nun gleich öffentliche Ambarvalien gab, so feierte doch auch ein jeder Hausvater, der etwas Ackerland besaß, dieß Fest für sich allein mit seinem Hause und Gesinde, indem er ein Lamm, ein junges Schwein, und ein Kalb, welche noch an der Mutter sogen, zum Opfer darbrachte, wobei ihm seine Kinder und Gesinde mit Jauchzen folgten, und einer mit Eichenlaub bekränzt, den Chor anführte, welcher der Ceres, als der Erfinderin des Ackerbaues, ein Loblied sang.

Auf die Weise wurden die Opferthiere dreimal um den Acker herumgeführt; und der Hausvater mußte dabei folgende Gebetsformel sprechen:

„Vater Mars ich bitte dich, du wollest mir, meinem Hause, und meinem Gesinde gnädig seyn, weswegen ich um meinen Acker, um mein Land, und um meine liegende Gründe, dieß Opfer führen lasse, damit du Krankheit, Unglück und Schaden abwenden und verhüten, hingegen Früchte und Getreide, und den Weinstock gedeihen, und wachsen und reiffen lassen, den Hirten und die Heerde bewahren, und mir, meinem Hause und Gesinde Gesundheit und Kräfte verleihen mögest!

Dazu laß dir dieß Opfer von ſäugenden Thieren wohlgefallen!"

Nach dieſem Gebete goß man Wein und Milch, wovon man ein wenig gekoſtet hatte, auf den Altar aus, worauf denn das Opfer vollzogen wurde.

Vor der Erndte wurde der Ceres beſonders ein Schwein geopfert. Dabei fand folgende Vorſchrift ſtatt:

„Ehe du das Schwein der Ceres opferſt, ſollſt du dem Janus Kuchen übereinander legen, und ſprechen: Vater Janus, ich flehe zu dir, weil ich dir dieſe Kuchen zuſammen lege, ſo wolleſt du mir, und meinen Kindern, und meinem Hauſe und Geſinde gnädig ſeyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen laſſen!"

Verfolg der Vorſchrift:

„Dann ſollſt du dem Jupiter die Opferkuchen darlegen, und ſprechen: Jupiter, ich flehe zu dir, ſo wie ich dieſe Kuchen dir aufeinander lege, wolleſt du mir und meinem Hauſe gnädig ſeyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen laſſen!"

Verfolg der Vorſchrift:

„Hierauf ſollſt du dem Janus Wein ausgießen, und ſprechen: Vater Janus, ſo wie ich die

Kuchen dir aufgehäuft, und mir deinen gnädigen Schutz erflehet habe, so laß auch zur Erhörung meiner Bitte, diesen Wein, den ich darbringe, dir wohlgefällig seyn!"

Verfolg der Vorschrift:

„Darauf sollst du auch dem Jupiter Wein ausgießen, und sprechen: Jupiter, laß den Kuchen, und den Wein, den ich darbringe, dir wohlgefallen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Nun sollst du das Schwein der Ceres opfern, und wenn die Eingeweide zerlegt sind, sollst du mit Darlegung der Kuchen, und Ausgießung des Weins, die Anrufungen an den Janus und Jupiter, die du vor dem Opfer thatest, wiederhohlen; dann der Ceres Wein ausgießen, und die zerlegten Eingeweide auf ihrem Altar opfern."

„Daß man bei dem Weine, den man ausgoß, immer wohlbedächtig hinzusetzte, den ich darbringe, geschahe deswegen, damit nicht etwa durch eine Unvorsichtigkeit in der Anrufung, aller Wein, den man im Keller liegen hatte, der Gottheit verfallen seyn möchte, wodurch er alsdann al-

lein menſchlichen Gebrauch wäre entnommen wor-den, und man auf den Genuß deſſelben hätte Ver-zicht thun müſſen.

Die öffentlichen Ambarvalien.

Zu der Feier der öffentlichen Ambarvalien wa-ren beſondere Prieſter beſtimmt, deren Urſprung ſich aus den älteſten Zeiten herſchrieb. Es waren ihrer Zwölfe an der Zahl, welche eine Krone von Korn-ähren, und eine weiße Binde trugen, ihre Würde auch Lebenslang behielten.

Man nannte ſie die Arvaliſchen Brüder (Fratres arvales) und gründete dieſe Benennung auf eine alte Volksſage, daß Akka Laurentia, die Pflege-mutter des Romulus ſelber zwölf Söhne gehabt, und da einer davon geſtorben war, den Romulus unter die Zahl ihrer Söhne mit aufgenommen ha-be, welche dann jährlich an einem dazu angeſetzten Tage, mit Aehren bekränzt, den feierlichen Um-gang um die Felder hielten, und deswegen die arvaliſchen Brüder hießen. Romulus habe in der Folge dieſen Prieſterorden beibehalten, und durch ſeinen Beitritt zu demſelben ihm eine vorzüg-liche Würde gegeben.

Der feierliche Umgang, welchen diese Priester mit einem trächtigen Schweine, das mit Krone und Binde geschmückt, zum Opfer bestimmt war, hielten, beschränkte sich auf das alte Gebiet von Rom, das sich anfänglich ohngefähr eine deutsche Meile weit um die Stadt erstreckte.

Auf dieser alten Grenze nun wurde das Opfer dreimal um die Stadt herumgeführt, wobei man noch immer, da Rom schon Meere und entfernte Länder in seinem Gebiete umfaßte, dieser alten Grenze Sicherheit, so wie den Feldern Fruchtbarkeit, von den Göttern erbat.

Die ganze Ceremonie aus dem patriarchalischen Hirtenleben der ersten friedsamen Bewohner des Palatinischen Berges wurde noch immer beibehalten, ohne durch die Triumphe und Siege der Römer verdrängt zu werden.

Die Ambarbien.

Diese Feier führte ihren Nahmen davon, daß man den feierlichen Umgang mit dem Opfer nicht um die Felder, sondern um die Stadt (urbs) hielt.

Dieß geschahe, so oft man glaubte, daß der Stadt ein Unglück drohe, dem man durch diese gottesdienstliche Handlung vorzubeugen hoffte;

oder so oft auch ein wirkliches Unglück, als Pest oder Theurung die Stadt und das Land betraf, oder ein unglücklicher Krieg entstand.

In allen diesen Fällen mußte die Stadt selber erst mit den Göttern ausgesöhnt, und gleichsam entsündigt werden.

Es waren daher auch bei diesen Amburbien die Oberpriester, die Vestalischen Jungfrauen, die Auguren, die Opferpriester u. s. w. zugegen.

Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit der mancherlei Arten von Prozessionen in den römischkatholischen Ländern mit den feierlichen Umgängen der alten Römer.

Man stellt diese Prozessionen ebenfalls an, um die Gottheit zu versöhnen, um bei Dürre und Mißwachs Regen und Fruchtbarkeit vom Himmel zu erflehen. Und eine solche Prozession auf freiem Felde, wozu die Einwohner aus den Dorfschaften sich versammlen, giebt noch itzt gewissermaßen ein Bild von den Ambarvalien der Alten, nur daß hier alles mehr oder weniger ein düsteres und trauriges Ansehen hat, welches bei jenen festlichen Aufzügen, die man mit einer Art von unschuldigem Zutrauen zu der Gottheit hielt, nicht statt fand. Denn selbst in der höchsten Noth und Gefahr, waren es nicht Büßungen und Kasteiungen, son-

dern frohe Spiele, wodurch man die Gottheit zu versöhnen, und sich selber neuen Muth wieder einzuflößen suchte.

Der Aufzug mit dem Hunde und der Gans.

Weil bei der Belagerung des Kapitols die Gänse durch ihr Schnattern den nächtlichen Einbruch der Gallier in die Festung verrathen hatten, und also Roms Retter geworden waren, indes die trägen Hunde schliefen, so wurde nun jährlich eine Gans mit kostbarem Schmuck umgeben, auf einem prächtigen Tragstuhl sitzend, und ein Hund, den man ans Kreuz geschlagen hatte, im feierlichen Pomp umhergetragen. Denn da man sich die Gänse damals noch von keiner Gottheit inspirirt dachte, so trug man kein Bedenken, ihnen unmittelbar seine Dankbarkeit zu bezeigen.

Von den Festen, die nach Verlauf einer bestimmten Anzahl Jahre wiederhohlt wurden.

Das allgemeine Sühnopfer, womit ein Lustrum beschlossen wurde.

Man nannte eigentlich jede neue Weihung oder Entsündigung durch Opfer eine Lustration, welcher Ausdruck also eine Art von Sühnopfer oder Tilgung alter Schuld bezeichnete.

Weil nun das ganze römische Volk alle fünf Jahre nicht nur gezählt, und nach dem Vermögen eines jeden Einzelnen geschätzt, sondern auch durch ein feierliches Opfer mit den Göttern aufs neue wieder ausgesöhnt, und von der Schuld, die etwa auf ihm haften konnte, befreiet wurde; so nannte man diesen fünfjährigen Zeitraum selbst ein Lustrum.

Wenn nähmlich die Zählung und Schätzung des Volks vorüber war, so wurde ein Altar von Rasen auf dem Marsfelde errichtet, wo sich am folgenden

Tage in aller Frühe das römische Volk in seiner völligen Waffenrüstung versammlete.

Dann wurden die bekränzten Opferthiere, ein Schwein, ein Widder, und ein Stier, von den Opferpriestern dreimal um das bewafnete Volk herumgeführt, worauf dann der Censor, eine der ersten obrigkeitlichen Personen, sich an den Opferaltar stellte, und bei dem Opfer das feierliche Gebet verrichtete, welches er, um kein Wort darinn zu verfehlen, einem, der es ihm vorlas, nachsprechen mußte.

Das Gebet enthielt die Worte, daß die unsterblichen Götter doch die Macht und Herrschaft der Römer immer vermehren und erweitern wollten! Zuletzt aber, da die römische Macht beinahe den Erdkreis unterjocht hatte, trug man doch Bedenken, die Götter noch immer um die Vermehrung und Erweiterung derselben anzustehen; man änderte also das Gebet, und wünschte nur bescheiden, daß die Götter die römische Macht immer erhalten möchten.

Durch die Volkszählung und Volksschätzung, und durch das Sühnopfer und Gebet war man nun auf fünf Jahre lang mit dem Religiösen und Politischen wieder in Ordnung; so daß man das Lustrum gewissermaßen als ein politisches Jahr be-

trachten kann, daß der Staat sich selber setzte, um auf die Veränderungen aufmerksam zu seyn, welche in einem Jahre nicht genug merklich werden, wie z. B. die Verbesserung oder Verschlimmerung der Vermögensumstände eines jeden einzelnen Bürgers, die allemal bei der öffentlichen Schätzung zur Sprache kommen mußte, und worauf also nun der Staat selber sein Augenmerk richten konnte. Dieß größere politische Jahr war es also, dessen Schluß durch das allgemeine Sühnopfer bezeichnet wurde.

Die Sekularischen Spiele.

Diese hundertjährige Feier war unter allen Festen der Römer in mehrerm Betracht das Größte und Glänzendste. Die Vorstellung von dem beschränkten einzelnen Menschenleben, verlohr sich hier in den großen Begriff der Fortdauer eines Staates, der von seiner ersten Entstehung an, immer mächtiger und blühender wurde, und nun von einem Jahrhundert zum andern auf seine wachsende Größe gleichsam triumphierend zurückblickte.

Man feierte dieß Fest für die Wohlfahrt des ganzen Staats, auf den Ausspruch der Sibyllinischen Bücher, die man bei jeder Noth und Gefahr zu Rathe zog.

Diese Bücher waren nähmlich nach dem Volksglauben, vermittelst göttlicher Eingebung geschrieben. Ihre Urheberinnen, die Sibyllen, waren wie die wahrsagende Priesterinn in dem Tempel zu Delphos, von der Gottheit unmittelbar begeistert. Man zählte ihrer mehrere, deren Geschichte und Daseyn in mancherlei Fabeln gehüllt ist.

Merkwürdig ist es, daß diese Sibyllen, nach den römischkatholischen Religionsbegriffen zu der Zahl der biblischen Propheten mit gerechnet werden, und zwar aus dem Grunde, weil sich unter ihren Weissagungen auch solche gefunden haben sollen, in welchen die Zukunft des Messias, eben so wie durch die biblischen Prophezeihungen, vorher verkündigt wurde.

Man siehet selbst in der päbstlichen Kapelle in Rom, welche die Sixtinische heißt, die Sibyllen, deren man sechs oder zehn annahm, in vertraulicher Eintracht, jedesmal eine Sibylle mit einem Propheten abwechselnd, von dem Pinsel des berühmten Michel Angelo dargestellt.

Und überhaupt ist eine Sibylle noch itzt in Rom ein religiöser Gegenstand, dessen Abbildung die Andacht in den Kirchen auf keine Weise anstößig findet. Auch ist eine von hohen Eingebungen beseelte schreibende Sibylle an sich ein mahlerischer Gegen-

ſtand, der auch von mehrern großen Künſtlern meiſterhaft ausgeführt iſt.

Von der Sibylle von Kuma ſagt die Dichtung, daß, da ſie den Apollo um die Unſterblichkeit, nicht aber zugleich um eine immerwährende Jugend gebeten habe, ſie zwar ihres Wunſches gewährt ſey, zuletzt aber, von Alter ganz verzehrt, nichts als die Stimme übrig behalten habe, womit ſie noch immer Orakelſprüche ertheilte.

Aus der Vorſtellung von dem hohen Werthe der ſibylliniſchen Bücher, den man recht ins Licht ſetzen wollte, ſchrieb ſich vermuthlich das Mährchen her, wie die Kumäiſche Sibylle dem Könige Tarquinius Priſkus einſt erſchienen ſey, und ihm neun Bücher für dreihundert Goldſtücke zum Verkauf angeboten habe, wovon ſie, als er ihr das Geld nicht zahlen wollte, ſogleich drei Bücher in die Flamme auf dem Heerde warf, und nun für die übrigen ſechs eben ſo viel, als für die neune verlangte; da ſie aufs neue abſchlägliche Antwort erhielt, verbrannte ſie wiederum drei, und forderte nun für die noch übrigen drei nicht minder, als für die neune, worauf denn der König in ſich ſchlug, und ihr dreihundert Goldſtücke, für die übrigen drei Bücher zahlte.

Dem sey nun, wie ihm wolle; genug, die sibyllinischen Bücher waren einmal da, und wurden in einem unterirrdischen Gewölbe unter dem Kapitolium heilig aufbewahrt; die Sorge für ihre Aufbewahrung aber wurde in den Zeiten der Republik erst zehn, dann funfzehn Männern anvertraut, welche nur allein in den heiligen Büchern, die in griechischer Sprache verfaßt waren, lesen durften, und so oft es der Senat befahl, darinn nachsehen mußten, wie etwa bei großen Unglücksfällen, die den ganzen Staat betrafen, die erzürnten Götter zu versöhnen wären.

So mußten nun auch diese Funfzehnmänner einst bei einer großen Noth die sibyllinischen Bücher zu Rathe ziehen, worinn sie denn den Ausspruch fanden, daß für die Wohlfahrt des Staats, und Noth und Unglück abzuwenden, alle Jahrhunderte ein Fest gefeiert werden müßte, wobei man sowohl die Götter der Unterwelt als die himmlischen Götter, mit Gebet und Opfern, aber auch durch allerlei frohe Spiele, müsse zu versöhnen suchen.

Ob nun gleich die sibyllinischen Bücher zugleich mit dem Kapitolium, worinn sie aufbewahrt wurden, verbrannten, und ihr Verlust, weil man keine Abschrift davon nehmen durfte, eigentlich nicht zu ersetzen war, so wurde demohngeachtet

nachher vieles zusammengetragen, was man für Aussprüche der Sibyllen ausgab; und da man bei den sekularischen Spielen sich vorzüglich genau an die Vorschrift der sibyllinischen Bücher hielt, woraus man noch einzelne Verse wußte, so konnte sich diese Vorschrift wohl einigermaßen aus dem Gedächtniß ersetzen lassen; wenigstens trägt eine solche, die uns noch aufbewahrt ist, ganz das Gepräge orakelmäßiger Aussprüche, wir wollen also auf jeden Fall die alte Sibylle selber hören, wie sie in diesem prophetischen Gesange redend eingeführt wird:

Das Orakel der Sibylle.

„Wenn nun ein Kreislauf von so viel Jahren vollendet ist, als das menschliche Leben bei seiner längsten Dauer erreicht, so sey des eingedenk, o Rom, sey dessen eingedenk, und vergiß dieser Worte keines!"

„Daß du auf heiligem Felde, am Wasser der Tiber opferst, da wo sie am engsten strömt!"

„Sobald die Nacht hernieder sinkt, und die Sonne ihren Glanz verbirgt, sollst du den allesslenkenden Parzen hier schwarze Lämmer und Ziegen opfern!"

„Dann sollst du die Gottheiten, die den Schwangern beistehen, und den Gebährerinnen Hülfe leisten, mit Opfern versöhnen, wie sichs ziemt!“

„Der fruchtbaren Erde werde eine schwarze Sau zum Opfer dargebracht!“

„Weiße Stiere aber soll bei Tage und nicht bei Nacht das Opferbeil an Jupiters Altar fällen! Denn den himmlischen Göttern ist es Brauch, am Tage zu opfern.“

„Deswegen sey auch der Juno eine unbefleckte Kuh geweiht. Und Phöbus Apollo, der Lenker des Sonnenwagens, Latonens Sohn, empfange ein gleiches Opfer!“

„Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilde jede für sich ein besonderes Chor! Auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beide sich des süßen Lebens freuen!“

„Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft ist, soll knieend am Altar der Juno, zu der Göttinn flehen, daß sie den Weibern und auch den Männern hold sey!“

„Ein jeder aber bringe aus seinem Hause die Erstlinge der Früchte dar, und alles, woran die seeligen Götter ein Wohlgefallen finden!“

„Bei Tage und bei Nacht, sollst du dich häufig zu den Altären der Götter nahen! doch soll bei diesem allen der feierliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn!“

„Sey dessen eingedenk, o Rom, so bleibst du immer mächtig; was dich umgiebt, wird sich vor deinem Scepter beugen!“

Vorzüglich karakteristisch ist die Stelle: Doch soll bei diesem allen der feierliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn! — es war angenehm, dasjenige, wozu man schon von selbst einen natürlichen Hang hatte, sich nun auch durch Orakelsprüche befehlen zu lassen, und auf die Weise durch die Ergötzlichkeiten, denen man sich überließ, einen doppelten Endzweck auf einmal zu erreichen, indem man sich selbst vergnügte, und zugleich den Befehlen der Götter gewissenhaft gehorchte.

Die Funfzehnmänner fanden daher auch in den sibyllinischen Büchern fast bei jedem Anlaß, irgend einen Orakelspruch, der nicht anders gedeutet werden konnte, als daß man durch neueingeführte oder angesetzte Spiele und Ergötzlichkeiten, die dem Volke selbst angenehm waren, auch die Götter wie-

der müsse zu versöhnen suchen, die gleichsam keine freundliche Miene wieder annehmen würden, wenn man selbst eine finstere Miene machte, sondern die man nur durch eine gewisse heitere und frohe Gemüthsstimmung sich am besten wieder geneigt machen könne.

Was Wunder also, daß das römische Volk jede Gelegenheit ergriff, sich im Glück den Göttern dankbar zu erweisen, und im Unglück um ihre Hülfe anzuflehen, welches beides durch Feste geschahe, die selbst mit frohem Lebensgenuß verknüpft waren, und wobei also die Menschen immer, wenigstens nicht minder als die Götter, ihre Rechnung fanden.

Die erste Veranlassung nun zu den sekularischen Spielen war ein sonderbares Ereigniß, welches, nach der Volkssage, in den ältesten Zeiten Roms, mit einen gewissen Valesius, einem reichen Römer, der auf dem Lande wohnte, sich zugetragen haben sollte.

Dieser Valesius hatte nähmlich zwei Söhne und eine Tochter, welche an der Pest, die damals in der Stadt und auf dem Lande herrschte, darnieder lagen, und bei denen alle Hoffnung zur Rettung schon verschwunden war, als der bekümmerte Vater, da er für die lechzenden Kranken

warmes Waſſer vom Heerde nahm, ſeinen Hausgott um Hülfe und Rettung für ſeine Kinder anflehte.

Nun, hieß es ferner, habe er eine Stimme vernommen, daß ſeine Kinder geſund werden würden, wenn er ſogleich mit ihnen den Tiberſtrom hinunterſchiffte, und ſie nach Terent brächte, wo er ſie vom Altar des Pluto und der Proſerpina mit warmen Waſſer laben müſſe.

Valeſius erſchrack über dieſen Ausſpruch, weil der Ort, wohin er ſeiner Meinung nach ſchiffen ſollte weit entfernt, und die Schiffahrt dahin gefährlich war. Demohngeachtet aber ſäumte er nicht den Befehl der Gottheit zu befolgen, und feſt entſchloſſen, für ſeine Kinder alles zu wagen, ſchiffte er ſich auf dem Tiberſtrom mit denſelben ein, und richtete ſeinen Lauf nach Oſtia, um von dort in See zu gehen.

Zufälligerweiſe aber landete er die erſte Nacht, um auszuruhen, bei dem Marsfelde an. Und da er den Kranken warmes Waſſer reichen wollte, im Schiffe aber kein Feuer war, ſo rief der Steuermann ihm zu, er ſähe Rauch auf dem Lande, und Valeſius möchte nur in Terent ausſteigen, um ſelber dahin zu gehen.

Dieser Ort am Ufer der Tiber nähmlich, wo der Strom ein sehr enges Bette hatte, hieß eben von (terere) dem Nagen des Flusses an dem Erdreich oder dem Wegspülen davon, Terentum; und Valesius war also nach dem Buchstaben des Orakels nun schon da, wohin er erst reisen wollte.

Froh über dieses gute Zeichen schöpfte er einen Becher mit Wasser, und trug ihn dahin, wo der Rauch von der Erde aufstieg, setzte ihn auf die Feuerstelle, bließ so gut er konnte die Funken wieder an, und brachte das warme Wasser seinen Kindern, welche darauf in einen tiefen Schlaf fielen, woraus sie gesund erwachten.

Während diesem wohlthätigen Schlafe, hatte den Kindern von schwarzen Schafen geträumt, die man dem Pluto und der Proserpina opfern, aber auch von frohen nächtlichen Spielen, die man aus Dankbarkeit gegen die Götter hier feiern müsse.

Valesius eilte nun in die Stadt, um sogleich einen Altar anzuschaffen, den er auf dem Fleck, wo er den Rauch aufsteigen sahe, und das Wasser für seine Kinder gewärmt hatte, dem Pluto und der Proserpina errichten wollte, und zu dessen Gründung er in seiner Abwesenheit die Erde ausgraben ließ.

Als nun die Arbeiter zwanzig Fuß tief gegraben hatten, stießen sie auf einen Altar, der, nach seiner Inschrift, dem Pluto und der Proserpina gewidmet war. — Sobald Valesius dieß erfuhr, brachte er an dem gefundenen Altare schwarze Schafe und Ziegen den unterirrdischen Göttern zum Opfer dar, und feierte drei ganze Nächte hindurch mit festlichen Spielen, und Göttermahlen die Genesung seiner Kinder.

Diese Spiele müssen damals viel Aufsehen gemacht, und der reiche Valesius ansehnliche Kosten darauf verwandt haben, weil sich das Andenken daran so lange bei dem römischen Volke erhielt, das auch dem Valesius von diesen Spielen einen eignen Zunahmen gab, und ihn von der Zeit an **Manius Valerius Terentinus** nannte; **Manius** vermuthlich deswegen, weil er die Manen oder unterirrdischen Gottheiten zu versöhnen suchte; **Terentinus** von dem Orte, der ihm durch die Weissagung seines Schutzgottes und durch die Genesung seiner Kinder so wichtig geworden war, und der nun überhaupt bei den Römern, durch den ausgegrabnen Altar der unterirrdischen Götter, einen hohen Grad von Heiligkeit erhielt.

Wie nun dieser Altar zuerst so tief in die Erde vergraben sey, davon trug man sich mit folgender alten

Sage: daß einſt die Römer ſchon in den Waffen waren, um gegen die Albaner, mit denen ſie Krieg führten, anzurücken; plötzlich aber habe jemand in furchtbarer Geſtalt und mit einem ſchwarzen Fell bekleidet ſich ſehen laſſen, und ausgerufen, ihm ſey von den unterirrdiſchen Göttern anbefohlen, den Römern zu ſagen, daß ſie dem Pluto und der Proſerpina erſt ein Opfer bringen ſollten, ehe ſie den Angriff thäten, worauf die ſchreckliche Erſcheinung verſchwunden ſey, und die Römer nun ſo ſchnell wie möglich, den unterirrdiſchen Göttern einen Altar errichtet hätten, welchen ſie nach vollbrachtem Opfer, zwanzig Fuß tief in die Erde vergruben, damit das Glück, das auf dieſem Altar haften ſollte, nicht etwa einem fremden Volke, welches ihn einſt finden, und darauf opfern könnte, zu Theil würde, ſondern immer, wie ein verborgner Schatz, bei dem römiſchen Volke bliebe.

Und eben dieſer Altar, ſagte man nun weiter, ſey es geweſen, den Valeſius auf eine ſo wunderbare Art gefunden, und gleich eine ſo wohlthätige Würkung davon erfahren habe, deren man ſich denn auch wieder erinnerte, als gleich im erſten Jahre nach Aufhebung der königlichen Gewalt, in Rom eine Peſt entſtand.

Der Konsul Valerius Publikula nähmlich, deſſen Familie ſelbſt von jenem Valeſius, dem Finder des unterirrdiſchen Altars, ihren Urſprung herleitete, kam auf den Gedanken, dem Pluto und der Proſerpina an dieſem Altar für die Wohlfahrt des römiſchen Volks einen ſchwarzen Ochſen und eine ſchwarze Kuh zu opfern, und nächtliche Spiele anzuſtellen, weil es ihm vielleicht gelingen möchte, eben ſo wie ſein Ahnherr damals ſeine Kinder, auch jetzt das ganze römiſche Volk, von der Noth die es drückte, vermittelſt dieſer Opfer und Spiele, zu befreien.

Er errichtete alſo einen Altar mit der Innſchrift:

„Publius Valerius Publikula hat das Feuer auf dem Marsfelde dem Vater Pluto und der Proſerpina geweihet, und für die Befreiung des römiſchen Volks (von der um ſich greifenden ſchädlichen Peſt,) dem Vater Pluto und der Proſerpina zu Ehren feſtliche Spiele angeſtellt.“

Da es ſich nun grade fügte, daß, nachdem dieß alles geſchehen war, das römiſche Volk auch wirklich von der Peſt befreiet wurde; ſo erhielt dieſe ganze Sache dadurch einen Grad von Heiligkeit und Würde, wovon der Eindruck in der Folge unauslöſchlich blieb, und gerade dasjenige war, woran ſich die Volkserinnerung bei dem Rückblick auf die

vergangnen Zeiten, am stärksten festhalten konnte, weil in allen menschlichen Dingen die Abwendung der Noth und die Befreiung von Unglück immer das erste, die Verbesserung des Glückszustandes hingegen nur das zweite Bedürfniß ist.

Die Sorge für die Veranstaltung der sekularischen Spiele war nun dem Priesterkollegium der Funfzehnmänner übertragen, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und sich genau an die Vorschrift derselben in Ansehung der Feier dieses Festes halten mußten; wo aber freilich die Aussprüche der Sibylle dunkel waren, da hatte dieser Priesterorden auch die Macht, sie auszudeuten, und den übrigen Sterblichen den Willen der Götter zu erklären.

Da aber diese Ausdeutung sich nur auf unschuldige Gebräuche, auf Feste und Spiele, die man den Göttern zu Ehren anstellte, erstrecken durfte, so konnten die Funfzehnmänner ihre Macht, den Willen der Götter zu erklären, eben nicht mißbrauchen. Vielmehr stimmte ihre Erklärung des Willens der Götter, welche Scherz und Freude den Sterblichen selbst zur Pflicht machten, sehr gut mit dem Willen der Menschen überein.

Diese Funfzehnmänner mußten nun, wenn die Zeit herannahte, zuerst das Jahr bestimmen, in wel-

welches die Feier dieſes groſſen Feſtes fiel. Sie mußten die Jahrbücher darüber zu Rathe ziehen. Demohngeachtet aber nahm man nur ohngefähr einen Zwiſchenraum von hundert Jahren von der einen Feier dieſes Feſtes bis zur andern an, weil man ſich unter Sekulum eigentlich die längſte Dauer des menſchlichen Lebensalters dachte, und dieſe ſich auch über hundert Jahre erſtrecken kann; weswegen die Beſtimmung des Jahres zu dieſer hundertjährigen Feier immer noch ſehr willkürlich blieb.

Daß ſich dieſe Feier aber eigentlich nach dem höchſten Menſchenalter richten ſollte, ſcheint auch der Ausruf zu beweiſen, womit die ſekulariſchen Spiele, wenn das Jahr zu der Feier derſelben einmal beſtimmt war, in der Stadt, und im ganzen Lande verkündigt, und jedermann dazu eingeladen wurde, als zu Spielen, die man noch nie geſehen hätte, und auch nie wieder ſehen würde.

Man ſetzte alſo ſchon gewiß voraus, daß dieſe Spiele nicht eher würden wieder gefeiert werden, als bis von der ganzen gegenwärtigen Zeitgenoſſenſchaft wahrſcheinlich keiner mehr übrig wäre, geſetzt, daß er auch das höchſte Ziel der Dauer des menſchlichen Lebens erreichen ſollte. Weswegen ſich denn auch jener Ausruf ſehr lächerlich ausnahm, als der Kaiſer Klaudius die ſekulariſchen Spiele

viel zu früh, zu einer Zeit anstellte, wo noch viele Menschen lebten, welche der vorigen Feier dieses Festes unter dem Kaiser Augustus selbst mit beigewohnt hatten; aber der Kaiser wollte nun einmal ein hundertjähriges Fest feiern lassen, und die Zeit mußte sich schon nach seinem Willen bequemen.

Wenn nun die sekularischen Spiele öffentlich angekündigt waren, welches im April um die Erndtezeit geschahe, so wurde das Volk durch eine Art von Aussöhnung oder Lustration erst dazu vorbereitet.

Die Funfzehnmänner saßen nähmlich einige Tage vorher schon vor dem Kapitolium auf Gerüsten, und gaben dem Volke die Sühne, indem sie unter dasselbe geweihte brennbare Sachen, Fackeln, Schwefel, und Harz, austheilten, womit ein jeder nun sich selbst und seine Wohnung und Eigenthum, aufs neue heiligen und entsündigen konnte.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde die blaue Schwefelflamme als ein sicheres Mittel betrachtet, wodurch z. B. die Verunreinigung eines Hauses durch Todte, hinweggeweihet wurde.

Das Volk mußte aber völlig entsündigt und geheiligt bei einem Feste erscheinen, wodurch es sich

vorzüglich den Göttern wohlgefällig zeigen, und sich die Gunst derselben zu eigen machen wollte.

Zu der Weihung oder Sühne gehörte nun aber auch vorzüglich die Besprengung mit Wasser, welche Ceremonie, wie damals, auch noch itzt, in der römischkatholischen Kirche überall statt findet, und sich, eben so wie bei den Palilien der Alten, auch auf die Thiere erstreckt, wovon in diesem Buche bei der Beschreibung der Palilien selber schon ausführlich gehandelt ist.

Bei den Alten geschahe die entsündigende Besprengung mit einem Lorbeer oder Olivenzweige; so findet man sie auch auf alten Denkmälern abgebildet; und selbst in der einfachen Darstellung dieser Ceremonie, liegt etwas Mahlerisches und Schönes.

Diese Entsündigung aber bei den Alten erstreckte sich nicht auf das, was wir uns, nach moralischen Begriffen, unter auszusöhnenden Vergehungen denken, wozu nähmlich jede Ausschweifung in dem Genuß irgend eines Vergnügens, oder überhaupt schon jede unmäßige Befriedigung irgend einer Leidenschaft mitgerechnet wird.

Noch weniger fand bei ihnen unser moralisch-religiöser Begriff von Sünde statt, in so fern man dasjenige, was wir im religiösen moralischen Sinne

böſe Begierden nennen, darunter verſteht, oder mit dazu rechnet. Sie hatten von dieſer Art Sünden gar keinen Begriff.

Sünde war bei ihnen, wenn man z. B. bei irgend einem Opfer oder gottesdienſtlichem Gebrauch etwas verſehen, oder irgend eine Aufmerkſamkeit, die man den Göttern bei ihrer Verehrung ſchuldig zu ſeyn glaubte, aus der Acht gelaſſen hatte; wenn ein Hirt ſich einbildete einen Satyr oder Faun, oder gar den Pan geſehen zu haben, den kein Sterblicher ungeſtraft zu Geſicht bekommen durfte, oder wenn er aus einem heiligen Haine, einen Zweig vom Baume gebrochen hatte, um kranke Schafe damit geſund zu machen, und nun dieſe Vergehung gegen die Gottheit, welcher der Hain geweiht war, bis zur Ausſöhnung ſeiner Schuld ihm ſchwer auf dem Herzen lag; ſo wie das römiſche Kriegsvolk einſtmals, da es an dem, den Göttern gelobten Spiele, durch einen feindlichen Ueberfall unterbrochen wurde, ſich bei ſeiner Zurückkunft freute, daß ein alter Gaukelſpieler, während ihrer Abweſenheit in einem fort getanzt hatte, wodurch die Spiele gleichſam fortgeſetzt, und ihr Gewiſſen alſo, wegen der Unterbrechung derſelben, von einer groſſen Laſt befreit war, weswegen ſie denn auch ausriefen: alles ſteht gut, denn der Alte tanzt!

Dergleichen ganz unmittelbare Vergehungen gegen die Götter selbst, die mit dem moralischen Leben in gar keiner Beziehung standen, waren es eigentlich, womit die Alten nur den Begriff von Sünde verknüpften, und eine Art von Aussöhnung oder Entsündigung bei denselben für nothwendig hielten; weswegen denn auch der Meineid, als ein unmittelbares Vergehen gegen die Götter selbst, wie eine Sünde oder auszusöhnendes Vergehen betrachtet wurde, wobei man sich denn aber, wie dieß die Kaufleute an ihrem Feste thaten, an den Merkur wandte, bei welchem die Aussöhnung für dieß Verbrechen am leichtesten war, und den man geradezu bat, er möchte jeden Meineid, dessen man sich etwa schuldig gemacht, die Winde verwehen lassen!

Hingegen war man so weit entfernt, Wollust, Habsucht, und Ehrsucht, mit den Handlungen, welche daraus entspringen, zu den auszusöhnenden Vergehungen zu rechnen, daß man vielmehr geradezu die Götter selbst anflehte, zu der Befriedigung aller dieser Leidenschaften hülfreiche Hand zu leisten; und z. B. zu der Erreichung seiner Wünsche im Genuß der Wollust, den Beistand der Venus, zur Befriedigung seiner Habsucht und

Begier nach Schätzen, die Hülfe des Herkules sich erbat.

Eine jede Leidenschaft wurde nähmlich an sich so wenig für gottlos und profan gehalten, daß man sie vielmehr selbst zu einer Gottheit personifizierte, und daher z. B. in Ansehung der Venus nicht sowohl irgend eine Ausschweifung in der Wollust für ein auszusöhnendes Vergehen halten durfte, als vielmehr befürchten mußte, durch eine zu große Enthaltsamkeit diese Göttinn zu erzürnen.

Bei der Diana hingegen, war es umgekehrt; nur hatte ebenfalls bei dieser Göttin die Enthaltsamkeit nicht als Tugend, sondern weil sie selbst dazu geneigt war, ihren Werth; und da nun das Interesse der Götter überhaupt, mit der herrschenden Leidenschaft und Lieblingsneigung eines jeden, sich nothwendig sehr durchkreuzen mußte, so war es fast nicht anders möglich, als daß man immer bei irgend einer Gottheit auf eine oder die andere Weise anstieß, man mochte welche man wollte, zum vorzüglichen Gegenstande seiner Verehrung wählen.

Alle solche Vergehungen aber, deren man sich bewußt oder unbewußt gegen die Götter schuldig gemacht haben mochte, wurden denn durch die feierliche Sühne auf einmal ausgetilgt, und das

gute Vernehmen mit den Göttern auf einmal wieder hergestellt.

Wenn nun die Funfzehnmänner genug Fakeln, Schwefel und Harz als vorbereitende Versöhnungsmittel unter das Volk ausgetheilt hatten; so begann die zweite Vorbereitung zu dem Feste.

Das Volk versammlete sich nähmlich bei dem Tempel der Diana auf dem Aventinischen Berge, und brachte Waizen, Gerste, und Bohnen, als die Erstlinge der Erndte dar, welche hier zusammengehäuft, und für die Sänger und Tänzer aufbewahrt wurden, unter welche man dergleichen Sachen als Belohnungen und Preise bei den Spielen austheilte.

Diese Art von Belohnung der Sänger und Schauspieler schrieb sich aus den ältesten Zeiten her; denn schon bei den Griechen bezahlte man den Sängern ihre Mühe mit einem Kranze vom wilden Olivenbaume, oder vom Fichtenbaume, oder auch nur mit Aepfeln; so besoldete man auch das römische Volk, bei den sekularischen Spielen, seine Theatersänger in Natura mit Waizen, Gerste, und Bohnen.

Wenn nun alle Vorbereitungen zu dem Feste geendigt waren, so hub die Feier desselben in der Nacht an, wo zuerst den Höllengöttern nach dem Aus-

ſpruch der Sybille, die gehörigen Opfer dargebracht werden mußten.

Man baute nähmlich drei Altäre auf dem Marsfelde, an dem Ufer der Tiber; oder vielmehr man grub erſt die Erde aus, und ſenkte die Altäre hinein; ſo daß ſie tiefer, als die Oberfläche des Bodens waren, woraus denn ein unterirdiſcher Heerd entſtand, der zu dem Boden einer Grube diente, in welche man das Blut der Opferthiere hinunterſtrömen ließ.

Denn nur den himmliſchen Göttern errichtete man erhabene Altäre, welchen daher auch eigentlich wegen ihrer Höhe nur die Benennung von Altären zukömmt. Den Erdgöttern baute man niedrige Altäre, die faſt mit dem Boden gleich waren; den unterirdiſchen Göttern ſenkte man ihre Altäre in die Erde; ſie mußten tiefer, als die Oberfläche des Bodens ſelber ſeyn.

Bei den Opfern, die man den unterirdiſchen Göttern brachte, fand gerade das Umgekehrte von den Gebräuchen ſtatt, womit man den himmliſchen Göttern zu opfern pflegte.

Den himmliſchen Göttern opferte man bei Tage, den unterirdiſchen bei Nacht. Die Altäre, oder vielmehr die Gruben der unterirdiſchen Götter zierte man nicht mit weiſſen ſondern mit ſchwar-

zen Binden, und mit Zweigen von der dunklen traurigen Cypresse.

Die Opferthiere, die man den unterirrdischen Göttern schlachten wollte, mußten schwarz seyn, und wurden auch mit schwarzen Binden geschmückt; der Wein, den man zwischen die Hörner derselben goß, wurde nicht, wie bei den obern Göttern auf der rechten, sondern auf der linken Seite des Thieres ausgegossen.

Wenn man den himmlischen Göttern Opfer darbrachte, so wurde dem Opferthiere das Haupt in die Höhe gehalten. Stand hingegen das Opferthier an der Grube, um den unterirrdischen Göttern geschlachtet zu werden, so beugte man ihm den Kopf tief bis zur Erde nieder; das Blut fing man in weiten Schalen auf und goß es in die Grube auf den unterirrdischen Altar aus, wobei man geheimnißvolle Worte mit dumpfem Murmeln sprach, und zuweilen klagende Töne ausstieß; auch wurden zuletzt die Opfergefäße selber zerschlagen oder mit verbrannt. Es durfte von dem nichts übrig bleiben, was den schadenden und zerstörenden Wesen, schon durch den Gebrauch bei diesem Opfer anheim gefallen war.

Auf die Weise nun wurden bei den sekularischen Spielen gleich in der ersten Nacht dem Pluto und

der Proserpina drei Lämmer geschlachtet, und auf den mit ihrem Blute besprengten Altären verbrannt, worauf man die größern Opfer, dem Pluto einen schwarzen Ochsen, und von schwarzen und unfruchtbaren Kühen der Proserpina darbrachte, wozu man die unfruchtbaren wählte, um die Wesen, welche grausam den Keim des Lebens vernichten, durch ein ihnen selber wohlgefälliges Opfer, zu versöhnen.

Wenn Pluto und Proserpina nun versöhnt waren, so brachte man den Parzen, die den Schicksalsfaden spinnen, schwarze Ziegen und Lämmer zum Opfer dar, und bat, daß nun das künftige Schicksal, worüber der Schluß der Parzen unwiederruflich war, doch so bestimmt seyn möchte, wie man es wünschte; statt daß man sich freilich die Stimmung seiner eignen Wünsche nach dem unwiederruflichen Schicksale eigentlich hätte erflehen müssen, wenn man anders nicht auch schon damals zu der schon tief ausgedachten Erklärungsart seine Zuflucht nahm: daß bei der Vorhersehung oder Vorherbestimmung des Künftigen, selbst das Gebet, wodurch das Vorherbestimmte oder Vorhergesehene doch eigentlich erst bewürkt wird, auch mit zu dem Vorherbestimmten, und Vorhergesehenen gerechnet werden müsse.

Wenigstens hielt man sich desto fester an die Prophezeihungen, in so fern man glaubte, daß dieselben sich doch ursprünglich von den Parzen oder den Schicksalsgöttinnen selber herschreiben müßten, bei denen alles, was sie vorher sahen und vorhersagten, auch schon unwiederruflich beschlossen war, und also in Ansehung seiner gewissen Erfüllung keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Man rechnete die Parzen zu den geheimnißvollen Wesen, und in den mythologischen Dichtungen heißen sie Kinder der Nacht. Ob sie gleich die Schicksale der Götter und Menschen lenkten, so werden sie doch, nach den mythologischen Begriffen, zuweilen dem Jupiter, und zuweilen dem Pluto wieder untergeordnet. In dieser Vorstellungsart fand kein metaphysischer Begriff vom Fatum statt; die Phantasie individualisirte sich die Wesen, welche das Schicksal lenkten, und führte sie nach Gefallen mit in der Reihe der übrigen Göttergestalten auf.

Bei den sekularischen Spielen nun flehte man die Parzen insbesondere an, daß das neue Seculum eben so glücklich und heilbringend wie das alte, für Rom und seine Wohlfahrt seyn, und daß für die Prophezeihung von Roms unwandelbarem Glück der Gott der Grenzen immer haften möge!

Nun wurde den geburtshelfenden Göttinnen oder Ilithyen geopfert, unter welchen man sich nicht nur eine Tochter der Juno, die eigentlich den Nahmen Ilithya führte, sondern auch die Diana, und noch mehrere Göttinnen dachte, welche von den Gebährerinnen um Hülfe angerufen wurden, wozu denn auch die Prosa und Postvorta gehörten, von denen die erstere von der ordentlichen Geburt des Kindes mit dem Kopfe voran, und die andere von der verkehrten Geburt mit den Füßen voran, den Nahmen führte.

Man flehte also die Postvorta an, daß sie die verkehrte und schwere Geburt verhindern, und die Prosa, daß sie die natürliche und leichte Geburt befördern möge. Die Anrufung der Gebährerinnen hatte nun Gottheiten zum Gegenstande, die sich um das Geburtsgeschäft ausschließend bekümmerten, und deren ganzes Wesen, nur auf dieß einzige Geschäft Bezug hatte; man stellte aber auch hier die schadende und die wohlthätige Gottheit sogleich zusammen, und suchte die eine nicht minder, als die andre, durch Opfer zu versöhnen.

Diana fing, nach der mythologischen Dichtung, ihr Geschäft, den Gebährerinnen beizustehen, schon sehr früh an. Latona, welche mit dem Apollo und der Diana schwanger ging, wurde

nähmlich zuerst von der Diana entbunden, die nun auch gleich ihrer eignen Mutter, bei der Geburt des Apollo, schon selber wieder beistand; sich aber auch nach diesem Geschäfte vom Jupiter die Verhänftigung einer beständigen Jungfrauschaft erbat, gleichsam, als wären die Freuden der Liebe, ihr durch dieß erste Geschäft in ihrem Leben, auf immer verleidet worden.

Ob sie nun gleich selber auf allen Genuß der Liebe Verzicht that, so machte sie sich doch nachher immer ein Hauptgeschäft daraus, den Gebährerinnen beizustehen, und die Dichtungen führen die Göttin selber redend ein, wie sie sagt:

„Auf den Bergen sey mein Aufenthalt; in den Städten nur dann, wenn die Gebährerinnen zu mir um Hülfe flehen; denn dieß Geschäft haben schon bei meiner Geburt die Parzen mir zugetheilt!“ Da man nun bei der Feier eines Festes, das nach einem Menschenalter von der längsten Dauer, und nach Erlöschung der ganzen gegenwärtigen Generation, erst wiederhohlt wurde, vorzüglich die Nachkommenschaft mit in seine Wünsche schloß, so war es natürlich, daß man vor allen Dingen auch auf diese lange Zeit die Ilithyen, oder geburtshelfenden Gottheiten, dem Staate, dessen

Erhaltung und immer blühende Fortdauer man wünschte, geneigt zu machen, und zu versöhnen suchte.

Zuletzt wurde auch der Tellus oder fruchtschwangern Erde selber, um sich Segen und Fülle aus ihrem Schooße, auf die Zukunft zu erbitten, eine trächtige Sau geschlachtet, und hiemit endigten sich die nächtlichen Opfer, wobei man aber gleich vom Anfang an, der Vorschrift der Sibylle, daß mit dem feierlichen Ernst stets froher Scherz vermischt sey, sorgfältig eingedenk war, und nicht säumte, bei den nächtlichen Opfern auch zugleich die nächtlichen Spiele zu feiern.

Man machte nähmlich Freudenfeuer, und sang dabei festliche Lieder. Auch zündete man den Göttern zu Ehren viele Lichter an, welches zugleich eine Anspielung auf die Ceres, die Mutter der Proserpina war, wie sie mit ihrer Fackel die Nacht erleuchtete, um ihre verlohrne Tochter zu suchen.

Nach der Darstellung eines römischen Dichters aus den spätern Zeiten, veranstaltete man bei nächtlichen Spielen sogar schon eine Art Feuerwerke, wobei man Feuerräder, Lauffeuer, u. s. w. an dazu bereiteten bunten Gerüsten anzubringen wußte.

Man wachte aber eigentlich die Nächte durch aus Pflicht den Göttern zu Ehren, und suchte sich

bei dieſen Nachtwachen durch allerlei Spiele und Ergötzlichkeiten munter zu erhalten, woran man ſich durch die feierlichen und geheimnißvollen Opfer, die den Höllengöttern gebracht wurden, nicht hindern ließ. Um Ausſchweifungen vorzubeugen, durften bei der Feier dieſes Feſtes unter dem Auguſtus, auf den Befehl deſſelben junge Perſonen von beiderlei Geſchlecht, den nächtlichen Spielen nicht beiwohnen, außer in der Geſellſchaft ihrer ältern Anverwandten.

Am nächſten Tage nun verfügte man ſich auf das Kapitol, wo dem Jupiter weiße Stiere mit vergoldeten Hörnern, und der Juno weiße Kühe, für die Wohlfahrt des Staats geopfert wurden, wobei man nun um die Gewährung alles Guten, ſo wie bei den nächtlichen Opfern um die Abwendung alles Böſen, die Götter anflehte.

Dann wurde auch dem Apollo und der Diana geopfert, und dieſem Götterpaare zu Ehren Spiele angeſtellt, worinn denn ein gewiſſer Stephanio, der eine neue Art von Tanz erfand, zweimal in den ſekulariſchen Spielen tanzte, die einmal vom Auguſtus, und nachher freilich vorzeitig vom Kaiſer Klaudius wieder gefeiert wurden.

Außer den ordentlichen Schauſpielen, die man aufführte, wurden auch im Cirkus Wettrennen

angestellt, und es gab nicht leicht eine Art von Spielen, die man bei dieser Veranlassung nicht wiederhohlt hätte.

Ein Dichter aus den spätesten römischen Zeiten, macht folgende Beschreibung von den sekularischen Spielen, die zu seiner Zeit noch einmal von Philippus Arabes und dessen Sohn gefeiert wurden:

„Speise und Trank vergißt das Volk, welches die Nächte durchwacht, bei dem Anblick der mannichfaltigen und immer neuen Spiele, die es mit Staunen ansieht."

„Es hört sich nimmer satt, und sieht sich nimmer satt, und wird der Abwechselung nicht überdrüssig."

„Denn hier sieht es einen Prometheus, der aus Thon den Menschen bildet; dort eine Deukalionische Sündfluth, und die neue Schöpfung der Menschen aus Kieselsteinen."

„Hier ist einer, der Troja noch einmal wieder einnimmt, indem er von den Eiern der Leda die Erzählung anhebt. Jener stellt den Untergang von Theben, durch den Zwist der Brüder dar."

„Die Fabel redet, handelt, lebt; und was nur irgend einmal da war, das steht hier wieder auf; und das, was niemals da war, kömmt ebenfalls zum Vorschein."

„Mit

„Mit der furchtbaren Larve strengt der Schauspieler seine Kräfte an, daß seine Gebährden zu den Worten, und seine Worte zu den Gebährden passen.“

„Was irgend im Kriege und Frieden in allen Jahrhunderten sich Großes ereignet hat, das stellt die Tragödie hier auf einmal wieder dar.“

Bei allen diesen Ergötzlichkeiten und Spielen aber vergaß man auch wieder der Götter nicht, sondern bewirthete sie selbst in ihren Tempeln an Tischen, um welche man Betten zum Lager für die Götter, und Stühle zu Sitzen für die Göttinnen stellte, und ihnen reichlich Speisen auftrug, welche Ceremonie, wie wir schon bemerkt haben, Lektisternium hieß.

Die Sibylle hatte nähmlich auch befohlen, daß man mit Lobgesängen im Hause der Götter verweilen solle, welches sich denn eben auf die Lektisternien bezog, wo man, während daß die Götter zu Tafel saßen, ihnen zu Ehren auch festliche Lieder anstimmte.

Man pflegte bei den Lektisternien die Götter paärweise an die Tische zu setzen, so daß z. B. Jupiter mit der Juno, Neptun mit der Minerva, Mars mit der Venus, Apollo mit der Diana,

Vulkan mit der Vesta, Merkur mit der Ceres, als zusammenspeisend dargestellt wurden.

So wie nun aber bei den Alten die Männer nicht zu Tische saßen, sondern auf Betten zu Tische lagen, die Frauen hingegen neben den Männern saßen, so wurde dieser Unterschied auch bei den Göttern und Göttinnen genau beobachtet; und ein römischer Schriftsteller aus den spätern Zeiten beklagt es, daß dieser wohlanständige Gebrauch nur noch in den Tempeln der Götter statt finde, und aus den Privathäusern schon verbannt sey, wo Männer und Frauen wider allen Wohlstand, auf Betten zusammen zu Tische lägen.

Auf den alten Monumenten findet man oft diese häusliche Scene abgebildet; der Mann ist liegend, sich auf Kissen lehnend, die Frau aber neben ihm am Tische sitzend dargestellt.

Die Betten für die Götter bei den Lektisternien wurden von den römischen Senatoren zuweilen selbst gelegt. Für die Speisen der Götter aber mußten die Epulonen sorgen, deren Amt im Vorhergehenden schon beschrieben ist.

Anfänglich waren diese Mahlzeiten, die man für die Götter veranstaltete, frugal und einfach; man setzte ihnen auf hölzernen Tischen Gemüse, Kuchen, und die Erstlinge von Früchten vor;

Nachher erſtreckte ſich der zunehmende Luxus auch auf dieſe Göttermahlzeiten, welche man mit einem ungeheuren Aufwande veranſtaltete, weil denn doch die Götter, welche man bewirthen wollte, wenigſtens eben ſo reichlich mit Speiſen verſorgt werden mußten, als man ſich ſelbſt bedachte.

Ein Kirchenvater welcher noch in jenen Zeiten lebte, ſpottet hierüber ſehr beiſſend, indem er ſagt: morgen iſt Jupiters Gaſtmahl, morgen ſitzt Jupiter zu Tiſche, er braucht viel Speiſe, weil er ſchon ein Jahr gefaſtet hat. Der Spott dieſes Kirchenvaters bezieht ſich nähmlich auf ein Lektiſternium, das dem Jupiter alle Jahr einmal veranſtaltet wurde.

Ein anderer Kirchenvater witzelt über dieſen Gebrauch, indem er beſonders den Umſtand als lächerlich darſtellt, daß die übrigen Götter an der Tafel des Jupiters ſchmarotzten. Ueberhaupt hatten die erſten Chriſten vor den Lektiſternien den gröſten Abſcheu, ſo daß ſie lieber den Märtirertod erwählten, als an der Feier dieſer Göttermahlzeiten Theil nahmen.

Außer den öffentlichen Lektiſternien nun gab es auch noch andre welche in den Häuſern gefeiert wurden, indem in der Stadt auf allen Straßen die Hausthüren offen ſtanden, und ſogleich bei dem Eingange für die Vorbeigehenden der Tiſch gedeckt

war, zu welchem man Bekannte und Unbekannte einlud. Man machte es sich bei dieser Feier zugleich zur Pflicht, mit seinem Feinde gütig und sanft zu reden, von allem Streit und Zank sich sorgfältig zu enthalten, auch den Gebundenen an diesem Tage ihre Bande zu lösen: weil man, durch alle diese Aeußerungen einer wohlthätigen und menschenfreundlichen Gesinnung, auch den Göttern wohlgefällig zu seyn und ihren Zorn wieder zu versöhnen glaubte.

Es war nähmlich eine schöne Idee bei den Alten, daß die Götter zuweilen selbst unter der Gestalt von Unbekannten und Fremden erschienen wären, um die Gesinnung der Sterblichen zu prüfen und zu erfahren, ob sie das heilige Gastrecht übten oder nicht, weswegen man sich denn auch die gastfreundliche Aufnahme der Fremden und Unbekannten gleichsam als eine Bewirthung der Götter selber dachte, wodurch ein jeder in seinem Hause die Lektisternien feierte.

Diese Vorstellungsart der Alten ist selbst den christlichen Religionsbegriffen sehr angemessen, wo es ausdrücklich heißt: was ihr der Geringsten einem, der eurer Hülfe bedürftig war, gethan habt, das habt ihr mir gethan, — und wo man noch itzt nichts Anstößiges darin findet, mit dem zutraulichen

Tiſchgebete, Komm, und ſey unſer Gaſt! die Gottheit bei der Mahlzeit, einzuladen.

Während den Lektiſternien oder Göttermahlen, muſten die Frauen ſich in dem Tempel der Juno verſammlen, und dieſe Göttin mit gebogenem Knie um die Wohlfahrt und Erhaltung des Staats anflehen, nach dem ſchon angeführten Ausſpruche der Sybille:

„Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft iſt, ſoll knieend am Altar der Juno zu der Göttinn flehen, daß ſie den Weibern und auch den Männern hold ſey!“

Juno war nähmlich die große Hochzeitsſtifterinn bei den Alten. So wie ſie unter den Göttinnen als die Vermählte des Jupiters, vorzüglich die Ehefrau ſpielte, ſo ſtand ſie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem ſie den Neuvermählten das ſanfte oder ſchwere Joch auflegte, wovon ſie auch den Nahmen Juno Juga oder die jochende Juno führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war.

Wenn der Bräutigam die Neuvermählte in ſein Haus führte, ſo flehte dieſe die Juno an, daß ihr Eingang glücklich ſeyn möge; wenn die Pfoſten des Hauſes geſalbet wurden, ſo erbat ſie ſich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück; und

indem sie den jungfräulichen Gürtel ablegte, empfahl sie sich in den Schutz der Juno.

Das Glück was nun eine jede für sich von der Juno erbeten hatte, muste, in so fern hiervon das Glück des ganzen Staats abhing, bei der öffentlichen Feier, von allen für alle gemeinschaftlich erbeten werden.

Juno wurde auch als eine der hohen schützenden Gottheiten Roms zugleich mit dem Jupiter und der Minerva auf dem Kapitolium verehrt, und hatte überdem noch einen Tempel auf dem aventinischen Berge, der ihr unter dem Nahmen Juno Regina oder Juno die Königinn geweiht war, in welchem die Matronen ihr auch eine eherne Bildsäule errichtet hatten. In diesem Tempel versammleten sich also die Frauen um ihre Bitten vor den Thron der Juno zu bringen.

Ferner wurden bei der Feier der sekularischen Spiele dem Genius gemeinschaftlich Opfer dargebracht. Ein jeder dachte sich nähmlich unter seinem Genius seinen besondern Schutzgeist, der ihn von seiner Geburt an bis ans Grab begleitete, und über alle seine Schicksale wachte; auf die Weise hatte nun auch jedes Volk seinen Genius oder Schutzgeist, unter dessen besondern Obhut seine Schicksale standen. Diesem Genius suchte man

nun für die blühende Fortdauer des Staats, so wie ein jeder dem seinigen, für die Fortdauer des Lebens, seine Dankbarkeit und Verehrung zu beweisen.

So wie ein jeder an seinem Geburtstage seinem Genius opferte, feierte hier das ganze römische Volk die Zahl der Jahrhunderte, welche seit seiner Entstehung unter mancherlei abwechselnden Schicksalen verflossen waren.

Man bildete den Genius als einen schönen Jüngling ab, der einen Kranz von Blumen auf dem Haupte trug. Die Schutzgöttinn der Frauen war die Juno, in so fern sie, von einer jeden als ihre besondere Juno angerufen wurde, und als eine solche ihr Wesen gleichsam vervielfältigen oder vereinzeln muste; wo sie denn nicht mehr die eigentliche himmlische Göttinn Juno, sondern der Schutzgeist einer einzelnen weiblichen Person war, die sie von der Geburt bis ans Grab, so wie der Genius die Männer, durch das Leben begleitete. Juno, als der weibliche Schutzgeist, wurde unter der Gestalt einer Jungfrau mit einem Purpurmantel bekleidet abgebildet.

Die Frauen trugen daher auch ein purpurnes Oberkleid, wenn sie ihrer Juno oder ihrem Schutzgeist opferten; die Männer zogen weisse Kleider an,

wenn sie dem Genius ihr Opfer brachten, Männer und Frauen aber schmückten sich vorzüglich zu dieser Feier.

Dem Genius wurde ein Altar von grünen Rasen errichtet, den man mit Blumen umkränzte. Ihm war der Platanus-Baum geheiligt, unter dessen sich weit verbreitendem Schatten man am gemächlichsten dem frohen Lebensgenuß, bei Wein und Kuß, sich überlassen konnte.

Und dieses hieß nun seinem Genius einmal zu Gefallen leben; dem zu Liebe von der Strenge gegen sich selber einmal etwas nachlassen, und gleichsam aus Pflicht sich gütlich thun.

Im Grunde war es das Leben und Daseyn selber, welches man unter dem Bilde des Genius verehrte, den man, um die blühende Fortdauer zu bezeichnen, jugendlich und mit einem Blumenkranze geschmückt, darstellte.

Was man also seinem Genius that, das that man für die Fortdauer seines eignen Lebens, indem man von der immerwährenden Thätigkeit einmal abließ, und nun auf einige Stunden bloß lebte, um zu leben, oder des Lebens einmal zu genießen.

Die Opfer, welche man dem Genius darbrachte, bestanden, nach der ältesten Weise, aus Mehl und Salz, das man in die Flamme auf den Altar

warf; auch Kuchen wurden ihm dargebracht, Wein vor ihm ausgegossen, und Weihrauch vor ihm angezündet; so wie ein römischer Dichter singt:

Gieb mir den Weihrauch, Knabe, ihn auf die Gluth zu werfen,
Und den Wein, daß ich ihn in die zischende Flamme gieße!

Man schmückte nun den Genius mit Blumen, und salbte seine Locken; wovon ein andrer römischer Dichter singt:

Der Genius sey selbst zugegen, und seiner Verehrung Zeuge!
Mit Blumen sey sein heiliges Haar umkränzt;
Von köstlichen Balsam träufle seine Schläfe;
Er sey von Kuchen gesättigt, und von Wein berauscht!

Nachdem man nun dem Genius geopfert hatte, bewirthete man sich gastfreundlich untereinander, und selbst diese Bewirthung war gleichsam eine Fortsetzung von der vorhergegangenen Verehrung der Gottheit, die das Leben schützt. Und so wie man durch diesen frohen Genuß dem Genius zu Gefallen lebte, so betrog man hingegen, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck, seinen Genius, wenn

man aus übertriebener Kargheit und Sparsamkeit sich etwas von diesem Genuß entzog.

Auch diese schöne Idee der Alten von einem schützenden Genius hat sich nicht verlohren, sondern ist nachher in den Begriff von Schutzengeln übergegangen.

Nun muste bei der sekularischen Feier noch folgende Vorschrift in dem Orakel der Sibylle beobachtet und genau befolgt werden:

„Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilden jede für sich ein besonderes Chor; auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beide sich des süßen Lebens freuen!"

Nachdem man nähmlich den ersten Tag des sekularischen Spiele vorzüglich auf dem Kampus Martius am Ufer der Tiber, und den zweiten auf dem Kapitol gefeiert hatte, so wurde nun am dritten in dem Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge, der groſse Festgesang, nach der Vorschrift der Sibylle, von Knaben und Mädchen angestimmt.

Dieser Festgesang der bei der hundertjährigen Feier gesungen wurde, muste freilich dem Inhalte

nach immer derselbe seyn; dem Ausdruck aber und der Sprache nach wurde er, zu den Zeiten wo die Dichtkunst blühte, neu bearbeitet, welches besonders bei der Feier der sekularischen Spiele, unter dem Augustus, von einem der vortreflichsten und berühmtesten römischen Dichter geschahe, der in diesem sekularischen Gesange, ein Meisterstück von Schönheit und Erhabenheit der Gedanken, geliefert hat, wobei er doch keinen Umstand übergangen ist, der bei der Feier dieses Festes in Betrachtung kam.

Die ausgewählte Zahl der Knaben bestand, so wie die Zahl der Mädchen aus dreimal neun. Der Chor der Knaben und der Mädchen hub einstimmig den Gesang an:

Phöbus, und du Diana, Königinn der Wälder;
Ihr des Himmels glänzende Zierden;
Von Sterblichen nimmer genug verehrt;
Verleihet, was wir bitten,
In der heiligen Zeit,
Wo nach der Sybille Orakelspruch,
Unbefleckte Jungfrauen und blühende Knaben
Den Göttern, welche die sieben Hügel schützen,
Das Lied anstimmen sollen.

Nun sang der Chor der Knaben allein: er sollte nähmlich die Götter um die Vermehrung der

römischen Macht anflehn; weil diese aber zu den Zeiten des Augustus fast schon unbegrenzt war, so gieng dies Gebet in eine Art von bewundernder Betrachtung über, woraus eine der schönsten und erhabensten Stellen in diesem Gedicht entstand:

Allesterleuchtende Sonne, die du auf deinem strahlenden Wagen,
Den Tag hervorrufst, und wieder in Dunkel verhüllst,
Immer neu und doch unverändert am Himmel gebohren,
Du müssest auf deiner glänzenden Laufbahn
Nichts Gröfres sehen, als Rom! —

Nun erflehte das Chor der Mädchen von den Göttern, dasjenige, worauf die Wohlfahrt des Staats sich gründete, seine Bevölkerung und Vermehrung; wozu die Götter den Ehen Glück, und den Müttern eine leichte und glückliche Entbindung gewähren sollten.

Sie richteten aber ihr Gebet insbesondere an die Ilithya, die den Schwangern beisteht; und weil der Begriff von den Gottheiten, die dies Geschäft verrichteten, sehr schwankend war, vorzüglich aber Diana selber unter diesen verschiedenen Benennungen verstanden wurde, so wurden auch

hier mehrere Nahmen der Gottheit auf einmal genannt, wie man dies immer that, um ſich in der Anrufung nicht etwa eines Verſehens ſchuldig zu machen.

Zugleich wurde ein Geſetz, wodurch die Ehen und die Bevölkerung des Staats befördert werden ſollten, mit in dies Gebet geſchloſſen, und der Gottheit in ihren beſondern Schutz empfohlen.

Beide Chöre vereinigten ſich nun wieder, und flehten die Götter an:

„Daß wenn nun wiederum ein Jahrhundert verfloſſen ſey, auch dieſe Spiele drei heitere Tage, und drei ſchöne Nächte hindurch, eben ſo froh wie jetzt möchten gefeiert werden!“

„Daß die Wahrſagung der Parzen untrüglich ſeyn, und der Gott der Grenzen ſelber für ihre Erfüllung haften möge! Daß an den ſchon abgeſponnenen Schickſalsfaden das Glück der künftigen Zeit ſich knüpfe!“

„Daß die Erde Früchte und Heerden in ihrem Schooße ſäuge; daß Ceres mit einem vollen Kranz von Aehren prange! und daß des Himmels ſeegnenden Tropfen, und die lauen Lüfte den zarten Keim ernähren!“

Nun ſang der Chor der Knaben allein:

„Apollo sanft und gütig, wenn dein Pfeil im Köcher schlummert, höre die Bitte der Knaben!“

Und dann das Chor der Mädchen:

„Zweigehörnte Luna, Königinn des Himmels, höre der Mädchen Bitte!“

Dann beide Chöre:

„Ist Rom euer Werk ihr Götter; geschahe es auf euren Befehl, daß ein Haufen der Uebriggebliebenen von Troja, seine Hausgötter und seinen Sitz vertauschte, und glücklich an den Küsten Italiens landete;“

„Jener Haufen, dem der fromme Aeneas mitten durch die Flammen von Troja einen Weg bahnte, um ihm einst mehr zu erkämpfen, als er verließ;“

„O ihr Götter, so verleiht auch edle Sitten der gelehrigen Jugend; dem Alter Ruhe; dem romulischen Volke Macht und Stärke, und mit einer tapfern Nachkommenschaft immer neuen Glanz!“ u. s. w.

„Sittsamkeit und alte Treue, edle Bescheidenheit, und jede entschwundene Tugend kehre wieder, und Ueberfluß kröne das Land!“

Zum Apollo flehte der Chor der Knaben:

„O du wahrsagender Phöbus mit dem blitzenden Bogen, dennoch sanften Liedern hold, der

du mit heilender Kunst zerschellte Glieder stärkest;"

„Wenn du mit gnädigem Blick auf diese sieben Hügel, auf Rom und sein Gebiet, herniederschaueſt; so nimmt sein Glück ohn' Ende zu!"

Nun flehte das Chor der Mädchen die mächtige Diana noch einmal um Erhörung aller dieser Bitten an:

„Die du den Aventinischen Hügel, und den Algidus bewohneſt, o Diana, neige dein Ohr zu dem Flehen der Priester, und zu den frommen Bitten der Knaben, die dir lobsingen."

Beide Chöre sangen nun einstimmig:

„Man lehrte mich das Lob des Phöbus und Dianens Lob in vollen Chören singen; und mit der süßen Zuversicht, daß Jupiter und alle Götter meine Bitten hörten, kehr' ich nun heim zu meiner Eltern Hause!"

Ob nun gleich die eigentliche sekularische Feier nur drei Tage und drei Nächte währte, so dauerten doch die Ergötzlichkeiten noch länger fort, wobei denn besonders allerlei Gaukelspieler, die sich zu diesem Feste eingefunden hatten, das Volk zu belustigen suchten.

Zu diesen gehörten die Präſtigiatoren, eine Art Taschenspieler, die schon ähnliche Künste, wie

zu unsern Zeiten, trieben; indem sie abgebrochene Spitzen von Lanzen verschluckten; abgerichtete Hunde für Geld ihre Künste machen ließen; auf ein bloßes Wort eine Flamme hervorbrachten, und dergleichen. Die Gaukelkünste dieser Taschenspieler nannte das Volk Mirakel.

Die Petauristen sprangen durch Reifen, welche sie nicht berühren durften, und die man zuweilen vorher anzündete, um die Geschicklichkeit durch die Gefahr desto auffallender zu machen, wenn der Petaurist, ohne sich zu beschädigen, den Sprung that.

Auch ließen sich die Petauristen auf einem Rade in der Luft herumdrehen, und hielten sich so lange daran fest, bis das Rad im schnellsten Schwunge war, worauf sie plötzlich los ließen, und wenn sie noch so weit hinweggeschleudert wurden, dennoch immer wieder auf den Füßen standen.

Seiltänzer gab es ebenfalls, wovon einige auf so dünnen Linien tanzten, die man in der Luft nicht bemerken konnte, weswegen man denn auch diese sonderbaren Tänzer selbst Lufttänzer nannte.

Nach den Zeitberechnungen der Alterthumsforscher wurden die sekularischen Spiele unter dem Augustus zum fünften Male gefeiert, nachdem der eigentliche Zeitpunkt dazu schon lange vorbei war.

Viet und sechzig Jahre nachher, als man seit der Erbauung Roms gerade achthundert Jahre zählte, feierte der Kaiser Klaudius diese Spiele, gleichsam, als ob er die vorige Versäumniß wieder einhohlen, und dies Fest nun desto früher wieder feiern wollte, je länger es das vorigemal war aufgeschoben worden.

Der Kaiser Domitian feierte die sekularischen Spiele zum siebenten, Antoninus Pius zum achten, Septimius Severus zum neunten, und der Kaiser Philippus Arabs mit seinem Sohne, der sein Mitregent war, zum zehnten male, als man von der Erbauung Roms an, gerade tausend Jahre zählte.

Von diesen sekularischen Spielen nun, welche unter dem Philippus Arabs gefeiert wurden, schrieb sich, nach der Behauptung eines römischkatholischen Schriftstellers, die Indulgenz oder der hundertjährige Ablaß unter den Päbsten, auf folgende Weise her.

Philippus Arabs war nähmlich, wie die alte Kirchengeschichte sagt, mit seiner ganzen Familie zur christlichen Religion übergegangen, und hatte sich von dem damaligen sogenannten Pabste Fabianus taufen lassen.

Man durfte aber der Kaiser durch die Untersagung der sekularischen Spiele, es damals nicht mit dem ganzen Volke verderben, und doch war die Zulassung der Feier dieser heidnischen Spiele ein Vergehen, das nur durch einen ganz besondern und außerordentlichen Ablaß einigermaßen getilgt werden konnte, welche Art von Ablaß denn auch nur alle hundert Jahre einmal, und zwar nur in solchem Falle, wo man sich gar nicht anders zu helfen wüßte, ertheilet werden sollte.

Indem nun Fabianus nicht nur dem Kaiser sondern auch seiner Familie und mehreren Bußfertigen eine Art von öffentlicher Absolution ertheilte, so setzte er diese Aussöhnung mit der Gottheit gleichsam an die Stelle der sekularischen Feier, durch welche man auch die Gottheit, obgleich auf eine ganz andere Weise, zu versöhnen suchte.

Nach dem Geständniß römischkatholischer Schriftsteller selber, suchten die Bischöfe von Rom die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche, allmälich in die christlichen, welche mit denselben einige Aehnlichkeit hatten, zu verwandeln.

Die Februation z. B., eine Art Reinigung oder Entsündigung, welche in den Monat Februar fiel, und wobei man vorzüglich den Pluto, der auch Februus hieß, verehrte, wurde in das Fest

der Reinigung der heiligen Jungfrau Maria verwandelt; und das Waſſer, womit die Prieſter das Volk bei der Entſündigung beſprengten, oder womit man ſich ſelbſt benetzte, erhielt in der chriſtlichen Kirche den Nahmen des Weihwaſſers, ſo daß die Neubekehrten ihre alten Religionsgebräuche, nur in eine neue Form gekleidet, gewiſſermaßen wiederfanden.

Bei den alten Römern waren die Verſöhnungsmittel mit der Gottheit an ſich ſelbſt ſo angenehm, daß man gar keine Indulgenz davon verlangte; bei den chriſtlichen Römern oder römiſchkatholiſchen Chriſten hingegen, wo dieſe Verſöhnungsmittel in Büßungen und Kaſteiungen geſetzt wurden, ſuchte man nun freilich dasjenige, was man durch dieſe Veränderung verlohren hatte, einigermaßen durch die Indulgenzen zu erſetzen, um wenigſtens von Büßungen frei zu ſeyn, da man ohnedem auf alle die ehemaligen Vergnügungen, die nun für ſündlos gehalten wurden, Verzicht thun mußte.

Merkwürdig iſt noch folgende Vergleichung, welche ebenfalls ein römiſchkatholiſcher Schriftſteller zwiſchen den chriſtlichen und heidniſchen Lektiſternien oder Götterſpeiſungen anſtellt.

Wie, ſagt er, ſollten wir, da jene Profanen ihre Götter zu Tiſche luden, und ihnen Speiſen

vorsetzten, nicht vielmehr den Leib und das Blut Christi als ein heiliges Lektisternium betrachten, wobei nicht mehr den Göttern Speisen aufgetragen werden, sondern der Gottmensch selber den Sterblichen zur Speise wird.

Alle fünf und zwanzig Jahre wird jetzt in Rom ein Jubeljahr gefeiert, und während desselben ist die sogenannte heilige Thüre in der Peterskirche eröfnet, welche nachher bis zum künftigen Jubeljahre wieder vermauert wird.

Man darf in diese Thüre, so lange sie eröfnet ist, wohl hinein aber nicht wieder aus derselben herausgehen; vielleicht aus dem Grunde, weil sie nur von dem Profanen zum Heiligen, nicht aber von dem Heiligen wieder zum Profanen führen soll.

Die Pilgrimme sammlen sorgfältig die alten Stücken Kalk und Stein von einer solchen eingeschlagenen Thüre, und bewahren es als ein Heiligthum. An der Mauer dieser Thüre sieht man itzt ein Kreuz von vergoldeter Bronze, und die Einfassung ist von violettem Marmor.

Außer dieser heiligen Thüre gehen von der grossen Halle vor der Peterskirche noch fünf Thüren in dieselbe, und die Flügel der mittelsten sind von Bronze. Auch die heilige Thüre bekömmt während des Jubeljahres dergleichen Flügel von Bronze.

Daß durch den heiligen Eingang in die Peterskirche das christliche Jubeljahr in Rom vorzüglich bezeichnet wird, ist nicht zu verwundern, da aller Glanz und alle Pracht des neuen Roms, in diesem ersten Tempel der römischkatholischen Christenheit gleichsam vereinigt ist, um das Auge zu blenden, und die Einbildungskraft zu täuschen, welche den Begriff von der Majestät des Gebäudes, auf die Religion selber überträgt, der zu Ehren ein solches Gebäude errichtet, und zu ihrem heiligsten Dienste geweihet ist.

Von den Festen, welche man den Göttern außerordentlich feierte oder gelobte, und von Gelübden, Opfern und Gebeten überhaupt.

Das neuntägige Opferfest.

So tapfer die alten Römer waren, so leicht ließen sie sich doch durch jede auffallende Naturerscheinung schrecken, deren Ursach sie nicht begreifen konnten, und die sie unmittelbar der Würkung der Götter zuschrieben, deren Zorn, ihrer Meinung nach, durch dergleichen Wunderzeichen den Sterblichen verkündigt wurde.

Oft ließ man selbst durch unbedeutende Kleinigkeiten sich in Furcht setzen, und bei großer Noth und Gefahr, wo die Einbildungskraft alles Furchtbare vergrößerte, und sich selber dazu noch neue Schreckbilder schuf, wurde jedem Gerüchte, das sich von dergleichen Erscheinungen verbreitete, um desto leichter Glauben beigemessen.

Oft waren diese Erdichtungen kindisch, und desto übertriebener, je größer die Noth war, in welcher sich der Staat befand; wie dieß denn besonders in dem Karthaginensischen Kriege sich zum

öftern ereignete, wo man z. B. kein Bedenken trug, dem Gerücht von einem Wunderzeichen zu glauben, welches darin beſtand, daß ein Ochſe freiwillig bis in das dritte Stockwerk eines Hauſes hinauf geſtiegen ſey, und durch das Geſchrei der Einwohner erſchreckt, ſich von oben herabgeſtürzt habe;

Ferner, daß ein Kind von edler Geburt, ſechs Wochen alt, auf öffentlichem Markte mit lauter und vernehmlicher Stimme, Triumph! gerufen; daß ein Wolf einem Wächter bei Nacht das Schwerdt aus der Scheide genommen; und daß man in der Ferne menſchliche Geſtalten in weiſſen Kleidern geſehen habe, die ſich niemanden nähern wollten.

Zu eben der Zeit war auch der Tempel der Hoffnung, der auf dem Markte der grünen Waaren ſtand, vom Blitz beſchädigt worden; zu Lanuvium hatte der Spieß der Göttinn ſich bewegt; in dem Tempel der Juno ließ ein Rabe ſich auf dem Sitz der Göttinn nieder; und im Piceniſchen Gebiete hatte es Steine geregnet.

Sey es nun, daß man vulkaniſche Ausbrüche für einen Steinregen hielt, oder ſonſt die Einbildungskraft ſich irre führen ließ, ſo war dies letztere Wunderzeichen immer eins der ſchrecklichſten und furchtbarſten, welches am auffallendſten den Zorn der Götter verkündigte, die man nach einer ſolchen

Erſcheinung gemeiniglich durch neuntägige Opfer und Gebete wieder zu verſöhnen ſuchte.

Aber auch jedes andere Wunderzeichen, in ſo fern es den Zorn der Götter befürchten ließ, erforderte eine beſondere Ausſöhnung, worüber die ſibylliniſchen Bücher mußten zu Rathe gezogen werden.

So wurden z. B. der Juno zu Lanuvium, deren Spieß ſich bewegt hatte, vierzig Pfund Gold zum Geſchenke dargebracht; der Juno auf dem Aventiniſchen Berge, auf deren Sitz ein Rabe geſeſſen, wurde eine eherne Bildſäule von den Matronen gewidmet.

Das ganze Volk mußte ſich in den Tempeln der Götter, die man insbeſondere zu verſöhnen ſuchte, zum Gebet verſammlen; dem Genius wurden Opfer geſchlachtet; und es wurden nach dem Ausſpruch der ſibylliniſchen Bücher Gelübde gethan, die man erfüllen wollte, wenn nach zehen Jahren der Staat noch ſo wie jetzt beſtände.

Nach dieſem allen wurden dann die Gemüther allmälig wieder beruhigt und von Sorgen und Angſt erleichtert. Man hatte nun alles, was man konnte gethan, die erzürnten Götter zu verſöhnen; jede Spur von unglückbringenden Vorbedeutungen war nun hinweggetilgt, und alles war für diesmal wieder in ſeinem Gleiſe.

Die Wunderzeichen und ihre Aussöhnung machen in der römischen Geschichte zwischen den Feldzügen immer eine Art von Zwischenakt. Nachdem man sich nähmlich mit den Göttern ausgesöhnt glaubte, faßte man wieder neuen Muth, schöpfte wieder neue Hoffnung für den Staat, und gieng herzhaft dem Feinde entgegen.

So blieb die Stimmung der Gemüther sich immer gleich. Der Glaube an die Wunderzeichen, und die Furcht vor dem Zorn der Götter, dämpften bei dem Volke allen Uebermuth; die mannichfaltigen Versöhnungsmittel aber, die es gab, richteten den gesunkuen Muth auch immer wieder auf, und mit diesen Gesinnungen, die Götter fürchtend, und auf ihren Schutz vertrauend, ging man ohne wilden Trotz und ohne Zaghaftigkeit ins Treffen.

Ohne über die gottesdienstlichen Handlungen selbst viel nachzudenken, sahe man immer nur darauf, daß sie erst völlig abgethan seyn mußten, ehe man zu der Sorge für den Staat, und zu der Anordnung der kriegerischen Geschäfte wieder zu schreiten wagte.

Das große Frühlingsopfer.

Ein solches Frühlingsopfer wurde in großer Noth und Gefahr den Göttern gelobt; das ganze

Volk aber mußte erst um seine Einwilligung dazu befragt werden, weil es keine Kleinigkeit betraf, sondern alles, was in einem solchen Frühjahr von einem bestimmten Tage an, von Schafen, Ziegen, Schweinen, u. s. w. an Jungen geworfen wurde, den Göttern heilig war, und ihnen geopfert werden mußte.

So wurde einst im Karthaginensischen Kriege das Volk um seine Einwilligung zu diesem großen Opfer mit folgenden Worten befragt:

Will und befiehlt das römische Volk, daß, wenn nach Verlauf von fünf Jahren der Staat noch so wie jetzt besteht, alsdann von einem bestimmten Tage an, alles was das Frühjahr an Lämmern, Ziegen, u. s. w. hervorbringt, dem Jupiter heilig sey?

Natürlich willigte das Volk dann ein, und wurde auch schon im Voraus wegen der Vergehungen losgesprochen, deren es sich etwa bei diesem großen Opfer schuldig machen könnte; es sollte nähmlich niemanden zugerechnet werden, wenn er unwissender Weise etwa an einem unglücklichen Tage ein Opfer brächte; alles was vor dem Opfer durch einen Zufall umkäme, sey den Göttern nicht mehr geweiht, und es solle daher auch niemanden als ein Verbrechen angerechnet werden, wenn etwa

das zum Opfer Bestimmte unversehens von ihm getödtet würde; auch könne man zu jeder Zeit, bei Tage oder bei Nacht das Opfer bringen; und es sey gleichviel, ob es ein Freier oder ein Knecht verrichte.

Weil man nähmlich schon voraussehen konnte, daß bei einem so allgemeinen Opfer nicht alles ordentlich zugehen würde, so ertheilte man schon im Voraus eine Art von Absolution für die Vergehungen, die sich ereignen könnten, oder vielmehr suchte man die Vorschrift selber, so wenig strenge wie möglich einzurichten, damit man nicht so leicht dagegen verstoßen könnte.

Von Opfern, Gebeten, und Gelübden überhaupt.

Wir haben schon bemerkt, daß bei dem Opfer sehr leicht etwas versehen werden konnte; um hievon aber einen deutlichen Begriff zu haben, ist es nöthig, daß wir noch die Gebräuche kennen lernen, wovon derjenige, der das Opfer verrichten wollte, eine hinlängliche Wissenschaft besitzen, oder befürchten mußte, durch Versehen, die Götter zu erzürnen; wovon nur bei dem großen Frühlingsopfer die Ausnahme, welcher schon erwähnt ist, Statt fand.

Nach der alten Vorschrift mußte man sich mit reinem Herzen und reinen Händen zum Altar der Götter nahen. Vor dem Gottesdienste wusch man Haupt und Hände, oder badete den ganzen Körper, wobei man sich drei oder siebenmal untertauchte; dann legte man reine und festliche Kleider an, die bei keiner Trauer getragen werden durften.

Man nahte sich mit ehrerbietigen Geberden zum Altare, und das Kleid durfte nicht im Winde flattern. Beim Gebete selber mußte man mit dem Kleide das Haupt bedecken und das Antlitz verhüllen, theils um seine tiefe Ehrfurcht gegen die Götter zu bezeigen, und theils um nicht durch äußere Gegenstände zerstreuet zu werden.

Indeß litt dieser Gebrauch, mit verhülltem Antlitze zu beten, einige Ausnahmen. Man mußte nähmlich sein Haupt beim Gebet entblößen, wenn das Haupt der Gottheit selbst bedeckt war, wie beim Herkules und Saturnus; gleichsam als ob man es nicht wagen dürfe, sich auf irgend eine Weise der Gottheit gleich zu stellen. Merkwürdig ist es, daß man die Gottheit, unter deren Bilde die Ehre selbst verehrt wurde, auch nicht mit verhülltem Haupt anbeten durfte, sondern mit freiem und offenem Antlitz vor ihr erscheinen mußte.

Man bückte ſich mit dem Haupte bis zu den Füßen nieder, und legte die rechte Hand auf den Mund. Auch warf man ſich, um die tiefſte Ehrfurcht gegen die Gottheit zu bezeigen, auf die Knie oder aufs Angeſicht.

Beim Gebete ſelber faßte man den Altar an, und machte den Eingang zu ſeiner Bitte, indem man zuerſt den Janus und die Veſta anrief; den Janus, der aller Dinge Anfang und Ende in ſich darſtellt, daß er die Bitte zum Throne der Götter wolle gelangen laſſen; die allesumfaſſende geheimnißreiche Veſta, daß ſie die Vermittlerin zwiſchen den Wünſchen des Bittenden und dem Willen der Götter ſey.

Indem man aber nun irgend eine Gottheit insbeſondere anrief, mußte man ſich wohl in Acht nehmen, die andern dadurch nicht etwa zu beleidigen oder zu erzürnen, und pflegte deswegen ſogleich nach der beſondern Anrufung die Worte hinzuzuſetzen: und alle ihr übrigen Götter und Göttinnen!

Manchmal, wenn das Geſchlecht einer Gottheit, die man anrief, zweifelhaft war, ſetzte man, um ja nicht zu fehlen, hinzu: du magſt nun ein Gott oder eine Göttinn ſeyn. War aber der ganze Begriff von irgend einer Gottheit ſelber ſchwankend

und ungewiß; wie z. B. beim Semo Sankus und ähnlichen Gottheiten, so fügte man bei der Anrufung sehr naiv die Worte, wer du auch seyst, hinzu.

Da man keine rechte bestimmte theologische Kenntniß von den Göttern und Göttinnen hatte, so gestand man seine Unwissenheit lieber selber ein, als daß man sich erdreistet hätte, das eigentliche Wesen irgend einer Gottheit willkürlich zu bestimmen.

Besonders pflegte man mehrere Zunahmen der Götter zu ihrer Hauptbenennung hinzuzufügen, um denjenigen zu treffen, welcher vielleicht der Gottheit selber am angemessensten, und ihr unter allen am meisten wohlgefällig wäre, weswegen man denn auch noch hinzufügte: oder wie du am liebsten dich nennen hörst!

Bei dieser ungewissen und schwankenden Anrufung lag gewiß einmal ein zartes Gefühl zum Grunde, daß sterbliche Lippen es kaum wagen dürfen, die über die Menschen so weit erhabene Gottheit zu benennen.

Bei einem jeden Gebete nun wurde am Ende noch eine Bitte um Erhörung, als eine gewöhnliche Formel, hinzugefügt; und wenn man ein Gelübde gethan, oder geopfert hatte, so setzte man noch besonders die Worte hinzu: die Götter

möchten das Gelübde gnädig aufnehmen, und das dargebrachte Opfer sich wohlgefallen lassen.

Beim ordentlichen Gebet hub man die Hände empor; eine ganz einfache Begrüßung der Götter aber war es, wenn man die rechte Hand zum Munde führte, und der geweihten Bildsäule andächtig einen Kuß zuwarf.

Wer ein Gelübde that, das er leisten wollte, wenn die Gottheit seine Bitte erhörte, schrieb dies Gelübde auf ein Täfelchen, welches er an die Schenkel oder Knie des Götterbildes mit Wachs anklebte. Eben dies geschahe nachher auch mit dem Geschenk von Silber oder Goldblech, das derjenige darbrachte, dessen Bitte erhört war.

Dieser Gebrauch ist in der römischkatholischen Kirche ganz beibehalten. Man sieht nähmlich besonders die für wunderthätig gehaltenen Bilder der Heiligen, mit Stücken von Silberblech beklebt, die man etwa bei irgend einer Krankheit darzubringen gelobt hatte, wenn man durch die Wunderkraft des Bildes wieder genesen würde.

Zum Zeichen der Genesung ist dann gemeiniglich der Theil des Körpers, an dem man durch Lähmung oder sonst gelitten hat, als etwa ein Arm, ein Schenkel, oder Bein, von Silberblech

verfertigt, und prangt hier öffentlich zum Zeichen der erprüften Wunderkraft.

Rund um das Bild her pflegt auch noch die Wand mit diesem sonderbaren Zierrath geschmückt zu seyn, der die Vorstellung von dem Götterdienst der alten Griechen und Römer noch lebhafter wieder erwecken würde, wenn es nicht gemeiniglich die elendesten Gemählde wären, die man, unter dem Nahmen der heiligen Jungfrau oder sonst irgend eines Heiligen, zu einer Art von Anbetung, als wunderthätig, aufstellt.

Das macht, der Ursprung eines solchen wunderthätigen Bildes muß in Dunkel gehüllt seyn; man muß nicht daran denken, daß Menschenhände es verfertigt haben; ausgenommen, wenn es etwa der Evangelist Lukas gemahlt hat, von welchem man noch eine ziemliche Anzahl Gemählde aufweiset, die denn auch alle ihre wunderthätige Kraft besitzen, und vor denen der Gläubigen Knier sich beugen.

Den vortreflichsten Werken, deren Meister man kennt, wiederfährt so leicht diese Ehre nicht; und wenn sie auch gleich zu dem Endzweck verfertiget sind, um über Altäre oder sonst in Kirchen aufgestellt zu werden, so bleiben sie doch mehr Gegenstände der Betrachtung, um andächtige Vorstellungen

lungen zu erwecken, als daß sie zu der Würde der Anbetung und Verehrung gelangen sollten, die man irgend einem abgeschmackten Wunderbilde erweiset, das einst ein verdorbener Künstler mahlte, dessen Nahme schon längst in Vergessenheit begraben ist, während daß man noch immer vor seinem Werke niederfällt und es anbetet.

Dieß war ganz anders bei den alten Griechen und Römern, bei denen die größten Künstler zu der Verfertigung der Bildsäulen, unter denen man die Götter verehrte, öffentlich aufgefordert wurden, so daß die Kunst mit ihrem erhabensten Gegenstande selbst wetteifern konnte, indem sie ein Ideal zu erreichen strebte, das alle bisherigen Begriffe von Würde und Majestät, in äußerer Form und Bildung, übersteigen mußte.

Man stieß sich auf keine Weise daran, daß die künftige Gottheit mit dem Meissel bearbeitet werden mußte, weil das Götterbild vor seiner Einweihung immer nur als ein bloßes Kunstwerk betrachtet, und nach der Einweihung erst ein Gegenstand der Verehrung und Anbetung wurde, wo man demohngeachtet seinen Werth als ein Kunstwerk nicht vergaß, und auch den Nahmen des Künstlers noch mit Ehrfurcht nannte, dem es gelungen war, den höchsten Begriff von Majestät und Würde

ſelbſt in die Züge der Menſchenbildung zu übertragen.

Allein auch in dem chriſtlichen Rom iſt wenigſtens ein neues Kunſtwerk von einem berühmten Meiſter zu einem hohen Grade von Verehrung gelangt. Dieß iſt die Bildſäule Chriſti von Michael Angelo in der Kirche Maria ſopra Minerva, welche dieſen Nahmen führt, weil ſie auf dem Fleck erbaut iſt, wo ehedem ein Tempel der Minerva ſtand, von dem man noch einige wenige Spuren ſieht.

Dieſe Bildſäule ſtellt Chriſtum ſtehend dar, wie er ſein Kreuz, und die Werkzeuge zu ſeiner Kreuzigung hält. Die Figur war erſt ganz nackend, man hat ihr nachher eine Binde von Bronze um den Leib gegeben. Die Stellung der Figur iſt edel, der Ausdruck aber im Ganzen mehr kraftvoll und herkuliſch als demuthsvoll und leidend.

Dieſe Statüe nun iſt zu einem ſolchen Grade von Verehrung bei dem Volke gelangt, daß der eine Fuß durch häufiges Küſſen deſſelben ganz abgenutzt, mit einem ſchützenden Blech hat müſſen überzogen werden.

Und dies iſt wohl die einzige moderne Bildſäule in Rom, vor welcher irgend ein Andächtiger auf den Knien liegt, und ihr die Füße küßt, während

daß ein Künstler sie aufmerksam betrachtend darnach zeichnet.

Den Bildsäulen der Götter die Füße zu küssen, oder auch noch ehrfurchtsvoller ihre Kniee und Füße bloß zu berühren, war bei den Alten schon gebräuchlich, wo besonders die Frauen, wenn sie bei allgemeiner Noth und Gefahr die Gottheit um Hülfe anriefen, allen ihren Schmuck bei Seite legten, und mit Wehklagen vor den Altären sich niederwarfen, indem sie ihr Haar auseinander flechten, und mit demselben auf ihrem Antlitz liegend, den Staub vom Boden kehrten.

Sehr merkwürdig in Ansehung der Art, wie man zu den Göttern sprach, ist ein Gebet des Cicero, womit er seine Anklage gegen den Verres schließt, der bei seiner Statthalterschaft die entsetzlichsten Räubereien begangen, und selbst die Tempel der Götter nicht verschont, sondern die kostbarsten Bildsäulen daraus hatte entwenden lassen.

Nun redet Cicero nach der Reihe alle die Gottheiten selber an, welche durch den Kirchenraub des Verres waren beleidigt werden:

„O du höchster Jupiter, dessen heiligstes und schönstes Ebenbild dieser Verbrecher aus Syrakus entwandt hat;“

„Und Du Juno, Königinn des Himmels, deren beide heiligsten und ältesten Tempel auf den Inseln unsrer Bundesgenossen, er aller Schätze und aller Zierden beraubt hat;"

„Auch Du Minerva, von deren Tempel zu Syrakus er nichts als Dach und Wände übrig ließ, dich flehe ich an!"

„Und Euch, Latona, Apollo und Diana, deren Tempel und alten Sitz zu Delos er im nächtlichen Dunkel beraubte, und eure geweihten Bildsäulen stahl."

„Dich Merkur, den Verres jetzt in seiner Villa aufgestellt hat, und der in der Stadt der Bundesgenossen bei den Kampfübungen der Schutzgott der Jugend war."

„Dich Herkules, ruf ich an, den er zu Agrigent, in einer stürmischen Nacht, durch die Hand der Sklaven, aus seinem Tempel, von seinem Sitz, hinwegnahm!"

„Und Dich heilige Idäische Mutter, die er aller Schätze und ihren Tempel aller seiner Zierden beraubt, hinterließ, so daß nur noch die Spur von seiner Entweihung übrig ist!" u. s. w.

„Euch, alle ihr übrigen Götter und Göttinnen, deren Tempel und Heiligthümer er entweiht hat, flehe ich an, daß, wenn ich bei dieser Anklage

nichts als die Wohlfahrt der Bundesgenossen, und die Würde des römischen Volks zum Augenmerk gehabt, und nur die Wahrheit aufzudecken mich bemüht habe, auch euer Urtheil meine Ueberzeugung bestätigen möge; und daß den Verres, wenn seine Thaten schändlich, unerhört und grausam sind, auch die verdiente Strafe, nach eurem Urtheil, treffe; mir es aber künftig Rechtschaffene zu vertheidigen vielmehr vergönnt, als Frevler anzuklagen,' zur Pflicht gemacht werden möge!"

Dies ist ohngefähr der Inhalt von dem Gebete des Cicero, woraus man sieht, daß sich die Idee von der Gottheit selber zwar sehr fest an die geweihten Bildsäulen knüpfte, aber doch in so fern wieder davon getrennt wurde, daß bei der Entweihung einer solchen Bildsäule die Aufmerksamkeit immer nur auf den Verbrecher, und nicht etwa darauf fiel, daß die Gottheit diese Entweihung durch eine Art von Wunder hätte verhindern können.

Vielmehr scheint es, als ob man in diesem Falle sich die Möglichkeit einer solchen unmittelbaren Einwirkung der Gottheit gar nicht gedacht, und den Marmor wieder bloß als Marmor betrachtet habe, der, wie jede andre leblose Materie, sich ohne Widerstand von einem Orte zum andern bewegen ließ.

Wenn aber auch von einer Bildſäule irgend einer Gottheit bloß in Anſehung der Materie woraus ſie beſtand, die Rede war, ſo durfte man ſich doch keiner unehrerbietigen Ausdrücke dabei bedienen, wie dies einmal beim Phidias der Fall war, dem die Athenienſer aufgetragen hatten, eine Bildſäule der Minerva entweder aus Marmor oder aus Elfenbein zu verfertigen.

Als nun Phidias ſagte, Marmor ſey beſſer dazu als Elfenbein, weil er nicht ſobald wie dieſes ſeinen Glanz verlöhre, gab man ihm Gehör; ſo bald er aber noch hinzufügte, man könne die Minerva von Marmor auch wohlfeiler haben, als von Elfenbein, ſo legte man ihm Stillſchweigen auf.

Ueber alle dergleichen Bedenklichkeiten nun hatte ſich der Verres, welchen Cicero anklagte, freilich hinweggeſetzt, da während ſeiner Statthalterſchaft ſeiner Macht nichts widerſtehen konnte.

Eben dies war auch einſt der Fall bei dem Tyrannen Dionyſius, der um die religiöſen Vorſchriften ſich eben nicht kümmerte, aber doch auf eine feinere Art das Eigenthum der Götter ſich zuzueignen wußte, indem er faſt immer ſein Verfahren in irgend ein artiges Vonmot zu kleiden pflegte, wogegen niemand etwas einwenden konnte.

So ließ er nähmlich einſt dem olympiſchen Jupiter ein ſehr ſchweres goldnes Gewand abnehmen, und ihm dafür ein wollenes anlegen; weil, wie er ſagte, das goldne im Sommer zu ſchwer zu tragen, und im Winter kalt ſey, ein wollenes aber zu jeder Jahreszeit beſſere Dienſte thue.

Dem Aeſkulap ließ er einen goldnen Bart abnehmen, weil es unſchicklich ſey, daß Apollo als der Vater des Aeſkulap unbärtig, der Sohn aber mit einem Bart erſcheine.

Die goldnen Schaalen und Kronen welche die Götterbilder in ihrer ausgeſtreckten Hand hielten, nahm er mit der Aeußerung hinweg, daß es ja thöricht ſeyn würde, von den Göttern, von denen man alle guten Gaben erflehte, dasjenige nicht anzunehmen, was ſie einem ſelbſt mit ausgeſtreckter Hand darreichten.

Eine ähnliche Antwort gab einſt Sylla, da er die Schätze von Delphos rauben wollte, und man ihm ſagte, daß der Gott im Innerſten des Tempels auf der Zitter ſpiele; das ſey eben ein Zeichen, erwiderte er, von der beſondern Zufriedenheit und Bereitwilligkeit des Gottes, womit derſelbe ſeine Schätze hergebe.

Uebrigens wurde jede Bewegung oder ſonſt eine zufällige Aeußerung bei irgend einem Götterbilde,

von welcher man die Urſach nicht anzugeben wußte, zu den ſchrecklichen Wunderzeichen gezählt, die, nach der Volksmeinung, den Zorn der Götter verkündigten; wie denn einmal das ganze römiſche Volk in Schrecken geſetzt wurde, als bei einem Lektiſternium die Götter ihr Geſicht wegwandten; welches ſich doch leicht ereignen konnte, da die Bildſäulen auf Betten lagen, und es ſehr möglich war, daß ſie durch ihre eigne Schwere eine andere Richtung erhielten, welche den Anſchein gab, als hätten ſie ſich willkürlich umgewendet.

Was nun die öffentlichen Gebete für die Wohlfahrt des Staats betrift, ſo wurden dieſe gemeiniglich von einer obrigkeitlichen Perſon oder von einem Prieſter verrichtet; bei einem ſolchen Gebete mußte außer dem Inhalt auch eine gewiſſe Form beobachtet werden, und es mußte daher von einem dazu verordneten Prieſterkollegium ſorgfältig abgefaßt, und niedergeſchrieben ſeyn.

Dann wurden der obrigkeitlichen Perſon, welche das Gebet verrichtete, die Worte deutlich vorgeſagt, und mußten langſam nachgeſprochen werden, weil das geringſte Verſehen darin, ein einziges unrecht ausgeſprochenes, oder von ſeiner gehörigen Stelle verſetztes Wort, erſt durch ein Opfer mußte wieder verſöhnt werden, indem dieſes ſchon als eine Art

von Vernachläſſigung oder von Mangel an Aufmerkſamkeit bei der Verehrung der Götter betrachtet wurde.

Die hauptſächlichſte Verehrung der Götter aber beſtand nun in der Opferung ſelber, welche dem Gebet erſt gleichſam ſeine völlige Kraft mittheilte, weil es hier nicht bei den bloßen Worten blieb, ſondern man ſeine ehrfurchtsvolle Geſinnung gegen die Götter mit der That zu beweiſen ſuchte, indem man ihnen freiwillig darbrachte, was einem lieb war, oder was man ſonſt unmittelbar für ſich ſelber hätte benutzen können.

An dieſe ſchöne zutrauensvolle Idee vom Opfer, die noch das Gepräge der patriarchaliſchen Zeiten trug, knüpfte ſich bei den Alten ihr ganzer Gottesdienſt, und die prieſterliche Würde.

Denn da es der Regel nach auf die ſorgfältige Beobachtung aller bei dem Opfer vorgeſchriebenen Gebräuche vorzüglich ankam, ſo mußte es auch Perſonen geben, die von dieſen Gebräuchen eine hinlängliche Kenntniß hatten, und deren beſtimmtes Geſchäft es war, auf die Beobachtung der heiligen Vorſchriften genau zu halten, in ſo fern ſie die Verehrung irgend einer beſondern Gottheit oder der Götter überhaupt betrafen.

Demohngeachtet aber konnte jeder Hausvater auch an seinem Hausaltare selber ein Opfer bringen; nur in den Tempeln war einer jeden Gottheit ein Priester zugeordnet, der bei den Opfern, die man darbrachte, die Aufsicht führte, und dessen Gegenwart dieser Handlung noch mehr Feierlichkeit und Würde gab.

So wie zum Gebet, mußte man auch zum Opfer in reinen und festlichen Kleidern gehen, sich vorher Haupt und Hände waschen, oder den ganzen Körper in fließendem Wasser baden, vorzüglich aber rein von Blutschuld sich zum Altare der Götter nahen.

Das Haupt umhüllte man mit einer weissen Binde, und zum Abtrocknen der Hände bei dem Opfer nahm man ein weißes leinenes Handtuch mit.

Aber auch das Opferthier mußte ohne Fehl, und noch zu keinem andern Gebrauch benutzt seyn; so war es z. B. nicht erlaubt, einen Stier zu opfern, der schon das Joch getragen, und am Pfluge gezogen hatte.

Wenn nun das Opferthier nach genauer Untersuchung ohne Fehl war, so wurde es zum Opfer ausgeschmückt; den Ochsen oder Widdern vergoldete man die Hörner, und vor der Stirne derselben befestigte man ein Goldblech.

Vom Halſe und Rücken des Opferthieres ließ man auf beiden Seiten weiſſe Bänder mit Franſen herunterhängen, und auf das Haupt deſſelben ſetzte man einen Kranz von Zweigen des Baumes, welcher der Gottheit, der man opferte, heilig war.

So wurde nun das Opferthier vom Opferſchlächter langſam zum Altar geführt, und je weniger es mit Gewalt durfte gezogen werden, ſondern willig folgte, deſto glückbedeutender war dieſe Hinführung zum Altare für den Opfernden; ſo wie es hingegen ein unglückliches Zeichen war, wenn das Opferthier ſich ſträubte oder gar entflohe.

Das Thier ſollte gleichſam ſelber ohne Murren ſein Leben den Göttern zum Opfer darbringen, weil durch Zwang und Sträuben der Begriff vom Opfer ſelbſt ſich wieder aufhob, und in dieſer feierlichen Handlung eine Art von Disharmonie entſtand, aus der man ſich nichts Gutes prophezeite.

War nun das Opferthier hinzugeführt, ſo wurde es an den Altar gebunden, und wenn es bei demſelben ſtill und ruhig ſtand, und keine Bewegung machte, ſich loszureiſſen, ſo war dies wiederum ein glückliches, das Gegentheil aber ein unglückvorbedeutendes Zeichen.

Wenn nun alles was zum Opfer gehörte in Bereitſchaft war, ſo hub die feierliche Handlung

stiber an, indem der Priester ausrief: Kein Profaner nahe sich diesem heiligen Orte! Unter Profanen aber wurden solche, die sich heimlicher Verbrechen bewußt waren, oder die Götter nicht verehrten, und in den spätern Zeiten vorzüglich die Christen, wegen ihrer Verachtung der Götter, und wegen ihres Hasses gegen die eingeführte Religion, verstanden.

Damit kein Mißlaut die Harmonie des Ganzen störte, durfte auch kein Gebundener bei einem Opfer zugegen seyn, oder man mußte ihm vorher seine Bande lösen, weil sonst durch einen solchen seiner Freiheit beraubten Zeugen, die Feier eines freiwilligen Gottesdienstes wäre entheiligt worden.

Sobald den Profanen angedeutet war, daß sie sich entfernen sollten, wurde von einem andern Priester mit dem Ausdruck Schweigen geboten, zur stillen Andacht hemmt die Worte! und nun ergriffen die Opfernden mit der Hand den Altar und flehten die Götter an, das Opfer gnädig aufzunehmen.

Hierauf wuschen sie sich noch einmal die Hände, und besprengten das Opferthier mit reinem Wasser. Das Feuer auf dem Altar war schon angezündet; und die Opfernden zogen vorne zwischen den Hörnern des Thiers einige von den Borsten oder steifen

Haaren aus, die ſie zuerſt in die Flamme warfen, worauf der Opferprieſter auf die Stelle, von welcher das Haar genommen war, etwas Wein ausgoß.

Nun nahm der Opferdiener ein langes zweiſchneidiges ſehr ſcharfes Opfermeſſer, welches vorher mit Mehl und Salz beſtreut war, und fuhr damit dem Opferthiere vom Haupte längſt dem Rücken hin, wo er die Haare in einem Strich hinwegſchnitt.

Zuletzt wurde auf den Kopf des Opferthieres, während daß man ein Gebet ſprach, die Mola geſchüttet, welche aus Mehl und Salz beſtand, und wodurch das Thier dem Tode nun ganz geweiht war; dieſe letzte Ceremonie durfte nur vom Prieſter oder einer obrigkeitlichen Perſon, bei einem häuslichen Opfer aber nur vom Hausvater ſelber verrichtet werden.

Die eigentliche Opferung oder Weihung zum Tode beſtand hierin. Denn nun trat der Opferſchlächter hervor, und wartete auf den Befehl, wann das Opfer geſchlachtet werden ſollte. Sobald dieſer Befehl gegeben war, hub er das Opferbeil in die Höhe, und vollführte den tödtlichen Streich.

Kaum war der Schlag geſchehen, ſo ſtand ſchon ein andrer Opferdiener in Bereitſchaft, welcher mit dem Opfermeſſer dem ſinkenden Thiere in die Kehle

stach, während daß ein dritter in eine Schale das Blut auffing.

Die Opferschlächter hatten mit Lorbeern oder Epheu das Haupt umkränzt, und waren bis auf die Hüften nackend, von wo ihnen ein mit Purpur besetztes und mit Fransen geziertes Gewand bis auf die Kniee herab hing. An dem Gürtel aber trugen sie eine Tasche oder Scheide zum Opfermesser.

Alles machte bei einem solchen Opfer einen schönen und mahlerischen Anblick, der Altar mit der lodernden Flamme, die festliche Kleidung der Opfernden, der Schmuck der Opferschlächter, und das bekränzte Opferthier.

Hiezu kam nun noch die Musik, welche sich zu den gottesdienstlichen Handlungen stets gesellte, und ohne welche kein Opfer verrichtet werden konnte; wenigstens mußte immer ein Pfeiffer dabei seyn, der während dem Opfer auf zwei Flöten blies; dies war ein wesentliches Stück beim Gottesdienst der Alten.

Allein wenn das Opferthier getödtet war, so machte die Besichtigung der Eingeweide, und die Zubereitung der Stücken von dem Fleische, welche man auf dem Altar verbrennen wollte, gleichsam einen Zwischenakt, wobei die Haruspicen oder Erforscher der Eingeweide vorzüglich ihre Rolle

ſpielten, und über alles, was Glück oder Unglück vorbedeutend war, ihren entſcheidenden Ausſpruch thaten.

Die Haruſpicien mußten nähmlich während dem ganzen Opfer auf alles aufmerkſam ſeyn, woraus nur irgend eine Vorbedeutung gezogen werden konnte; ſie mußten daher auch Achtung geben, ob das Opferthier nach erhaltenem Schlage leicht und bald verſchied, welches ein glückliches, ſo wie das Gegentheil ein unglückliches Zeichen war.

Man zog hierauf dem Opferthiere die Haut ab, und eröffnete ihm die Bruſt und den Unterleib; dann wurde es auf den Opfertiſch gelegt, an welchem der Haruſpex ſtand, und mit einer Art von ſpitzigen anatomiſchen Meſſer, die Eingeweide genau durchforſchte.

Und nun mußte aus den Eingeweiden des Opferthiers die dunkle Zukunft ſich enthüllen; wie man denn von jeher immer aus demjenigen am liebſten wahrſagte, was mit der Sache, die man prophezeite, am allerwenigſten in Beziehung ſtand, und wobei ſich alſo nach gar keinem vernünftigen Grunde fragen ließ, warum dieſe Sache gerade durch jenes Zeichen, der Ausgang einer Schlacht z. B. durch die Beſchaffenheit der Leber eines geſchlachteten Thieres, oder das Schickſal des Staa-

tes durch den Flug eines Vogels, gleichsam vorherbestimmt, und vorbedeutet werde?

Der Anfang bei der Untersuchung der Eingeweide wurde mit der Leber gemacht, auf deren gesunde Beschaffenheit es vorzüglich ankam, und worin jeder Fehler ein sehr schlimmes Zeichen war.

Nach der Leber wurde erst das Herz untersucht; wenn dasselbe gar fehlte oder vielmehr zu fehlen schien, das war eins der schrecklichsten Zeichen.

Dann wurde die Gallenblase beobachtet, welche, wenn sie recht von Galle angefüllt war, auf Krieg und glückliche Schlachten deutete.

War nun bei der fernern Untersuchung die Lunge in gehörigem Stande, die Milz in ihrer rechten Lage, das Netz nicht zerrissen, die Niere gut und von lebhafter Farbe, die Zunge ohne Fehl, so waren dies alles glückbedeutende Zeichen.

Waren hingegen die Eingeweide von ungesunder Farbe und Beschaffenheit, oder gaben sie gar einen üblen Geruch von sich: das waren schlimme Vorbedeutungen.

Hieraus läßt sich schließen, wie sehr jedesmal bei dem Opfernden die Aufmerksamkeit gespannt seyn, und wie sehr das Interesse dabei durch den Gedanken vermehrt werden mußte, daß zwischen der Wahl des Opferthiers und dem künftigen Schicksale

eine

eine geheime wechselseitige Beziehung obwalte, vermöge deren, ohngeachtet aller Vorsicht, die Wahl doch schlimm ausfallen mußte, wenn einmal die Zukunft selber mit Unheil schwanger gieng.

Weil man sich dies nun einmal so dachte, so traute man auch auf die gute äußere und innere Beschaffenheit des Opferthiers und auf alle die glückbedeutenden Zeichen desto zuversichtlicher. Auch ließen die Feldherren zuweilen, wenn etwa anfänglich unglückliche Vorbedeutungen waren, das Opfer so lange wiederhohlen, bis sich endlich glückliche Zeichen fanden; daß also die in Dunkel gehüllte Zukunft selber sich nach dem Wunsch der Sterblichen zuletzt schon bequemen, und sich nach den glücklichen Zeichen fügen mußte, da diese doch sich eigentlich nach ihr hätten richten sollen.

Noch eine besondere Art den Ausgang eines Krieges zu erforschen bestand darin, daß man den Oberthell der Leber in zwei Theile sonderte, aus deren einem man das Schicksal der Römer und aus dem andern das Schicksal der Feinde zu erforschen suchte.

Wie nun alle dergleichen Dinge aus den Eingeweiden zu ersehen waren, diese schwere Kunst und Wissenschaft mußten die Haruspicen, nebst noch vielen andern ähnlichen Kenntnissen inne haben, und

die Römer ſchickten ſelber ihre Söhne, welche ſie zu dieſem Geſchäfte beſtimmten, nach Etrurien, wo dieſelben, wie auf einer Univerſität, dieſe Art von Theologie ſtudiren und ſich gründliche Kenntniſſe darin erwerben mußten.

Waren die Eingeweide beſichtigt und gut und glückbedeutend befunden worden, ſo wurden ſie gewaſchen, und nachdem ſie in einem beſonders hiezu beſtimmten Opfergefäße ausgewäſſert waren, wurden ſie mit Mehl beſtreut, und in Körben den Opfernden hingebracht.

Die Opferdiener hatten indeß das Holz von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, heilig war, auf dem Altar ſchon zurecht gelegt und angezündet. Und nun hub erſt das ganz eigentliche Opfer an, indem die Opfernden die mit Mehl beſtreuten Stücken Opferfleiſch aus den Körben nahmen und in die Flamme auf den Altar legten.

Während daß nun die Opferflamme loderte, warf man Weihrauch in die Gluth, und ſchüttete Wein auf das Opfer aus. Dieſer Wein in der Opferſchaale wurde zuerſt von dem Opfernden nur mit den Lippen gekoſtet, und von dieſem den Umſtehenden eben ſo zum Koſten dargereicht. Wenn die Schaale herumgegangen war, ſo wurde der

Wein erſt auf den Altar zum Opfer ausgegoſſen, wobei man die Götter bat, das Opfer gnädig anzunehmen, und ſich vorſtellte, daß die Gebete, die man zu den Göttern ſchickte, mit dem Weihrauch von dem Opfer, zum Himmel emporſtiegen.

Dies war nun eigentlich nach dem vorhergegangenen Zwiſchenakte mit der Erforſchung der Eingeweide, die heiligſte Handlung bei dem Opfer, oder die eigentliche Opferung ſelber, wobei auch der Ordnung nach, Muſik erſchallen, und eine Pfeife wenigſtens tönen mußte. Denn die Götter wollten, nach den Begriffen der Alten, auf eine frohe Weiſe, mit ſtets heiterm Gemüth, und nicht mit düſterm Ernſt verehrt ſeyn.

Die Stücken Fleiſch nun, welche man den Göttern auf ihren Altar darlegte, hatten ordentlich ihre Benennungen, wodurch man eins von dem andern ſorgfältig unterſchied. Ja man theilte ſie ſogar in ordentliche und außerordentliche, wie denn z. B. das Fleiſch bei der Hüfte, das Euter der Kühe, das Fleiſch nahe am Schwanze der Kälber und Stiere, und das dünne Fleiſch in den Seiten, außerordentliche Opferſtücke, und gleichſam Vermehrungen oder Zugaben zum Opfer waren.

Bei dieſem allen kam es nun darauf an, daß die Flamme das Opfer bald und auf einmal ergriff,

und vom Altare hell und schön emporloderte, ohne zu verlöschen, bis das Opfer erst ganz verzehrt war. Auf dies alles mußte der Haruspex sorgfältig merken.

Um aber selber alles dazu beizutragen, daß das Opfer von der Flamme schnell verzehrt würde, wickelte man die Opferstücken so viel wie möglich in das Fett der Opferthiere. — Wollte aber demohngeachtet die Flamme nicht recht emporlodern, ward sie, noch ehe das Opfer verbrannte, vom Winde verweht oder vom Regen ausgelöscht, so nahm man dies als ein Zeichen von dem Zorn und Mißfallen der Götter an, welche das Opfer nicht gnädig aufnahmen, und die man denn gemeiniglich durch neue Opfer zu versöhnen suchte, bis die Zeichen endlich dem Opfernden günstig wurden.

Wie sehr dies die Anzahl der Opfer vermehren mußte läßt sich leicht begreifen; wie denn manche Leute wirklich ihre Vermögensumstände durch das viele Opfern verschlimmerten, worüber ein römischer Dichter sich sehr naiv ausdrückt: Du bittest, die Götter, sie sollen deine Heerden seegnen; wie können sie es denn, da du das Fett von unzähligen Rindern und Schafen auf ihren Altären verbrennest?

Und als die christliche Religion sich immer mehr ausbreitete, litten, nach dem Bericht des Plinius an den Trajan, vorzüglich diejenigen, welche für

ſolche, die keine eigne Heerden hatten, die Thiere zu den Opfern zum Verkauf zu bringen pflegten, und für die nun dieſer einträgliche Nahrungszweig verlohren ging.

Ueberhaupt beſchäftigte und nährte der Opferdienſt viele Perſonen, wenn man außer den Opferprieſtern und Haruſpicen, noch die Anzahl von Opferſchlächtern, Pfeiffern und Opferdienern u. ſ. w. rechnet, welche alle von den Opfern, die man den Göttern brachte, auch mit geſättigt wurden.

Der Knabe, welcher mit dem Weihrauchkäſtchen dem Opferprieſter bei dem Altar zur Hand ſeyn mußte, und den man jedesmal Kamillus nannte, hatte, mit den Chorknaben, welche noch itzt in der römiſchkatholiſchen Kirche, dem Prieſter am Altare zur Hand ſind, ſogar bis auf die Kleidung Aehnlichkeit; denn dieſe beſtand ebenfalls in einer Art von Chorhemde, das über die Schultern hing, und ſo wie dieſer das Rauchfaß ſchwenket, mußte jener das Käſtchen mit Weihrauch immer in Bereitſchaft halten.

Dies ſieht man auf den antiken Abbildungen von den Opfern, wo der Opferprieſter mit der Opferſchaale in der Hand, der Pfeiffer welcher gemeiniglich auf zwei Flöten bläßt, und der Knabe, mit dem eröffneten Weihrauchkäſtchen, alle drei am Altar

mit der lodernden Flamme ſtehend, immer eine vorzüglich ſchöne Gruppe ausmachen.

Wie heilig man die beiden Opferakte hielt, erſtlich wenn das Thier geſchlachtet, und nachher wenn die Stücken Opferfleiſch den Göttern wirklich auf den Altar dargelegt, und von der Flamme verzehrt wurden, ſieht man daraus, daß an den Tagen, welche nur halbe Feſte waren, die Stunden zum Schlachten des Opferthieres, und zum würklichen Opfern, feſt beſtimmt wurden, damit in der Zwiſchenzeit, alle gewöhnlichen Geſchäfte ihren Fortgang nehmen konnten, die während jener heiligen Handlungen aber gänzlich aufhören mußten; denn einmal wenn das Opferthier zum Tode geweiht wurde, und nachher wiederum, wenn das Opfer von der Flamme wirklich verzehret wurde, mußte man ſich mit Gebet und Flehen zu den Göttern wenden, und zu dem Ende ſeine Aufmerkſamkeit von irrdiſchen Dingen abziehen. Der Zwiſchenakt aber, wo die Eingeweide beſichtigt wurden, war minder heilig, deswegen durfte denn auch an den halbfeſtlichen Tagen, zwiſchen der zur Schlachtung und würklichen Opferung beſtimmten Zeit, Gericht gehalten, und andere weltliche Geſchäfte vorgenommen werden.

Noch eine ſehr einfache Art zu opfern war, wenn man bei der Darbringung unblutiger Opfer

ſich ſtatt des Altars nur eines Tiſches bediente, der aber auch zu dieſem heiligen Gebrauch erſt eingeweiht ſeyn mußte. Man pflegte auf einem ſolchen Tiſche den Göttern auch Speiſen aufzutragen, und um dieſelben kleine Götterbilder herzuſtellen, welches im Kleinen eine Nachahmung von den Lektiſternien oder der großen Götterſpeiſung war.

Von den marmornen Altären ſelber kann man ſich einen ſehr deutlichen Begriff machen, weil ſich eine große Anzahl davon unter den Reſten des Alterthums erhalten hat, und weil man ſie auch in den antiken Basreliefs ſehr häufig abgebildet findet.

An den marmornen Altären ſelber findet man auf den Seiten Abbildungen in Basrelief, die ſich auf die Verehrung der Gottheit beziehen, welcher der Altar geweiht iſt.

Die einfachſten Verzierungen an den Altären aber, und die man am häufigſten findet, ſind eine Opferſchaale und ein Opferkrug in Basrelief an den Seiten des Altars, deſſen Beſtimmung dadurch auf die ſimpelſte Art bezeichnet, und durch dies einfache Symbol gleichſam dem Auge erklärt wurde.

Auch die Guirlanden und andere Zierrathen womit man die Altäre ſchmückte, findet man auf vielen der alten Denkmäler dieſer Art in den Mar-

mor selbst ausgehauen. Es war das erste Geschäft der bildenden Kunst, die zufälligen Zierrathen, an dem Gegenstande selber bleibend darzustellen, und als wesentlich damit zu verknüpfen.

Unter den Resten des Alterthums, vorzüglich in Portici, findet man fast noch alle Arten von Gefäßen und Geräthschaften deren man sich bei den Opfern bediente, als Beile, Messer, Opferschaalen, Opferkrüge, Dreifüße, Opfertische, Rauchfässer, Kandelaber, u. s. w. Auch auf antiken Basreliefs und andern Denkmälern des Alterthums sieht man diese heiligen Geräthschaften häufig abgebildet, so daß man von den Opfern der Alten, bis auf die kleinsten Umstände dabei, sich noch itzt eine sehr deutliche Vorstellung machen kann.

Was nun den Beschluß dieser ganzen religiösen Handlung machte, war die Opfermahlzeit, welche man den Göttern selbst zu Ehren anstellte, und wobei daher auch Gesang und Freude herrschen mußte, weil die Götter, nach der Vorstellungsart der Alten, hieran vorzüglich Wohlgefallen fanden.

Aus eben dem Grunde pflegten auch besonders die Landleute, ein solches Fest mit frohen Tänzen zu beschließen. Niemand durfte bei der Verehrung der Götter niedergeschlagen oder traurig seyn, weil

dies schon eine Art von Entweihung des Festes gewesen wäre.

An der Opfermahlzeit nahmen diejenigen, welche das Opfer veranstaltet hatten, nebst den Priestern Theil; und zu der Mahlzeit wurde auch das Fleisch vom Opfer selbst genommen, wovon man den Göttern nur die vorzüglichsten Stücken, welche schon bestimmt waren, auf ihrem Altar verbrannte, und von dem übrigen eine Art von Liebesmahl veranstaltete, welches selber zu der religiösen Handlung noch mit gerechnet wurde.

Die Kosten zu den öffentlichen Opfern wurden zwar von den öffentlichen Geldern bestritten; wenn aber Privatpersonen opfern wollten, so mußten sie auch die Kosten dazu aufbringen, und mancher Arme, der kein Opferthier bezahlen konnte, hätte also darauf Verzicht thun müssen, den Göttern auf diese Art seine Dankbarkeit und Verehrung zu bezeigen, wenn man nicht auch hier schon in der Voraussetzung, daß die Götter mehr auf den guten Willen des Gebers als auf die Gabe sähen, ein Mittel ausgedacht hätte, wodurch auch der Arme in den Stand gesetzt wurde, sich mit Zuversicht zum Altar der Götter zu nahen.

Man bildete nähmlich allerlei Opferthiere, als Ochsen, Schafe, Schweine, u. s. w. aus Teig

oder auch nur aus Wachs. Die Verfertigung dieser Abbildungen beschäftigte eine Anzahl Leute, die eine eigene Zunft ausmachten, und von denen man dergleichen Sachen sehr wohlfeil kaufen konnte.

Ein solches nachgebildetes Opferthier brachte der Arme den Göttern, als ein Zeichen dar, von demjenigen, was er ihnen gern zum Opfer darbringen möchte, wenn es in seinem Vermögen stände. Die religiösen Vorschriften erlaubten ein solches Opfer, und befahlen, es dem würklichen gleich zu schätzen; weil jedes noch so kostbare Opfer doch immer nur ein Zeichen von dem Willen des Gebers blieb, den Göttern für ihre Gunst und Wohlthaten, wenn es in seiner Macht stände, wieder wohlzuthun.

Wie die ursprüngliche Einfachheit der religiösen Gebräuche nach und nach in überflüssige Pracht und Verschwendung ausartete, und wie man ungerechte habsüchtige Wünsche und Bitten selbst vor die Altäre der Götter brachte, darüber legt ein römischer Dichter, in einer Epistel an seinen Freund, dem er zu seinem Geburtstage Glück wünscht, folgende schöne Gesinnung an den Tag:

„Schütte deinem Genius Wein aus! denn du forderst nicht für dein Opfer dasjenige wieder,

wovon der ſeufzende Wunſch vor gerechten Ohren nicht laut werden darf."

„Nicht einem jeden iſt es gegeben, ſtatt des leiſen Gemurmels, Gelübde zu thun, die jedermann hören darf. Zufriedenheit, Ruhe, Glück und Anſehn erbittet er ſich laut, daß auch der Fremdling es höre; dann aber murmelt er leiſe für ſich: o daß doch endlich meines Oheims Leichenbegängnis einmal von mir gefeiert würde! und, o, daß doch Herkules mir endlich einmal Glück geben, und den verborgenen Schatz unter dem Grabſcheit erklingen laſſen wollte! und, Nerius begräbt nun ſchon die dritte Frau; iſt mir denn gar kein Glück beſchieden?"

„Um dergleichen in Heiligkeit und Reinigkeit zu bitten, tauchſt du dich frühmorgens dreimal mit dem Kopfe in die Tiber, und wäſcheſt im fließenden Waſſer deine Schuld ab!"

Nun geht der Dichter die thörichten Bitten der Menſchen durch, und rügt die Verſchwendung bei den Opfern, und die überflüſſige Pracht an den mit Gold geſchmückten Götterbildern:

„O ihr zur Erde gekrümmten Seelen; eures göttlichen Urſprungs ganz uneingedenk, wozu ſoll

es, unsere üppigen Sitten auch noch in die Tempel der Götter zu übertragen!“

„Sagt, ihr Pontifices, was thut das Gold im Heiligthum? Ist es wohl mehr als die Puppe die das erwachsene Mädchen der Venus weiht?“

„Laßt uns vielmehr den Göttern darbringen, was aus seiner ungeheuren Schüssel der verschwenderische Urenkel des großen Messala ihnen nicht geben kann; gerechte und heilige Gesinnung, die innersten Falten des Herzens unentweiht, und Treu und Rechtschaffenheit im Busen; dies laßt mich stets den Göttern darbringen, und Mehl und Salz auf ihren Altar streuen!“

Von den Priestern.

Die Religion der alten Griechen und Römer wurde nicht eigentlich gelehrt. Sie war für das Volk kein Gegenstand des Unterrichts, sondern bloß der Ausübung. Auch war sie auf keine Weise systematisch, sondern sie bildete sich selber von Zeit zu Zeit; welches um so mehr der Fall seyn mußte, da die Gegenstände der religiösen Verehrung nicht genau bestimmt waren, und durch die immer wirksame Einbildungskraft bis ins Unendliche vervielfältigt werden konnten.

Natürlicher Weise konnten bei einer Religion der Phantasie keine bestimmten Begriffe von der Gottheit Statt finden; es gab daher auch keinen eigentlichen Lehrbegriff der Religion, und man lernte die Götter nur aus der Art der Verehrung derselben kennen, die sich von einer Geschlechtsfolge auf die andere fortpflanzte.

Die mannichfaltigen Feste und religiösen Gebräuche aber erhielten alles, was man sich von den Göttern dachte, bei dem Volke weit lebhafter in Erinnerung, als irgend ein noch so oft wiederhohlter mündlicher Unterricht würde gethan haben; so, daß man sagen kann, die gottesdienstlichen Gebräuche wurden nicht durch die Lehre, sondern die Lehre selbst wurde nur durch die gottesdienstlichen Gebräuche erhalten.

Nur aus diesem Begriffe von der Religion der Alten kann man sich eine richtige Vorstellung von ihren Priestern machen, welche nicht als Lehrer, sondern nur als Diener der Religion betrachtet werden müssen; weil sich unter diesem Volke in jenen Zeiten noch niemand erdreistete, das eigentliche Wesen der Gottheit, und die Art und Grenzen ihrer Verehrung in einem besonders dazu verfaßten Lehrbuche zu bestimmen, sondern bei jeder unschuldigen Ceremonie, der bloße Wille die über

alle Begriffe erhabne Gottheit zu verehren, für die That galt.

Es bleibt daher immer ein liebenswürdiger Zug in jener alten Götterlehre, daß sie sich keine Entscheidung über Dinge anmaßte, welche den Menschen unbegreiflich sind, und daß sie eben deswegen auch nirgends ausschließend, nirgends unduldend war; daß fast eine jede Nation die Götter und Heiligthümer der andern ehrte; daß selbst die erbittertsten Feinde, auch die ihnen fremden Tempel und Heiligthümer eroberter Städte verschonten, und wenn sie sich daran vergriffen hatten, den Frevel wieder zu tilgen und auszusöhnen suchten;

Daß kein Volk dem andern die ausschließende Verehrung seiner Götter aufdrang; und daß durch die mannichfaltigsten Arten der Verehrung, doch immer einerlei Empfindung des Danks, der Abhängigkeit, und des Schutzes von höhern obwaltenden Wesen, sich äußerte; und das Gefühl der Eingeschränktheit menschlicher Begriffe von göttlichen Dingen, selbst das Band wurde, welches die Menschen zu der gemeinschaftlichen Verehrung des Heiligen und Ehrwürdigen unter jedem Himmelsstrich, zusammenschloß; so, daß vor dem vortreflichsten Buche der neuern Zeiten, welches unter dem Schleier der Dichtung mit der mächtigen Stimme

der Wahrheit Duldung predigt, kein schöneres Wort zum Wahlspruch konnte genommen werden, als jene Einladung, wobei man sich die schüchternen Ankömmlinge im fremden Lande denkt, wie sie gastfreundlich bewillkommt werden: Tretet herein denn auch hier sind Götter!

Die Priester mußten damals mehr die Religion des Volks bloß ausüben, als daß sie selber die Volksreligion willkürlich hätten bestimmen können. Die Priester machten daher auch keinen eignen Stand aus, welches man schon daraus sieht, daß jeder Hausvater an seinem Hausaltare die heiligste priesterliche Handlung des Opferns selbst verrichten durfte, und daß die Priester größtentheils auch wichtige bürgerliche Ehrenstellen bekleiden konnten, wobei ihr Priesteramt nur untergeordnet war, und als ein Nebengeschäft von ihnen verwaltet wurde.

Die Kurionen.

Als Romulus den Gottesdienst anordnete, theilte er das Volk in dreißig Kurien oder Gemeinden ein, und jeder dieser Gemeinden setzte er einen Priester vor, welcher Kurio hieß, und zur bestimmten Zeit für die Veranstaltung des Gottesdienstes in seiner Kurie Sorge tragen mußte.

Diese Kurionen waren also eigentlich die römischen Pfarrer, welche in Ansehung der gottesdienst-

lichen Gebräuche eine besondere Aufsicht über ihre Gemeinden führten. Diejenigen, welche man aus den Kurien zu dieser Priesterwürde erwählte, mußten frei von körperlichen Gebrechen, von unbescholtenem Ruf, und nicht unter funfzig Jahr alt seyn; auch soviel im Vermögen besitzen, daß sie für sich mit Anstande leben konnten. Sie waren alsdann von Auflagen und Kriegesdiensten frei, und behielten die priesterliche Würde auf Lebenslang.

Jede der dreißig Kurien hatte zum Gottesdienst ihre bestimmten Tage, und ihren eignen Opferaltar, nebst einer Art von Tempel oder Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauch, welches Gebäude ebenfalls Kurie hieß, und mit unsern Kirchen in sofern einige Aehnlichkeit hatte, daß hier die ganze Gemeinde an den bestimmten Tagen sich ordentlich zu dem gemeinschaftlichen Gottesdienst versammlen mußte. Nach dargebrachtem Opfer vergaß man denn auch nicht bei einem festlichen Schmause sich zu ergötzen, und weil man es bei dieser Gelegenheit an nichts fehlen ließ, so pflegte man jedes Gastmahl, wobei man sich vorzüglich gütlich that, sprichwortsweise einen Kurienschmaus zu nennen. Unsere sogenannten Kirchweihfeste haben, so wie sie noch in einigen Gegenden gefeiert werden, am meisten Aehnliches mit jenen Kurienschmäusen.

Der

Den Kurionen selber war der Kurio Maximus vorgesetzt. Dies war schon eine der vornehmsten priesterlichen Würden. Der Tod eines Kurio Maximus gehörte unter die wichtigen Staatsvorfälle, und die Wiederbesetzung dieser Stelle war eine Angelegenheit des ganzen Volkes.

Die Flaminen.

Diejenigen, welche diese Priesterwürde bekleideten, standen keiner besondern Gemeinde vor, sondern waren irgend einer Gottheit selber zugeordnet, und ausschließend ihrem Dienst gewidmet.

So wie daher die Kurionen nur die bestimmten Opfer für ihre Gemeinden zu besorgen hatten, so mußten hingegen die Flaminen jeder besondern Gottheit für das ganze Volk an bestimmten Tagen opfern.

In Ansehung der Kleidung, welche übrigens bei den vornehmen Priestern überhaupt mit der Kleidung der Magistratspersonen übereinkam, zeichneten sich die Flaminen noch durch eine spitzige Mütze oder Hut aus, welcher Apex hieß, und woran zwei feine Riemen oder Bänder befindlich waren, mit denen dieser Hauptschmuck unter dem Kinn befestigt wurde.

Die Flaminen waren die nächsten Diener der Gottheit; und ihr Rang richtete sich nach dem

Range der Gottheiten, denen ihr Dienst geweiht war. So war der Flamen des über alles herrschenden Jupiter der angesehenste, und der Flamen der Pomona, unter deren Schutz nur die Obstbäume standen, der unbedeutendste von allen.

Der Flamen des Jupiter, dessen Amt vorzüglich darin bestand, ohngefähr in der Mitte jedes Monaths an den dazu bestimmten Tagen, welche im römischen Kalender die Iden hießen, dem Jupiter ein Opfer darzubringen, bekleidete eine der vornehmsten priesterlichen Würden, welche zugleich unter allen am meisten mit einer gewissen Art von Heiligkeit verknüpft war, die selbst auf die Person zurückfiel.

Das Haus, welches der Flamen des Jupiter bewohnte, war durch ihn geweiht. Es durfte aus diesem Hause kein Feuer getragen werden, ausser demjenigen, was beim Opfer zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt war.

Wenn ein Gefangner mit seinen Banden in dies Haus seine Zuflucht nahm, so mußten ihm seine Bande abgenommen, und vom Dache des Hauses auf die Straße hinuntergeworfen werden. Wenn jemand zur öffentlichen Geisselung verurtheilt war, und er konnte sich zu den Füßen dieses

Flamens werfen, ſo durfte an demſelben Tage die Strafe an ihm nicht vollzogen werden.

Auch durfte der Flamen des Jupiter, ganz ſeinem heiligen Dienſte geweiht, an keiner kriegeriſchen Beſchäftigung Theil nehmen, welches ſich ſo weit erſtreckte, daß ihm nicht einmal erlaubt war, eine bewafnete Armee zu ſehen, weswegen man ihn auch nie zum Konſul wählen konnte, weil mit dieſer höchſten obrigkeitlichen Würde auch das Feldherrnamt verknüpft war.

Ferner war mit dieſer Prieſterwürde verknüpft, daß derjenige welcher ſie bekleidete, keinen Todten anrühren, keinen Begräbnißplatz betreten, keinen Eid ſchwören, keine Nacht aus der Stadt abweſend ſeyn, und ohne ſeinen Prieſterhut nicht ausgehen durfte.

Merkwürdig iſt noch der Umſtand, daß durch den Flamen des Jupiter auch ſeine Gattinn zur Prieſterinn geweiht war, welche den Nahmen Flaminika führte, und an beſtimmten Tagen dem Jupiter einen Widder zu opfern durch ihre prieſterliche Würde verpflichtet war. Wegen dieſer Würde, die ſie einmal bekleidete, konnte ſie nie von ihrem Manne geſchieden werden, und dieſer mußte ſogar, ſobald ſie ſtarb, ſein Prieſteramt niederlegen.

Uebrigens waren noch mit der Würde eines Flamen des Jupiter die äußern Zeichen der höchsten obrigkeitlichen Würde verbunden; ein Aktor der vor ihm hergieng, und der elfenbeinerne Stuhl, deſſen die höchſten obrigkeitlichen Perſonen ſich nur bedienen durften.

Das Anſehen der obrigkeitlichen Würden im Staate war alſo doch immer das vorzüglichſte, ſo daß man ſelbſt den Prieſter der höchſten Gottheit nicht höher ehren konnte, als wenn man ihm die äußern Zeichen jener Würden im Staate zugeſtand.

Der Flamen des Mars und der Flamen des Quirinus, hatten nächſt dem Flamen des Jupiter, das größte Anſehen bei den Römern, welchen Mars und Quirinus, als ihre Ahnherren, vorzüglich geliebte Götter waren, deren Rang und Anſehen unter den übrigen Göttern auch den Rang beſtimmte, den ihre Prieſter bekleideten.

Als man in den ſpätern Zeiten erſt anfing die Kaiſer zu vergöttern, ſo entſtand mit dem neuen Gott auch immer eine neue Prieſterwürde, weil jedem ein eigner Flamen, ſo wie den übrigen Gottheiten zugeordnet wurde, deſſen Amt und Würde dem Dienſt der neuen Gottheit ausſchließend gewidmet war.

Die Pontifizes.

Die Pontifizes bekleideten bei ihrer Prieſterwürde gemeiniglich anſehnliche obrigkeitliche Aemter im Staate; ſie machten aber unter ſich ein eignes hohes Prieſterkollegium aus, welches über den Gottesdienſt, und alle gottesdienſtlichen Gebräuche, ſo wie auch über die Prieſter ſelber, im Nahmen des Staates, die Oberaufſicht führte.

Durch dies höchſte Prieſterkollegium wurde eigentlich das Band zwiſchen dem Staate und der Religion geknüpft, weil die Mitglieder deſſelben als Deputirte vom Staate zu betrachten waren, welche über die Beobachtung der heiligen Gebräuche wachen, und Unordnung und Mißbrauch verhüten mußten. Alle Vorſchriften und Verordnungen in religiöſen Dingen wurden daher auch von dieſem Prieſterkollegium abgefaßt.

Die höchſte unter allen prieſterlichen Würden, war die eines Pontifex Maximus, welche Benennung daher, weil es in der Sprache der alten Römer einmal keine höhere giebt, auch auf das Oberhaupt der römiſchkatholiſchen Kirche übertragen iſt.

Der Pontifex Maximus wählte die Veſtaliſchen Jungfrauen, und dieſe durften auch, im Fall einer Vergehung, deren ſie ſich ſchuldig machten,

nur von ihm bestraft werden. Bei den allerheiligsten Handlungen, wie z. B. bei der Einweihung der Tempel, mußte der Pontifex Maximus nothwendig zugegen seyn, und dem Einweihenden die Gebetsformel vorsagen, welche derselbe nachsprechen mußte.

Wenn der Flamen des Jupiter sich eine Nacht aus Rom entfernen wollte, so konnte ihm nur der Pontifex Maximus die Erlaubniß dazu ertheilen. Der Pontifex Maximus selber durfte zwar zu Felde ziehen, aber nur so lange der Krieg innerhalb den Grenzen Italiens geführt wurde. Krassus, welcher zugleich Pontifex Maximus und Konsul war, überschritt dies Gesetz zuerst, durch seinen Feldzug gegen die Parther, wobei er ums Leben kam.

Daraus aber, daß ein Pontifex Maximus zugleich Konsul und Feldherr war, sieht man deutlich, wie sehr diese höchste priesterliche Würde der obrigkeitlichen sich unterordnen mußte, mit der denn doch einmal die ernsthaftesten und wichtigsten Geschäfte verknüpft waren, gegen welche die priesterlichen Angelegenheiten im Ganzen nur als ein Nebengeschäft betrieben werden konnten.

Wegen der Anordnung der Feste, in so fern durch dieselben das Jahr bezeichnet wurde, hing von dem höchsten Priesterkollegium und vorzüglich

vom Pontifex Maximus auch die Einrichtung der Kalender ab, in welche wegen der Unvollkommenheit der Zeitrechnung, von Zeit zu Zeit eine Anzahl Tage mußten eingeſchaltet werden.

Dadurch, daß dieſe Einſchaltung der Tage von dem höchſten Prieſterkollegium abhing, erhielten die Pontifizes eine groſse Macht; weil es bei dem immerwährenden jährlichen Wechſel der obrigkeitlichen Würden in Rom, auf dieſe Schalttage, wodurch das Jahr verkürzt oder verlängert werden konnte, ſehr oft vorzüglich ankam, um jemanden in ſeinen Abſichten zu begünſtigen, oder ihm hinderlich zu ſeyn, und ſeine Plane zu vereiteln.

Als Julius Cäſar Pontifex Maximus war, und ihm daher die Beſorgung des Kalenderweſens oblag, ſchafte er zuerſt die Unordnung und Verwirrung ab, welche bis dahin in der Zeitrechnung geherrſcht hatte, und wandte die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes auch dazu an, in Anſehung einer ſo wichtigen Sache als der Zeitlauf iſt, die Begriffe der Menſchen zu berichtigen und zu ordnen.

Bei der Verfertigung der Kalender waren die Pontifizes auch verpflichtet, die wichtigſten Begebenheiten, nach der Zeitfolge, worin ſie ſich ereigneten, aufzuzeichnen, woraus denn die Annalen ent-

Landen, welche die römischen Geschichtschreiber in der Folge benutzten.

Die Kalender, welche man die großen nannte, waren marmorne Tafeln, worauf die Konsulate, Diktaturen, Triumphe u. s. w. verzeichnet waren, und wovon sich jetzt noch einige auf dem Kapitol in Rom befinden, die auf eine ähnliche Weise bis auf die jetzigen Zeiten fortgesetzt sind. Auf den modernen Tafeln sind denn auch die Personen aus dem jetzigen Stadtmagistrat von Rom verzeichnet, welche man ohngefähr mit jenen alten obrigkeitlichen Würden, der Benennung nach, vergleichen könnte.

In dem sogenannten kleinern Kalender wurden vorzüglich die glücklichen und unglücklichen Tage, die Festtage, und die eingeschalteten Tage verzeichnet; auch gab es eine Art Kalender für die Landleute, wo auf einem viereckigten Stück Marmor, die zwölf Monathe, die zwölf himmlischen Zeichen, nebst den Märkten und den Festen der Landleute eingegraben waren.

Da aber die Pontifizes immer die Einrichtung des Jahres erst machten, so gab es eigentlich keinen Kalender für das Volk, welches man auch daraus sieht, daß der erste Tag in jedem Monathe mußte ausgerufen werden; von welcher Ausrufung

dieſer Tag Kalendä hieß, und das Wort Kalender ſelbſt ſeinen Urſprung hat.

Die Auguren und Haruſpicen.

Nichts iſt dem Menſchen natürlicher, als der Wunſch, den Ausgang einer Sache, woran ihm liegt, zu wiſſen. Die Ungewißheit quält ihn um deſto mehr, je weniger er im Stande iſt, ſich auf das Schlimmſte gefaßt zu machen. Was Wunder denn, daß er in dieſem ſchwankenden Zuſtande, ſich an der ſchwächſten Stütze feſtzuhalten, ſchon von ſelbſt geneigt iſt.

Hier, wo alles Forſchen und Denken vergeblich iſt, und wo bei aller Behutſamkeit und Vorſicht der Ausgang doch vom Zufall abhängt, hilft alles Sinnen zu weiter nichts, als Zufall mit Zufall zu vergleichen.

Denn eben ſo zufällig wie es z. B. iſt, daß gerade itzt, indem ich hier ſtehe und ſinne, jener Vogel aus Mitternacht hergeflogen kömmt, eben ſo zufällig und folglich ungewiß iſt es auch, ob der Ausgang der gewagten Unternehmung, womit jetzt alle meine Gedanken beſchäftigt ſind, meinen Wünſchen entſprechen wird, oder nicht?

Fügte es ſich aber, daß jemand, der an dem glücklichen Ausgange einer Sache ſchon beinahe

verzweifelte, z. B. sagte: eben so unwahrscheinlich wie es ist, daß gerade in diesem Augenblick aus jener Himmelsgegend, worauf ich zeige, ein Geier seinen Flug hieher richten sollte, so unwahrscheinlich ist auch der glückliche Ausgang dieses Unternehmens; und es ereignete sich nun, daß in diesem Augenblick würklich ein Geier gerade aus jener Gegend, in seinem Fluge die bestimmte Richtung nähme, so würde auch der Aufgeklärteste in dem ersten Augenblick dieser Erscheinung schwerlich ganz gleichgültig bleiben; die Korrespondenz zwischen seinen Gedanken und dem Zufall, sie mag nun selber so zufällig seyn wie sie wolle, wird ihrer Würkung auf das Gemüth nicht verfehlen, wenn gleich das Nachdenken dadurch ganz unbefriedigt bleibt.

Denn da das Nachdenken doch einmal nicht bis an den Ausgang der Sache reicht, so ist es, als ob man sich in ein Meer stürzte, wo man von den Wellen emporgetragen wird. Dies unbedingte Zutrauen auf den Zufall muß die Stelle des Nachdenkens hier vertreten, und wie dies Zutrauen nun verstärkt wird, das ist dem Nachdenken, in so fern es nicht mehr wirken kann, einerlei.

Nun kann aber das Zutrauen auf das Glück oder auf die Uebereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen, nur durch sich selbst verstärkt wer-

den, und wird von selber immer zunehmen, je seltener es getäuscht wird, wie beim Julius Cäsar, der im tobenden Sturm auf dem Nachen zu dem zagenden Schiffer die Worte sprach: fürchte dich nicht, denn du trägst den Cäsar und sein Glück!

In wie fern nun der Muth durch das Glück, oder das Glück durch den Muth entsteht, ist schwer zu entscheiden, weil diese Dinge schon außer dem eigentlichen Gebiete des Nachdenkens liegen.

Da nun aber das Glück nichts anders als die Uebereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen und Gedanken ist, so ist das unruhige Gemüth von Natur geneigt, an allem, was es sieht und hört, und was ihm an sich gleichgültig ist, gleichsam die Probe auf dies Glück zu machen.

Einer denkt sich z. B.: so wie dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrift, kann auch der Ausgang jener Sache mit einem Wunsche zutreffen; oder: wenn jetzt dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrift, so soll diese Uebereinstimmung zwischen meinem Gedanken und dem Zufall, mir für das Glück der Zukunft Bürge seyn!

Man sieht leicht, wie dies Spiel, sobald das Gemüth einmal darauf verfallen war, sehr leicht bis ins Unendliche getrieben werden konnte; aber auch, welch ein Hang dazu bei einem kriegerischen

Volke ſtatt finden mußte, das ſich überhaupt zu kühnen Thaten mehr als zum Denken neigte, und bei welchem faſt unaufhörlich Glück und Wohlfahrt auf der Spitze ſtand, und von dem ungewiſſen Ausgange irgend einer gewagten Unternehmung abhing.

Dem Nachdenken kann jenes Spiel mit der Zukunft freilich nicht anders als kindiſch vorkommen. Bei dieſem fortgeſetzten kindiſchen Spiele aber, führte das römiſche Volk dennoch Thaten aus, welche das Nachdenken vor ihrer Ausführung ſehr oft für unmöglich würde gehalten haben.

Und das Nachdenken ſelber wird, wenn es auf den unbegreiflichen Zuſammenhang der großen Geſetze, nach welchen dasjenige, was wir Zufall nennen, ſich ereignet, ſein Augenmerk heften will, dem Nachdenken des Kindes wieder gleich, und darf ſich alſo jenes Spieles nicht ſchämen, in ſo fern daſſelbe nur auf Thätigkeit abzweckte, und zwiſchen dem Unternehmen und dem Ausgange, wenigſtens für die Einbildung, die düſtre Lücke füllte.

Gideon, wie die heilige Geſchichte ſagt, breitete ein Fell mit der Wolle aus, und erbat ſich von Gott zum Zeichen, daß wenn er ſein Volk befreien würde, der Thau allein auf dem Fell ſeyn ſollte,

wenn die ganze Erde trocken wäre; und als dies geschahe, erbat er sich zur Bekräftigung des ersten Zeichens, daß die folgende Nacht das Fell allein trocken bleiben sollte, wenn der Thau auf der ganzen Erde wäre, welches auch geschahe; und nun zog er mit dem Heere gegen die Feinde.

Dies war nun freilich ein eigentliches Wunderzeichen, welches sich Gideon erbat, um von der Zukunft gewiß zu seyn. Diese Idee von Wunderzeichen aber fand bei den alten Römern nicht Statt, sondern es waren vielmehr größtentheils die ganz gewöhnlichen Ereignisse in der Natur, als Donner und Blitz, der Vogelflug, oder gar nur das Fressen der Hüner, wodurch die Götter, nach der Volksmeinung, den Sterblichen ihren Willen kund thaten.

Alles was dem Lauf der Natur entgegen schien, wie z. B. eben jenes Ereigniß mit dem Felle des Gideon, das war bei diesem Volke ein furchtbarer Beweis von dem Zorn der Götter, die man deswegen auf alle Art mußte zu versöhnen suchen, weit entfernt, daß man von ihnen dergleichen schreckliche Wunderzeichen zu irgend einer Absicht noch hätte erbitten sollen.

Hier gründete sich vielmehr der Glaube an Prophezeiungen immer auf die Idee von einer

gewiſſen bedeutenden Zuſammenſtimmung der zufälligen Naturereigniſſe, oder des Zufalls überhaupt mit den Wünſchen und Planen desjenigen, der gleichſam durch den Zufall ſelber in die Zukunft zu blicken ſuchte.

In ſo fern man ſich nähmlich durch die Gottheit alles beſeelt, und ein geheimes Band zwiſchen dem Allerentfernteſten dachte, war freilich in dieſem großen Zuſammenhange nicht das Geringſte unwichtig und unbedeutend; die Gottheit konnte ihren Willen durch alles kund thun, und die Auguren nebſt den Haruſpicen waren ihre Dollmetſcher oder die Ausleger ihres Willens.

Ob nun gleich die Beſchäftigungen der Auguren und Haruſpicen ſehr viel Aehnliches, und einerlei Endzweck hatten, nähmlich, Zeichen auszudeuten, und dadurch die Zukunft zu enthüllen, ſo fand doch der Unterſchied zwiſchen ihnen Statt, daß das Amt der Auguren neben der Wiſſenſchaft mehr in der Würde, das Amt der Haruſpicen aber vorzüglich in der Wiſſenſchaft ſelbſt beſtand; denn es gab Beiſpiele, wo ein Augur die Haruſpicen ſelbſt um Rath befragte.

Dann gaben ſich auch die Haruſpicen insbeſondere mit der Erforſchung der Eingeweide ab, und zeichneten ſich durch eine leichte und kurze Kleidung

aus, welche ihnen bei diesem Geschäfte nicht beschwerlich fiel; auch waren sie mit einer Art von spitzigen anatomischen Messer versehen, woran man sie in den Abbildungen leicht erkennt.

Die Auguren hingegen beobachteten vorzüglich den Vögelflug. Sie trugen ein langes Gewand, womit sie zugleich das Haupt umhüllten, und in der Hand den Lituus, oder nach oben gekrümmten Stab, womit sie, bei der Beobachtung der Ereigniſſe in der Luft, die Himmelsgegenden bezeichneten, und woran man sie vorzüglich in den Abbildungen erkennt.

Eins der wichtigsten Geschäfte der Auguren war, bei den Komitien oder Volksversammlungen, wo die wichtigsten Staatsgeschäfte beschlossen, und die höchsten obrigkeitlichen Würden jedesmal nach Verlauf eines Jahres aufs neue wieder besetzt wurden, auf die himmlischen Zeichen Acht zu geben, durch welche die Götter ihre Genehmigung oder Mißbilligung dessen, wozu man schreiten wollte, zu erkennen gaben.

Der Konsul, welcher bei den Komitien den Vorsitz hatte, stellte zwar eigentlich diese Auspicien oder Beobachtung der himmlischen Zeichen an, allein er mußte hiebei den Augur zur Seite haben, welcher auf den Befehl des Konsuls seine Beobachtun-

gen machen, und was er gesehen, dem Konsul eröffnen mußte, von dem es abhing, bei widrigen Zeichen, die Volksversammlung aufzuheben.

Ob nun gleich in Ansehung der Wissenschaft bei den Auspicien der Augur als die Hauptperson betrachtet werden mußte, so war er doch in Ansehung des Amtes und der Würde nur eine Nebenperson, weil es vom Konsul abhing, die Auspicien anzustellen, und, was denselben zufolge geschehen mußte, auf seinen Befehl geschahe.

Die Auspicien wurden nach Mitternacht gegen Morgen angestellt, bei heiterm stillen Wetter, so daß in freier Luft vom Winde kein brennendes Licht verlöschte.

Es wurde ein Opferthier geschlachtet, und der Augur sprach ein Gebet, das ihm von einem andern vorgesagt werden mußte, damit er kein Wort darinn verfehlte.

Hierauf wandte er sich gegen Mittag, nahm den Lituus oder gekrümmten Augurstab in die Hand, und bezeichnete damit die Gegenden des Himmels, innerhalb deren er die Zeichen erwarten wollte.

Dann umhüllte er sein Haupt mit dem Augurmantel, setzte sich auf einen Stein, und sprach die geheimnißvollen Worte:

„Jene

„Jene wilden Hecken, so weit in Heiligkeit und Reinigkeit der Seele, meine Zunge sie benennt; Jener alte Baum, welcher es auch sey, den ich itzt im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Linken seyn! Jener alte Baum, was es für einer sey, und was es sey, das ich im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Rechten seyn! Innerhalb dieser Grenzen, so weit ich sie bestimmt habe und sehen kann, will ich auf die Zeichen merken!"

Eine solche bezeichnete und umgrenzte Gegend, welche nun gleichsam wie ein Gebäude einen Umfang hatte, wovon die Himmelswölbung selbst das Dach war, wurde Tempel genannt, und alles, was sich darin ereignete, war von nun an nicht mehr zufällig, sondern eine heilige Offenbarung des hohen Götterwillens.

Sobald daher der Augur mit seinem Stabe diesen Tempel um sich her gebildet hatte, richtete er nun sein forschendes Auge gen Himmel, wo zuerst und was für ein Vogel sich blicken ließ, und wohin derselbe seinen Flug nahm.

Ein unfehlbar glückliches Zeichen war, wenn ein Adler von der Linken zur Rechten flog. Die Krähe bedeutete Unglück; bei dem Raben mußte man auf sein Geschrei Acht geben, u. s. w.

Diese Wissenschaft der Auguren war nun ordentlich in eine Art von System gebracht, und man theilte die Vögel des Himmels, nach dem was sie durch ihren Flug anzeigten, ordentlich in Klassen ein; indem man z. B. die Vögel, welche von der Linken zur Rechten flogen, glückliche Vögel, andere, die durch die Bedeutung ihres Fluges an etwas hinderten, abhaltende, noch andere, die bloß viele Schwierigkeiten bei einer Sache anzeigten, erschwerende, u. s. w. nannte; andre Vögel hießen diejenigen im besondern Sinne des Wortes, wodurch die ersten glücklichen Zeichen, die man zu mehrerer Ueberzeugung wiederhohlt sehen wollte, nicht bestätigt wurden.

Bei den Feldzügen, wo die Beobachtung des Vögelfluges zu umständlich gewesen wäre, faßte man sich kürzer. Man versäumte nähmlich niemals, einen Hünerkasten mit zu Felde zu nehmen, worin man eine Anzahl heiliger Hüner, fütterte und aufbewahrte, um durch diese Herolde, von dem Willen der Götter, wenn es Noth that, belehrt zu werden.

Die Aufsicht über diese Hüner war selbst eine Art von priesterlichem Geschäft, und derjenige welchem man sie anvertraute, wurde Pullarius genannt. Dieser Pullarius mit dem Hünerkaste

war eine unentbehrliche Perſon bei jedem Feldzuge, weil man ſich an ihn wenden mußte, ſo oft man in dringender Noth den Willen der Götter zu erfahren wünſchte.

Indeß gab es immer auch noch einige andere Prieſter, Auguren und Haruſpicem, bei der Armee, von denen einer auf Befehl des Feldherrn, ebenfalls bei Anbruch des Tages, und bei heiterm ſtillen Wetter die Auſpicien mit den Hünern anſtellen mußte, indem der Pullarius wenn es Zeit war, das Behältniß mit den Hünern herbeibrachte und ihnen Futter vorwarf, wobei alsdann der Augur auf jeden kleinen Umſtand Achtung gab, wie die Hüner das ihnen vorgeworfene Futter verzehrten, ob langſam oder ſchnell, ob alles oder nur einen Theil davon; ob wenig oder viel, ob träge oder mit Begierde, u. ſ. w. Je begieriger die Hüner fraßen, deſto glücklicher war das Zeichen und mit deſto mehr Muth ging man ins Treffen.

Auch wurde der Muth vorzüglich dadurch belebt, wenn man ſich einbildete, daß die hellpolierten Spitzen der Lanzen und Spieße des Nachts einen vorzüglichen Glanz von ſich gaben; denn worauf konnte dies anders deuten, als auf den glänzenden Sieg, den man erfechten würde?

Aber nicht nur der Flug und das Geschrei der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere, die leuchtenden Spitzen der Lanzen, u. s. w. sondern auch jeder Wetterstrahl hatte nach den Kompendien der Auguren und Haruspicen, seine eigne unzuverkennende Bedeutung.

Nach diesen Bedeutungen theilte man auch die Blitze in Klassen; einige hießen z. B. bekräftigende, die eine vorhergehende Anzeige bestätigten; andre aufhebende, die eine vorhergegangene Anzeige wieder vernichteten; einige sollten öffentliche, andre Privatbegebenheiten, einige auf immer, andere nur auf eine bestimmte Zeit, etwas vorbedeuten; es kam darauf an, wo und zu welcher Zeit der Blitz entstanden war, wohin er seine Richtung genommen, und was er getroffen, verletzt oder beschädigt hatte. Eben so wie der Vogelflug war auch der Blitzstrahl glückbedeutend, wenn er, indem man ihn als ein Zeichen erwartete, von der linken Seite kam.

Unter den Haruspicen gab es sogar eine besondere Klasse welche man Blitzharuspicen nannte, weil ihr Geschäft vorzüglich darin bestand, die Beschaffenheit und Bedeutung des Blitzes zu erklären. Diesen lag auch ob, die Plätze, welche vom Wetterstrahl getroffen waren, durch eine Umgrenzung

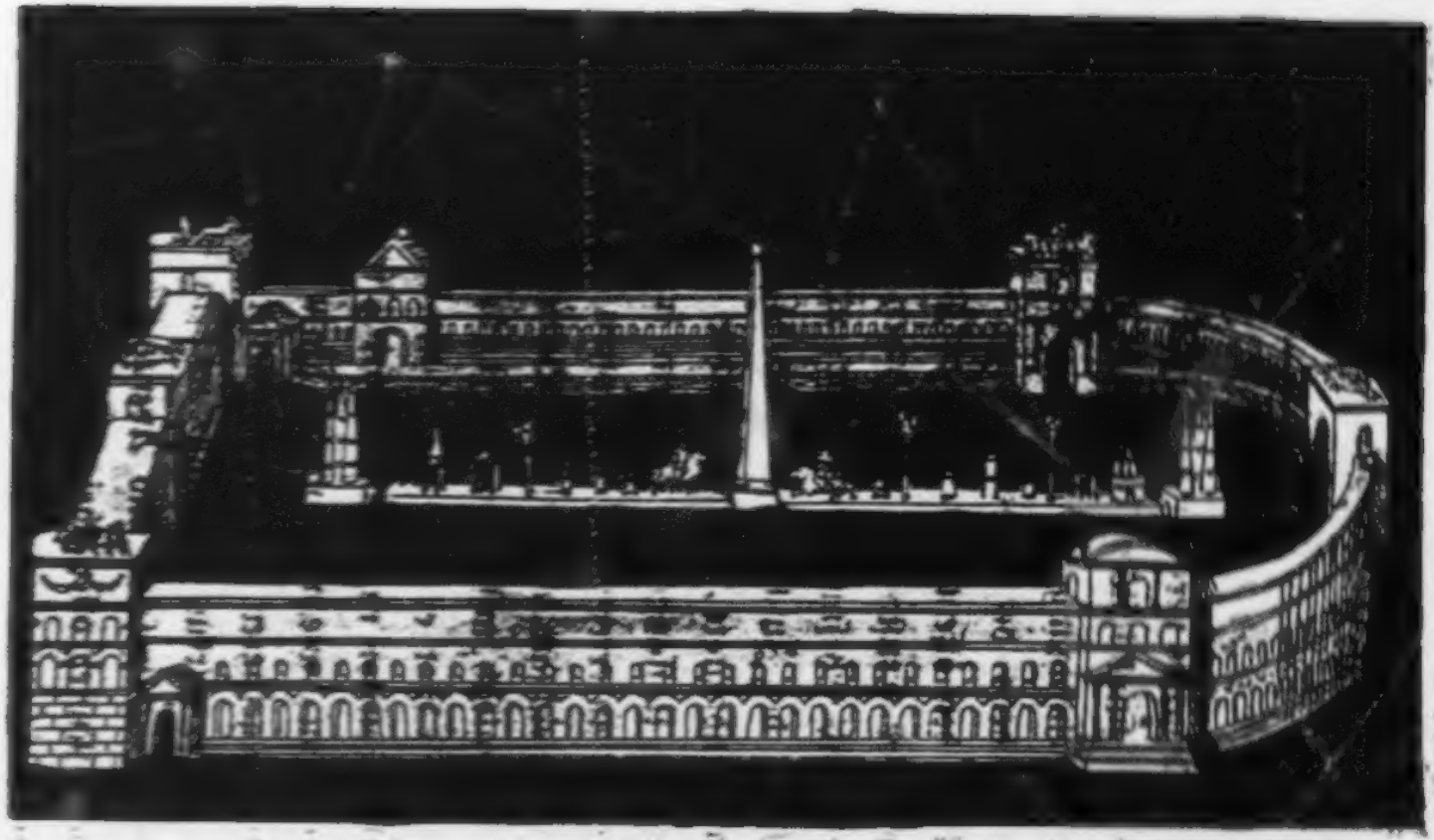
von dem übrigen Erdreich als heilig abzusondern; auf einem solchen Flecke ein zweijähriges Lamm zu opfern, und ihn den Göttern gehörig einzuweihen, weil man voraussetzte, daß die Götter einen solchen vom Blitz getroffenen Platz sich selber zugeeignet hätten.

So mußte auch dasjenige was nur irgend vom Wetterstrahl berührt war, von dem Haruspex sorgfältig gesammlet und gesondert, und mit einem stillen Gebete in die Erde vergraben werden; über die zugeworfene Grube aber ward ein Stein mit einem Loche gelegt, das beständig eröfnet bleiben mußte; dies gab einem solchen Platze eine Aehnlichkeit mit einem verdeckten Brunnen, weswegen man ihn auch Puteal nannte.

Die Haruspicen deuteten auf Verlangen auch Träume, und wunderbare Ereignisse, aus welchem allen erhellet, daß ihre Priesterwürde vorzüglich in ihrer Wissenschaft bestand, und ihnen also nicht konnte genommen werden; wer einmal Haruspex war, konnte nie wieder aufhören es zu seyn; eben dies erstreckte sich auch auf die Augurен, welche, wenn sie auch das größte Verbrechen begangen hatten, dennoch ihrer Würde nicht entsetzt werden konnten, sondern dieselbe nothwendig Lebenslang behielten.

Von den Funfzehnmännern, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und von den Epulonen, welche die Göttermahle oder Lektisternien veranstalten mußten, ist bei der Beschreibung der römischen Feste, selbst das Nöthige schon erwähnt; so wie auch von den Vestalischen Jungfrauen; dem Opferkönig; den Fetialen; den salischen Priestern des Mars, welche an bestimmten Tagen bewafnet durch die Straßen tanzen, und dem Mars zu Ehren Loblieder singen mußten; von einer Art Priester des Pan, welche Luperci hießen; von den Ambarvalischen Brüdern, welche die Grenzen weihten, indem sie die Opferthiere um die Felder führten; von den Priestern der Cybele, u. s. w.: von allen diesen Arten von Priesterkollegien oder Priesterorden, wird man sich nun aus der vorhergegangenen Beschreibung ihrer heiligen Verrichtungen bei den Festen selber, einen deutlichen Begriff machen können.

Da nun zu den heiligen Gebräuchen der Römer auch die öffentlichen Spiele gehörten, welche sie den Göttern zu Ehren anstellten, so müssen wir noch den großen Schauplatz betrachten, wo unter mannichfaltig abwechselnden Scenen, beim Genuß der vorübereilenden Stunden, das festliche Leben der Römer in seinem höchsten Glanze erschien.



Vom Cirkus.

Nirgends vereinigte sich so viel Religiöses und so viel sinnbildliche Darstellung mit mannichfaltigen Belustigungen und dem eigentlichen Genuß des Lebens bei froher Muße, als im Cirkus, einem den öffentlichen Spielen geweihten Platze, wo alles Ernste und alles Scherzende, alles Heilige und Ehrfurchteinflößende, und alles was die Augen der Zuschauer ergötzte, sich dergestalt zusammendrängte, daß ein solcher Cirkus, von dem ganzen Umfange der mit dem frohen Genuß des Lebens unzertrennlich verknüpften Religion der Alten, gleichsam ein Bild im Kleinen war.

Obgleich im Cirkus allerlei Spiele gegeben wurden, so war er doch schon seiner Bauart nach zum Wettrennen mit Wagen und Pferden eigentlich bestimmt, wie man aus der Figur desselben auf der hier beigefügten Kupfertafel siehet.

Der Cirkus Maximus in dem Thale zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Berge, war das Muster aller übrigen Plätze dieser Art, und von solchem Umfange, daß über drittehalb hunderttausend Zuschauer darin Platz hatten.

Die Länge dieſes Cirkus betrug viertehalbmal ſeine Breite, und das Wettrennen in demſelben geſchahe von Abend gegen Morgen. Auf der Abendſeite war der große Eingang, und die Schranken, wo man auslief; die beiden langen Seitengebäude, welche den Cirkus von Süden und Norden einſchloſſen, waren mit prächtigen bedeckten Gängen geſchmückt, und enthielten inwendig die Sitze für die Zuſchauer; auswendig waren Kaufmannsgewölbe, und zur Bequemlichkeit für die Gehenden und Kommenden, eine Menge von Eingängen zu den Sitzen.

Von Abend gegen Morgen erſtreckte ſich eine Scheidung, welche Spina hieß, der Länge nach durch den Cirkus; dies war eine vier Fuß hohe und zwölf Fuß breite Mauer, an deren beiden Enden auf ſtarken Fußgeſtellen drei runde Pyramiden errichtet waren, welche das Ziel der Laufbahn bezeichneten, und wovon jede ein Ei aus Stein gebildet, auf ihrer Spitze trug.

Um dies Ziel nun mußten die Wagen beim Wettrennen geſchickt herumgelenkt werden, um die Laufbahn von neuem zu beginnen; weswegen ſich auch ein römiſcher Dichter alſo ausdrückt:

„Doch, Das mit heißen Rädern vermiedene Ziel gewährt dem Sieger die Palme!“

Das Schlußgebäude des Cirkus aber nach Morgen zu, war eine halbe Ründung, die ſich an die langen Seitengebäude ſchloß; und bis an den Anfang dieſer halben Ründung erſtreckte ſich die Spina.

Auf dieſer Spina nun drängte ſich alles Religiöſe zuſammen, wodurch die Spiele und das Vergnügen des Volks geheiligt wurden, und was zugleich in Anſehung des Wettlaufs ſelber anſpielend und bedeutend war.

Gleich neben dem untern Ziele oder Meta, gegen Abend zu, befand ſich der auf vier Säulen errichtete Obeliſk des Mondes. — Darauf folgte dem Neptun zu Ehren, eine auf vier Säulen ruhende Marmortafel, auf welcher ſich in Stein gehauene Delphinen krümmten. Denn nach der alten Dichtung rief Neptun durch einen Stoß mit ſeinem Dreizack aus der Erde das Roß hervor, und fand zu Lande an dem Wettrennen mit Wagen und Pferden, ſo wie auf dem Meere, an den ſchnellen Schiffen, ſeine Luſt.

Eine geflügelte Viktorie, auf einer Säule emporgetragen, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, hielt in der Rechten einen Palmzweig und in der Linken eine Lorbeerkrone dem rückkehrenden Sieger, mit ausgeſtreckter Hand, entgegen.

Dann folgte ein kleiner Altar der Siegesgöttinn, mit der darauf lodernden Opferflamme. Gleich neben dem Altar der Siegesgöttinn aber ragte, gleichsam um jede Vorstellung von Krieg und Zwist bei diesen frohen Spielen zu vermeiden, der friedliche Oehlzweig aus einer Vase hervor.

Dann waren dem Genius und den Schutzgöttern Roms Altäre geweiht. Hierauf folgte die Bildsäule des Neptun zu Pferde, mit dem Dreizack in der Hand, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, worauf der große Sonnenobelisk in der Mitte der Spina stolz gen Himmel ragte.

Was nach dem großen Obelisk auf der Spina befindlich war, deutete nun nicht mehr nach Morgen sondern wieder nach Abend zu. Was vor dem Obelisk herging, waren vorzüglich Anspielungen auf den Sieg, und auf das Streben nach dem Ziele; was nachher folgte, deutete mehr auf Ruhe, Glück und Ueberfluß, als die Früchte des Sieges.

Gleich nach dem großen Obelisk war die Göttinn Cybele, als die große Mutter und Erzeugerinn aller Dinge, auf einem Löwen sitzend abgebildet. Dann folgten drei Altäre, wovon der erste den großen, der zweite den starken, und der dritte den mächtigen Göttern gewidmet war, unter welchen

Benennungen man die geheimnißvollen Schutzgötter Roms verehrte.

Hierauf folgte die Bildsäule der Göttin Roma, ebenfalls mit dem Antlitz gegen Abend gekehrt, und mit dem schützenden Palladium in der einen und dem Spieß in der andern Hand.

Dann war der Göttinn Setia die die Saaten schützt, der Göttinn Metia, welche der Erndte vorsteht, und der Göttinn Tutilina, welche die Früchte in Schutz nimmt, jeder ein Säulenpaar, mit einer besondern Art von Frontispiz gewidmet.

Die Göttinn Fortuna selber, mit dem Fruchthorne in der einen und dem Spieß in der andern Hand, auf einer Säule abgebildet, und ihr Antlitz gegen Abend wendend, winkte den Wetteifernden, die aus den Schranken liefen, gleichsam zu, alle ihre Kräfte anzustrengen, um nicht die süße Frucht des Sieges zu verscherzen. Vor der Bildsäule der Glücksgöttin loderte, auf dem ihr geweihten runden Altare, die Opferflamme.

Zunächst der Bildsäule der Fortuna waren auf einem viereckigten Fußgestelle vier niedrige Säulen mit Architraven errichtet, auf welchen von Stein gebildete Eier befindlich waren, die man nach Gefallen wegnehmen und wieder aufstellen konnte,

und deren man sich dazu bediente, um die Zahl der Umläufe bei dem Wettrennen zu bemerken.

Den Beschluß der Spina, zunächst an der dreifachen Pyramide gegen Morgen zu, machte ein kleiner Sonnentempel, so wie gegen Abend der Mondenobelisk am westlichen Ende der Laufbahn stand.

Die Sinnbilder also, welche denjenigen entgegensahen, die von Abend gegen Morgen aus den Schranken liefen, deuteten vorzüglich auf Ruhe, Glück und Ueberfluß, um die Wetteifernden erst anzuspornen.

Die Sinnbilder hingegen, welche denen entgegen sahen, die von Morgen gegen Abend zu den Schranken wieder zurückkehrten, deuteten vorzüglich auf Sieg und Ehre, um die Rückkehrenden jedesmal zum neuen Wettlauf wieder anzufrischen, bis die Zahl voll war, und derjenige, welcher nach einem siebenmaligen Umlaufe am ersten das Ziel erreichte, der Palme theilhaftig wurde.

Bei einem jeden Umlaufe also hielt Fortuna, mit ihrem Antlitz gegen Abend gekehrt, den Auslaufenden ihr Fruchthorn, und Viktoria, mit ihrem Antlitz gegen Morgen gewandt, hielt den Rückkehrenden Krone und Palme entgegen: weil nur derjenige den Preis erhielt, welcher am westlichen Ende der Laufbahn zuletzt den Sieg davon trug.

Auf den siebenten als den letzten Umlauf kam daher alles an, und derjenige, welcher bis dahin seine Pferde geschont hatte, ließ ihnen nun den vollen Zügel schießen. Der siebenmalige Umlauf selber aber, welcher nach der wiederkehrenden Stundenzahl vier und zwanzigmal wiederhohlt wurde, hatte, nebst den Schranken, wo man auslief, und deren gerade zwölfe, nach der Zahl der himmlischen Zeichen waren, zugleich eine geheimnißvolle Bedeutung auf die Umwälzung des Sonnenjahrs und den bestimmten Lauf der Zeit.

Der ganze Cirkus war der Sonne geweiht, und war gewissermaßen selbst ein Bild des Immerwiederkehrenden in dem Kreislauf der Dinge. Man findet daher auch das Wettrennen im Cirkus, als ein sehr bedeutendes Symbol an den Marmorsärgen der Alten zum öftern vorgestellt. Alles wetteifert; alles strebt vorwärts nach einem Ziele; und ist am Ende doch nur auf den Fleck, wo es ausging, wieder zurückgekehrt.

Ehe das Wettrennen anging, mußten die Lenker der Wagen um die Schranken losen, aus denen sie auslaufen sollten: weil diejenigen von den zwölf Behältnissen, welcher der Spina am nächsten waren, den Wettrennenden, die aus denselben ausliefen, den Vortheil gewährten, daß sie einen

kleinern Umkreis, um die Spina, zu beschreiben hatten, und also auch leichter das Ziel erreichen konnten.

Von den zwölf Schranken wurden größtentheils nur die sechse gebraucht, welche zur Rechten des großen Einganges gegen Süden lagen. Vor alle zwölf Schranken aber war ein Seil gezogen, welches zwei kleine Bildsäulen des Merkur, die Hermuli hießen, zu halten schienen, und wobei die Einrichtung getroffen war, daß es, nach gegebenem Zeichen, sobald man die Gewichte niederließ, den steinernen Händen, worin es ruhte, plötzlich entfallen mußte.

Das Zeichen zum Auslauf wurde von dem Balkon oder Halle über dem großen westlichen Eingange in den Cirkus, von demjenigen, welcher die höchste obrigkeitliche Würde in Rom bekleidete, oder von sonst einer hohen Magistratsperson, welche diese Spiele auf ihre Kosten gab, mit einem weißen Tuche, das Mappa hieß, ertheilt; wenigstens war dies Zeichen unter den Kaisern üblich, wo der Cirkus erst in seinem vollen Glanze stand, und in allen seinen Theilen ein Gegenstand der Beschreibung wurde.

Sobald nun dies Zeichen gegeben war, stürzten die Lenker der Wagen über das niedergelassene Seil,

mit verhängtem Zügel nebeneinander in die Rennbahn, und lenkten, ſich einander vorſtrebend, Roß und Wagen ſiebenmal um das Ziel in Oſten; beim ſiebentenmale aber verdoppelte ſich das Streben, und jeder ſuchte nun zuerſt, koſte es auch was es wolle, am weſtlichen Ziele der Laufbahn anzulangen; die Erwartung des Volks war nun aufs höchſte geſpannt, mit lautem Freudengeſchrei wurde der Sieger ausgerufen, und erhielt zum Preiſe des Sieges den Palmzweig und die Krone.

Es giebt kein ſchöneres poetiſches Bild, als dieſes, um die Belohnung nach der Mühe, den Sieg nach jeder Anſtrengung zu bezeichnen, und den Muth durch die Einbildungskraft anzuſpornen.

Auch ſind alle dieſe Bilder, vom Streben nach dem vorgeſteckten Ziele, vom Ringen nach der Palme, von Erreichung der Krone, ſelbſt in die chriſtlichen Religionsbegriffe mit eingewebt, und von neuern Dichtern häufig benutzt, eben weil dergleichen einfache und ſchöne Symbole durch keine andere zu erſetzen ſind.

Sieben Umläufe um die Spina entſchieden nun, wie wir ſchon bemerkt haben, immer erſt den Sieg, und machten gleichſam einen Gang für ſich aus, welcher von der jedesmaligen Loslaſſung des Seiles vor den Schranken, Miſſus hieß; ein ganzes

Wettrennen aber bestand aus vier und zwanzig solcher Missus oder Gänge.

Nun gab es aber auch verschiedene Banden der Wagenlenker, die sich voneinander durch ihre Kleidung unterschieden, welche, um auf die Jahreszeiten anzuspielen, entweder von röthlicher, weißer, grüner oder bläulicher Farbe war.

Eine jede dieser Banden hatte ihre Vorsteher, welche die Pferde zu den Spielen anschaften, und sie an diejenigen, welche die Spiele veranstalteten, um theure Preise vermietheten. Die Lenker der Wagen beim Wettrennen selber aber waren Freigelassene oder Fremde; denn einem freien und edlen Römer wurde es zur Schande gerechnet, wenn er sich zu diesem Geschäfte hergab, bis in spätern Zeiten die schändlichsten unter den Kaisern selbst in Person an diesen Spielen Theil nahmen, welches denn auch als die höchste Verderbniß der Sitten betrachtet wurde.

Bei den Griechen hingegen gereichte das Wettrennen mit Wagen und Pferden den Königen und Helden selbst so wenig zum Vorwurf, daß vielmehr ein Sieg den einer bei einem solchen Wettstreit erhielt, beinahe eben so rühmlich und ehrenvoll, als ein wirklicher Sieg über die Feinde war; weswegen auch die Siegeskrone, die einer im

Wett-

Wettkampf erhielt, bei den Griechen eine weit höhere Bedeutung, als bei den Römern hatte.

Man siehet, daß die Idee zu diesen Spielen eigentlich von fremden Boden auf den römischen verpflanzt war. Der ernsthaftere Römer wollte auch seine Belustigung haben; aber nur als Zuschauer, weil er es unter seiner Würde hielt, sich selber mit ins Spiel zu mischen.

Indeß erhielten sich doch durch diese Spiele die schönen griechischen Ideen, welche die bildende Kunst auf mancherlei Art benutzte. Auf der hier beigefügten Abbildung nach einem Basrelief an einem antiken Marmorsarge, sieht man die Spina im Cirkus, mit der Meta oder dreifachen Pyramide an beiden Enden derselben, und den aufgestellten Eiern von Stein, womit die Zahl der Umläufe bezeichnet wurde.

Geflügelte Genien lenken die Rosse am Wagen; und einer von ihnen in der Mitte der Laufbahn ist mit Roß und Wagen zu Boden gestürzt. Ein anderer weinender Genius mit der umgekehrten Fackel steht neben ihm, und der, welcher vor ihm mit seinen Wagen hält, blickt sich mitleidig nach ihm um. — Es giebt vielleicht kein schöneres Bild als dies, um den Tod eines Jünglings, der mitten in seiner

Laufbahn hingerafft wird, bedeutungsvoll zu bezeichnen.

Vor den Spielen im Cirkus ging ein feierlicher Aufzug, welcher Pompa hieß, vorher. Dieser nahm vom Tempel des kapitolinischen Jupiters seinen Anfang, und ging über das römische Forum um das Velabrum in den Cirkus Maximus. Wer die höchste obrigkeitliche Würde in Rom bekleidete, führte diesen Zug.

Den Anfang des Zuges machte, die Hoffnung des Staats, der Kern der römischen Jugend, aus edlen Stamm entsprossen, theils zu Pferde, theils zu Fuße, bewaffnet, als zögen sie in den Krieg; man ließ ihnen als den künftigen Vertheidigern des Vaterlandes gleichsam den Vorrang.

Hierauf folgten die zum Wettrennen bestimmten einspännigen und zweispännigen Wagen, nebst einzelnen Pferden, und den Lenkern der Wagen und Pferde.

Nächst diesen kamen die Athleten, welche von dreierlei Art, Läufer, Fechter und Ringer waren, und nach der alten griechischen Sitte, außer einer Bedeckung um die Hüften ganz nackend gingen.

Tanzende Knaben, Jünglinge und Männer schlossen sich nun an den Reihen, nebst dem musikalischen Gefolge, wovon einige auf einer Art von

Trompete oder Tuba, die entweder gerade oder nach oben zu etwas gekrümmt war, oder auf einem ungeheuer großen beinahe in einen Cirkel gekrümmten Blaseinstrumente, und noch andere auf zwei Pfeifen oder Flöten bliesen, wovon die zur rechten Hand, welche die vorstimmende hieß, den tiefern, und die zur linken, welche die nachstimmende hieß, den höhern Ton von sich gab.

Hyagnis hieß, nach dem Zeugniß eines römischen Schriftstellers, der erfinderische Mann, der zuerst zwei Flöten mit einem Hauch beseelte, und zuerst, indem er mit den Fingern der rechten und linken Hand auf den Oeffnungen spielte, den hellen Klang mit dem dumpfen Schalle harmonisch zusammen tönen ließ. — Außer denen, welche sich auf den Blaseinstrumenten hören ließen, gab es noch einige in diesem Zuge, die eine Art von Becken schlugen, und andere, die auf einer Zitter mit sieben Seiten spielten.

An die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, schloß sich ein Haufen in Satyrn und Silenen verkleideter Personen an, welche mit großen Guirlanden von Blumen in den Händen, unter allerlei scherzhaften Sprüngen, nach einer eignen Weise tanzten.

Und dicht an das Frohe und Scherzende schloß sich nun das Heilige wieder an, auf Musik und Tanz folgte gleichsam die Bundeslade: zuerst kamen die Knaben, welche beim Opfer den Dienst bei den Priestern hatten, und Kamilli hießen, das eröfnete Weihrauchkästchen in der Linken, und den kleinen Opferkrug in der Rechten tragend.

Hierauf folgten die Opferdiener mit allerlei Opfergeräthschaften in den Händen, und dann die Haruspicen mit den langen spitzigen Messern, womit sie die Eingeweide der Opferthiere erforschten.

Nach diesen führten die Opferschlächter selbst die geschmückten und bekränzten Opferthiere; und nun folgten die Bildsäulen aller Götter, theils auf Wagen, theils auf den Schultern emporgetragen: Jupiter mit dem Adler und dem Donnerkeil, Juno mit dem Pfau, Minerva mit Helm und Spieß, Neptun mit dem Dreizack, u. s. w.

Diesen langen majestätischen Götterzug begleiteten noch einige Wagen mit Trophäen, und hierauf folgte der Pontifex Maximus und die übrigen Pontifizes, vierzehn an der Zahl, mit umhülltem Haupte und der Opferschaale in der Hand.

An diese schlossen sich die Flaminen mit ihren zugespitzten Priesterhüten, und einen Stab und Oehlzweig in der Hand; worauf die Auguren mit

dem nach oben in ſich gekrümmten Lituus oder Augurſtabe, und mit umhülltem Haupte folgten.

Nach den Funfzehnmännern mit den heiligen Büchern in den Händen, welche ſich an die Auguren ſchloſſen, kamen die Veſtaliſchen Jungfrauen mit verhülltem Haupt und Kinn, und in der Hand den Oehlzweig und die Opferſchaale.

Die übrigen geringern Prieſterorden folgten nach ihrem Range, und hierauf der Senat nebſt allen obrigkeitlichen Perſonen, außer denen, welche den Zug anführten.

Sobald nun der feierliche Umgang um die Spina im Cirkus vollendet war, gab der Anführer des Zuges den Befehl zum Opfer, welches man den Göttern darbrachte, denen die Altäre auf der Spina mitten im Cirkus, gewidmet waren.

Nach vollbrachtem Opfer nahmen die Zuſchauer ihre Plätze, und die feierlichen Spiele huben zuerſt mit dem Wettlauf der zwei und einſpännigen Wagen an. Wenn dies Spiel zu Ende war, ſo traten die Athleten auf; dieſe wetteiferten, als Läufer, als Fechter, oder als Ringer um den Preis. — Und dies ſey genug vom Cirkus, in ſofern die Spiele in demſelben mit zu den Feſten und heil gen Gebräuchen gezählet wurden, und in ſo fern hier auf dem vorzüglichſten Schauplatze der Ergötzung und Beluſtigung

des Volks zugleich der Hauptvereinigungspunkt für alles Religiöse war.

Anjetzt ist der Cirkus Maximus ein Garten, mit vielen kleinen abgetheilten Beeten. Man sieht noch ganz deutlich die Figur und den ganzen länglichten Umfang des ehemaligen Cirkus; der Boden ist noch itzt ganz flach und eben wie ein Teppich, und macht mit seinen grünen Beeten, wenn man vom palatinischen Hügel in das Thal herabsieht, einen schönen Anblick.

Vor der Porta St. Sebastiano in Rom sind noch die Ueberreste von einem Cirkus des Karakalla, woraus man sich eine sehr lebhafte und anschauende Vorstellung vom Cirkus machen kann, weil noch die Spuren von der ganzen Spina, nebst dem Portal, und einem Theil der übrigen Einfassung des Cirkus sich erhalten hat. Der flache Boden um die Spina bis an die Ueberreste der alten Mauer ist mit Gras bewachsen, und die Gegend umher ist still und öde.

Merkwürdig ist es, daß noch itzt fast jede kleine italienische Stadt ihren sogenannten Korso oder ihre Straße zum Wettrennen hat; daß das jährliche Wettrennen der Pferde zur Karnevalszeit in Rom, noch itzt von eben dem großen Obelisk, der ehedem in dem Cirkus Maximus und jetzt auf dem Platze del

Popolo ſteht, beginnt, wo der Gebrauch mit dem Seile vor den Schranken noch itzt, wie damals ſtatt findet.

Der lange und ſchmale Korſo ſelber, mit der Menge der Zuſchauer auf Balkons, in Fenſtern, und auf den Erhöhungen der Straße an beiden Seiten, giebt von dem Cirkus der Alten gewiſſermaßen noch itzt ein ſchwaches Bild. Auch machen die prachtvollen Equipagen der vornehmen Römer, welche langſam, und gleichſam zur Schau, im Korſo auf und nieder fahren, und beſonders der Zug des Pabſtes mit den Kardinälen, oder auch Prozeſſionen mit heiligen Bildern, noch itzt eine Art von Pompa.

Die paar Pferde zum Wettrennen im Karneval werden noch itzt gleichſam im Triumph vorher aufgeführt, und ſind mit Flittergold geziert, daß um ſie her rauſcht, ſo wie ſie im Rennen ohne Reuter die Luft durchſchneiden. Auf dies Wettrennen iſt noch itzt während dem Karneval die ganze Erwartung des römiſchen Volks geſpannt, ſo, daß gleichſam ein ſchwaches oder vielmehr leeres Schattenbild von jenen Zeiten übrig geblieben iſt, wo Triumphe, Siege, Feſte und Spiele, bei immerwährender Anſtrengung aller thätigen Kräfte, und Erwartung großer Ereigniſſe, ſich einander

drängten; wo alles Religiöse in das würkliche Leben auf das innigste verwebt und verflochten war, und das ganze öffentliche und Privatleben selber, wie ein Fest, im hohen mit Thätigkeit verknüpften Lebensgenuß gefeiert wurde. —

Das alte Rom hatte, außer seinem üblichen, noch einige geheime Nahmen, unter denen man es dem besondern Schutz der Gottheit empfahl, wenn etwa der eigentliche Nahme, einmal entweiht, den Göttern mißfällig werden sollte. Einer von jenen geheimen Nahmen hieß ΑΝΘΟΥΣΑ die Blühende. — —

Die Herrlichkeit des alten Roms ist nun verwelkt, und die Zeit hat über seine großen Schicksale längst ihre Furche hingezogen. — Aber aus Schutt und Asche drängte sich dennoch einmal wieder auf eben diesem Fleck eine zarte Blüthe, die Blüthe der Kunst empor. Unter ihrem jugendlichen Glanze und ihrem frischen Dufte erheben sich nun die majestätischen Trümmer der Vergangenheit, wie ein Grabhügel, den ein Veilchen schmückt.

Anhang.

Römiſcher Kalender.

Januarius.

Im Schutz der Juno.

Am 1ſten. Das Janusfeſt.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 "
" 4 "
" 5 "
" 6 " Schwarzer Tag.
" 7 "
" 8 "
" 9 "
" 10 "
" 11 " Die Karmentalien.
" 12 "
" 13 "
" 14 " Schwarzer Tag.
" 15 "
" 16 " Die Einweihung des Tempels der Konkordia.
" 17 "
" 18 "
" 19 "
" 20 "
" 21 "
" 22 "
" 23 "
" 24 "
" 25 " Die Tementinen.
" 26 "
" 27 "
" 28 "
" 29 "
" 30 "
" 31 "

Februar.

Im Schutz des Neptun.

Am 1ſten. Das Feſt der Juno Soſpita.
„ 2 „ Schwarzer Tag.
„ 3 „
„ 4 „
„ 5 „
„ 6 „ Schwarzer Tag.
„ 7 „
„ 8 „
„ 9 „
„ 10 „
„ 11 „
„ 12 „
„ 13 „ Die Faunalien.
„ 14 „ Schwarzer Tag.
„ 15 „ Die Luperkalien.
„ 16 „ Die Fornakalien.
„ 17 „ Die Quirinalien.
„ 18 „ Der Anfang der Todtenfeier.
„ 19 „
„ 20 „ Die Chariſtien.
„ 21 „ Die Terminalien.
„ 22 „
„ 23 „ Die Königsflucht.
„ 24 „
„ 25 „
„ 26 „
„ 27 „ Die Equirien.
„ 28 „

Merz.

Im Schutz der Minerva.

Am 1ſten. Die Matronalien.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 "
" 4 "
" 5 "
" 6 "
" 7 " Das Vejovisfeſt.
" 8 " Schwarzer Tag.
" 9 "
" 10 "
" 11 "
" 12 "
" 13 "
" 14 "
" 15 " Das Feſt der Anna Perenna.
" 16 " Schwarzer Tag.
" 17 " Die Liberalien.
" 18 "
" 19 " Die Quinquatrien: erſter Tag.
" 20 " " " zweiter Tag.
" 21 " " " dritter Tag.
" 22 " " " vierter Tag.
" 23 " " " fünfter Tag.
" 24 "
" 25 " Die Hilarien.
" 26 "
" 27 "
" 28 "
" 29 "
" 30 " Janus, Konkordia, Salus und Pax.
" 31 " Das Feſt der Luna.

April.

Im Schutz der Venus.

Am 1ſten. Das Feſt der Venus Vertikordia.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 "
" 4 "
" 5 " Die Megaleſiſchen Spiele.
" 6 " Schwarzer Tag.
" 7 "
" 8 "
" 9 " Die Cerealien.
" 10 "
" 11 "
" 12 "
" 13 "
" 14 " Schwarzer Tag.
" 15 " Die Fordicidien.
" 16 "
" 17 "
" 18 "
" 19 "
" 20 "
" 21 " Die Pallien.
" 22 "
" 23 " Die Vinalien.
" 24 "
" 25 " Die Robigalien.
" 26 "
" 27 "
" 28 " Die Floralien.
" 29 "
" 30 " Das Feſt der Palatiniſchen Veſta.

May.

Im Schutz des Apollo.

Am	1ſten.	Das Feſt der Laren.
"	2 "	Schwarzer Tag.
"	3 "	
"	4 "	
"	5 "	
"	6 "	
"	7 "	
"	8 "	Schwarzer Tag.
"	9 "	Die Lemurien.
"	10 "	
"	11 "	
"	12 "	Das Feſt des rächenden Mars.
"	13 "	
"	14 "	
"	15 "	Das Merkursfeſt.
"	16 "	Schwarzer Tag.
"	17 "	
"	18 "	
"	19 "	
"	20 "	
"	21 "	
"	22 "	
"	23 "	
"	24 "	Die Flucht des Opferkönigs.
"	25 "	Das Feſt der Fortuna Publika.
"	26 "	
"	27 "	
"	28 "	
"	29 "	
"	30 "	
"	31 "	

Junius.

Im Schutz des Merkur.

Am	1ſten.	Das Feſt der Juno Moneta.
"	2 "	Schwarzer Tag.
"	3 "	Das Feſt der Bellona.
"	4 "	Das Feſt des Herkules.
"	5 "	Das Feſt des Sankus.
"	6 "	Schwarzer Tag.
"	7 "	Das Fiſcherfeſt.
"	8 "	Die Verehrung des Mens.
"	9 "	Die Veſtalien.
"	10 "	Die Matrallen.
"	11 "	
"	12 "	
"	13 "	Die kleinen Quinquatrien.
"	14 "	Schwarzer Tag.
"	15 "	
"	16 "	Die Reinigung des Tempels der Veſta.
"	17 "	
"	18 "	Das Feſt der Aventiniſchen Pallas.
"	19 "	Das Summanusfeſt.
"	20 "	
"	21 "	
"	22 "	
"	23 "	
"	24 "	Das Feſt Fortunä Fortis.
"	25 "	
"	26 "	
"	27 "	Das Feſt des Jupiter Stator.
"	28 "	Das Feſt des Romulus.
"	29 "	
"	30 "	Das Feſt des Herkules und der Muſen.

Julius.

Im Schutz des Jupiter.

Am 1sten.
2 Schwarzer Tag.
3
4
5 Die Apollinarischen Spiele.
6 Das Fest der Fortuna Muliebris.
7 Das Fest der Mägde.
8 Schwarzer Tag.
9
10
11
12 Das Geburtsfest Julius Cäsars.
13
14
15 Das Fest des Kastor und Pollux.
16 Schwarzer Tag.
17
18
19
20
21
22
23 Die Neptunalien.
24
25
26
27
28
29
30
31

Auguſt.

Im Schutz der Ceres.

Am 1ſten. Das Feſt der Hoffnung.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 "
" 4 "
" 5 " Das Salusfeſt
" 6 " Schwarzer Tag.
" 7 "
" 8 "
" 9 "
" 10 "
" 11 "
" 12 "
" 13 " Das Feſt der Diana.
" 14 " Schwarzer Tag.
" 15 "
" 16 "
" 17 " Die Portumnalien
" 18 " Die Konſualien.
" 19 "
" 20 "
" 21 " Die zweiten Vinalien.
" 22 "
" 23 " Die Vulkanalien.
" 24 " Die Eröfnung der unterirrdiſchen Welt.
" 25 " Die Opekonſiven.
" 26 "
" 27 "
" 28 "
" 29 "
" 30 "
" 31 "

September.

Im Schutz des Vulkan.

Am 1ſten.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 "
" 4 "
" 5 "
" 6 " Schwarzer Tag
" 7 "
" 8 "
" 9 "
" 10 "
" 11 "
" 12 "
" 13 " Die Einſchlagung des Nagels
" 14 " Schwarzer Tag.
" 15 "
" 16 "
" 17 "
" 18 "
" 19 "
" 20 "
" 21 "
" 22 " Das Geburtsfeſt des Auguſtus.
" 23 "
" 24 "
" 25 "
" 26 "
" 27 "
" 28 "
" 29 "
" 30 " Die Meditrinalien.

Oktober.

Im Schutz des Mars.

Am 1ſten.
" 2 " Schwarzer Tag.
" 3 " "
" 4 "
" 5 "
" 6 "
" 7 "
" 8 " Schwarzer Tag.
" 9 "
" 10 "
" 11 "
" 12 " Die Augustalien.
" 13 "
" 14 "
" 15 " Die Opferung des Pferdes.
" 16 " Schwarzer Tag.
" 17 "
" 18 "
" 19 " Das Waffenfeſt.
" 20 "
" 21 "
" 22 "
" 23 "
" 24 "
" 25 "
" 26 "
" 27 "
" 28 "
" 29 "
" 30 "
" 31 "

November.

Im Schutz der Diana.

Am 1ſten. Schwarzer Tag.
2 "
3 "
4 "
5 "
6 " Schwarzer Tag.
7 "
8 "
9 "
10 "
11 "
12 "
13 " Die Götterſpeiſung.
14 " Schwarzer Tag.
15 " Die Volksſpiele.
16 "
17 "
18 "
19 "
20 "
21 "
22 "
23 "
24 "
25 "
26 "
27 "
28 "
29 "
30 "

December.

Im Schutz der Vesta.

Am 1ſten.
s 2 s Schwarzer Tag.
s 3 s
s 4 s
s 5 s Die ländlichen Faunalien.
s 6 s
s 7 s Schwarzer Tag.
s 8 s
s 9 s
s 10 s
s 11 s
s 12 s
s 13 s
s 14 s Schwarzer Tag.
s 15 s
s 16 s
s 17 s
s 18 s
s 19 s Die Saturnalien.
s 20 s
s 21 s Die Angeronalien.
s 22 s
s 23 s
s 24 s
s 25 s
s 26 s
s 27 s
s 28 s
s 29 s
s 30 s
s 31 s

Regiſter.

Acca Larentia oder Lau-
tia, 256.
Altäre, 12.
Ambarvalien, 264.
Amburbien, 270.
Angeronalien, 253.
Anna Perenna, 61.
Apollinariſche Spiele, 175.
Apollo, 12.
Archigallus, 80.
Arvaliſche Brüder, 269.
Auguren, 377.
Auguſtalien, 209.
Auſpicien, 383.
Bachus, 12.
Bellona, 13.
Bildſäule, 14.
Carna, 129.
Cerealien, 91.
Ceres, 12.
Chariſtien, 48.
Chronien, 240.
Chronos, 249.
Circenſiſche Spiele, 88.
Cirkus, 391.
Cybele, 69.
Diana, 191. 300.
Egeria, 102. 210. 211.
Eruleuen, 216. 217.
Equirien, 56.
Evander, 23. 35. 37.
Faunalien, 30. 218.
Fauncn, 34. 219.
Faunus, 34. 218.
Februation, 322.
Februus, 322.
Fetialis, 134.
Fidius, 136.
Flamen des Jupiter, 370
Flaminen, 369.
Flaminika, 371.
Flora, 111. 112. 113.
Floralien, 117. 112. 113.
Fontinalien, 210.

Fordicidien, 101. 102. 103.
Fornakalien, 44. 45.
Fornax, 44. 45.
Fortuna Virilis, 85. 153.
Fortuna Publika, 126, 127.
Fortuna Fortis, 166. 168.
Fortuna Muliebris, 177.

Galli, 80.
Genius, 310.
Grane, 129.

Haruſpicen, 350.
Herkules, 13. 135. 228. 257.
Hermuli, 398.
Hilarien, 69.

Janikulus, 21.
Janus, 20. 81. 130. 267. 268. 333.
Idäiſche Mutter, 71.
Idus, 30.
Ilia, 251.
Ilithya, 300.
Inc, 152.
Julius Cäſar, 183.
Juno, 11.
Juno Lucina, 58.
Juno Moneta, 128. 129.
Juno Kaprotina, 182.
Juno Juga, 309.
Juno Regina, 310.
Juno Sospita, 27.
Jupiter, 11. 22. 108. 109.
Jupiter, der Becker, 147.
Jupiter Latialis, 259.
Jupiter Stator, 168—171.
Jupiter, der unüberwindliche, 162.
Jupiter Vejovis, 61.
Juturna, 210.

Kalendä, 376.
Kalender, 30. 34.
Kamillus, 357.
Kaprotinen, 180.
Karmentalien, 23.
Kaſtor und Pollux, 184—187.
Klitumnus, 16.
Kompitalien, 254.
Konkordia, 25.
Konſualien, 194 — 197.
Konſus, 194 — 197.
Koriolan, 177.
Kumäiſche Sybille, 277.
Kurien, 367.

Kurio Maximus, 369.
Kurionen, 367.

Lalara, 118.
Lararium, 47. 118.
Laren, 47. 115.
Larentinalien, 256.
Larven, 47.
Latiariſches Bundesfeſt, 259.
Latium, 221.
Lektiſternium od. die Götterſpeiſung, 21 — 205 u. 309.
Lemurien, 120.
Liberalien, 63.
Lukarien, 30.
Luna, 87.
Luperkalien, 35 — 41.
Luperci, 390.
Luſtrum, 273.

Mamurius, 59.
Manen, 47. 120.
Mania, 254.
Manius, 285.
Mappa, 398.
Mars, 56. 121. 131. 137. 212. 266.
Matralien, 152.
Matronalien, 58.
Matuta, 152.
Meditrina, 208.
Meditrinalien, 208.
Megaleſiſche Spiele, 88.
Merkur, 123.
Meta, 393.
Metia, 395.
Mimus, 89.
Minerva, 12.
Miſſus, 399.
Mola, 349.
Muſen, 173.

Neptunalien, 188.
Nonen, 31.
Numa, 44. 102.

Opalien, 252.
Opferkuchen, 207.
Ops Konſiva, 203. 252.

Palatiniſche Veſta, 114.
Pales, 103.
Palilien, 103.
Palladium, 144.

Palantium, 37.
Pan, 35. 39. 40.
Parzen, 298.
Petauriſten, 320.
Plute, 122. 200. 297.
Pollux, 184.
Pomona, 370.
Pontifex Maximus, 373.
Pontifizeé, 373.
Portumnus, 154. 193.
Poſtverta, 300.
Präſtigiatoren, 319.
Priapus, 148.
Proſa, 300.
Proſerpina, 200. 297.
Pullarius, 386.
Puteal, 389.

Quinquatrien, 66.
Quinquatrien, die kleinen 162.
Quintilis, 183.
Quirinalien, 41.
Quirinus, 42. 372.
Quiriten, 43.

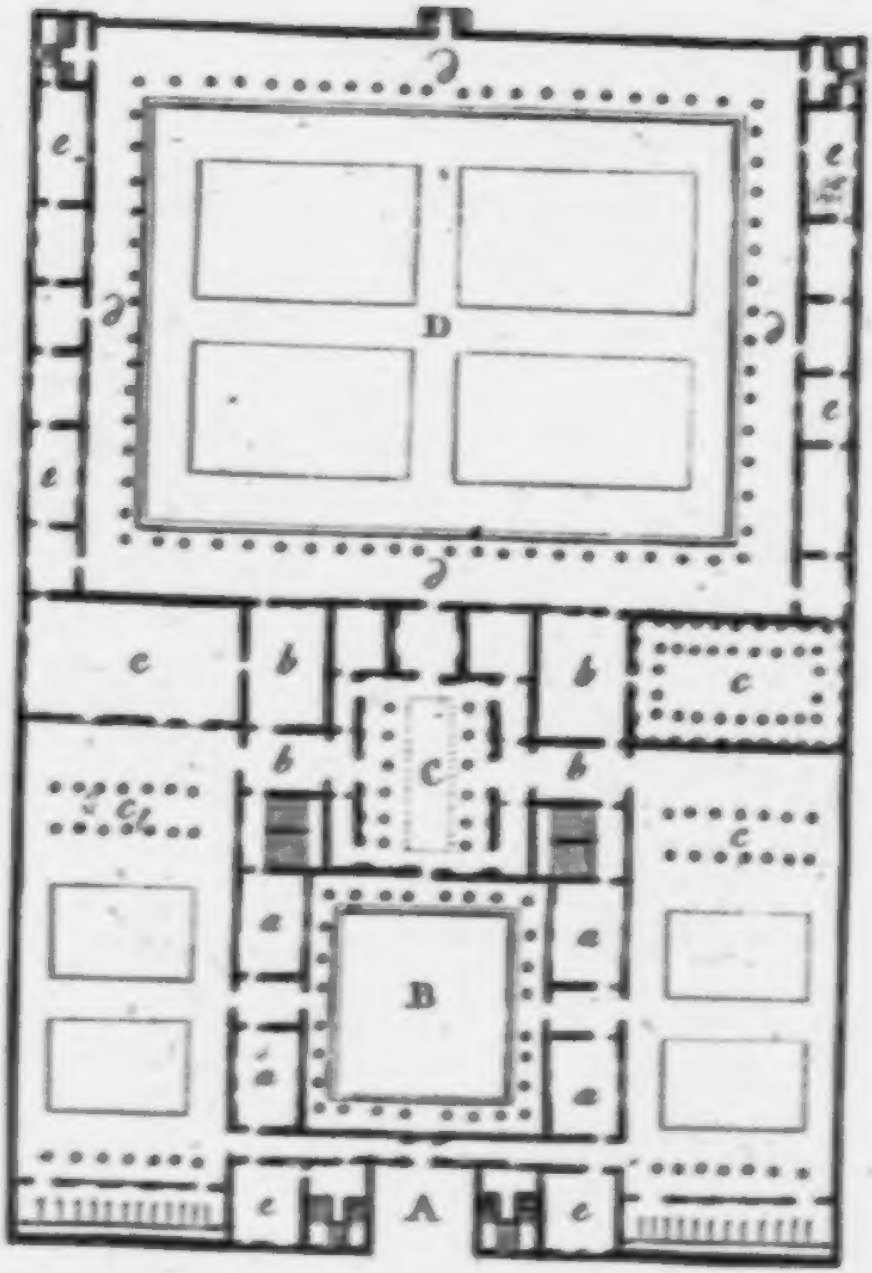
Remurien, 120.
Remus, 35.
Rhea, 77.
Robigalien, 109
Robigo, 109.
Roma, 395.
Romulus, 30. 41. 168. 173.

Saliſche Prieſter, 59.
Salus, 190.
Sankus, 136.
Saturnalien, 220.
Saturnus, 30. 220.
Scenische Spiele, 88
Scipio Naſika, 74.
Sekulariſche Spiele, 257
Sementiuen, 27. 28.
Septimontium, 256.
Servius Tullius, 155.
Sextilis, 183.
Sibyllen, 276.
Sibylliniſche Bücher, 275.
Sigillarien, 230.
Spina, 393.
Sühne, 290.
Sulpicia, 87.
Summanus, 166.
Suovetaurilien, 264.

Tellus, 28. 302.
Terminalien, 50

Terminus, 50.
Themis, 13.
Trabea, 186.
Tutela, 181.
Tutilina, 395.

Vakuna, 145.
Valeria, 178.
Valeſius, 282.
Veiovisfeſt, 60.
Velabrum, 37.
Venus, 11. 12. 84. 198.
Venus Verticordia, 85.
Venus Erycina, 109.
Veſta, 114. 165.
Veſtalien, 138.
Veſtalinnen, 148.
Vinalien, 108.
Vinalien, die zweiten, 197.
Volumnia, 178.
Vulkan, 13. 198.
Vulkanalien, 198.


D
B
A

Karl Philipp Moritz

ANΘOTΣA

oder

Roms Alterthümer.

Ein

Buch für die Menschheit.

Zweiter Theil.

Der Römer als Bürger und Hausvater.

Ausgearbeitet

von

M. Friedrich Rambach,

Professor der Alterthümer bei der Königl. Akad. der Künste, und Subrector des Friedrichswerderschen Gymnasii.

Mit fünf Kupfertafeln.

Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1796

Zueignungsſchrift

an

Se. Excellenz

Herrn

Friedrich Anton Freiherrn von Heinitz,

Würklichen Geheimen Etats- und Kriegsrath, Vice-Präſidenten, und dirigirenden Miniſter bei dem General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Direktorio, Ritter des ſchwarzen und rothen Adler-Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Dröſchkau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Oſtfriesland, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, desgleichen des Bergwerks- und Hütten-Departements, wie auch ſämmtlicher Münz- auch Porzellain-Manufaktur-Sachen, in allen Königlichen Provinzen; Kurator der Akademie der Künſte.

Hochgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr Staatsminiſter,
Gnädiger Herr,

Alles was den verſtorbenen Verfaſſer des erſten Theils der römiſchen Alterthümer berechtigen und auffordern konnte, ihn Ew. Hochfreiherrl. Excellenz zu widmen, und ihn dem Schutze Ihres Namens anzuvertrauen, fordert auch mich auf, die Fortſetzung dieſes Werks mit der ehrerbietigſten Hochachtung Ew. Hochfreiherrl. Excellenz zu überreichen.

Ew. Hochfreiherrl. Excellenz haben mich nicht allein gnädigſt zum Nachfolger des verſtorbenen Verfaſſers in ſeinen Amtsgeſchäften bei der Ihrer Curatel anvertrauten Akademie ernannt, ſondern Sie haben auch meine Vorleſungen über die Alter-

thümer Roms mit Ihrer aufmunternden Gegenwart beehret.

Mögte dieser freieren Darstellung des römischen Bürgers der Beifall werden, den Ew. Hochfreiherrl. Excellenz damals meinen Vorträgen nicht zu versagen schienen. Er wird um so belohnender für mich sein, da er mir die Ueberzeugung gewährt, nicht ohne Nutzen meine Kräfte verwandt zu haben.

Mit der vollkommensten Verehrung bin ich

Ew. Hochfreiherrl. Excellenz

Berlin,
den 21 April 1796.

unterthäniger Diener
Friedrich Rambach.

Vorrede.

Es iſt überall nicht leicht, die Arbeit eines andern Kopfs fortzuſetzen und zu vollenden. Man kann nie ſo tief in den Gedanken und Plan des Werkes eindringen, als man beides durchſieht, wenn es im eigenen Nachdenken entſprang; und das Beſtreben, der Fortſetzung diejenige Farbe und Darſtellung zu geben, die aus der Eigenthümlichkeit des erſten Verfaſſers in dieſelbe überging, muß dem Ganzen weit mehr gezwungenes aufdringen, als ihm bei einer völligen Freiheit aus dem Geiſte des Arbeiters geworden wäre.

Alles was ſich in dieſer Hinſicht noch ſagen ließe, und noch mehreres, traf bei dieſem Werke eines der originellſten Köpfe zuſammen. Der verſtorbene Moritz hatte über die Fortſetzung dieſer Alterthümer Roms nicht einen

Buchstaben hinterlassen; der Plan derselben, oder der Zweck, welchen er dabei verfolgt hatte, muste daher ganz aus dem ersten Theile gezogen werden.

Ich gestehe gern, daß dieser in Hinsicht auf Plan mir wenig Aufschlüsse gab. Ich fand überall die Darstellung einer Religion, welche die lebhafte Phantasie des Verfassers in einem ihm ganz eigenthümlichen Geiste aufgefaßt hatte. Die Gegenstände waren nur im Ganzen und Großen dargestellt, und wurden, wechselsweise vom Verstande und der Phantasie beleuchtet, in einem Zauberlichte gehalten, welches dem ehrwürdigen Alterthume vorzüglich kleidet.

Das eigenthümliche Verhältniß, in welchem bei allen Werken des verstorbenen Moritz das Denkvermögen und die Einbildungskraft gleich thätig waren, wo das Bild den Gedanken eben so sehr erhellte, als es von ihm belebt wurde, wo beide immer zugleich wirkten, und ein gewisses Helldunkel hervorbrachten, in welchem Gegenstände, bei denen es mehr auf das Anschauen, als auf Wissen und Ueberzeu-

gung ankommt, bei denen die letzte mit voller Evidenz vielleicht nicht einmal möglich ist, die meiste Wahrheit haben, — dies wird ihm bei der spätesten Nachwelt seine Werke eben so gewiß vindiciren, als die unnachahmliche Kunst, im Vortrage, von allem Lehrstolze fern, nicht so wohl Lehrer als Mitlernender zu scheinen, dem der Leser um so lieber folgt, je mehr er das Vergnügen der Mitforschung einem lästigen Glauben an eine lächerliche Allwissenheit vorzieht, ihn bei seiner Mitwelt beliebt machte.

In beiden wollte ich mit Moritz nicht wetteifern, — weil ich mich kenne. — Auch boten die Gegenstände nicht so die Hand, wie jene feierlichen Feste, auch fehlte mir das, was ihm geworden war — das Anschauen der Größe Roms in ihren heiligen Ruinen, welches die Seele zu einer Höhe erhebt, aus welcher sie die Vergangenheit in einem neuen und lebendigen Lichte erblickt.

Mein Zweck bei der vorliegenden Schrift war daher kein anderer, als dem Weltmanne, welcher, obgleich unbekannt mit den Vorkennt-

niſſen zur Einſicht dieſer Gegenſtände, ſich dennoch für ſie und für die Menſchheit intereſſirt, ein Buch zu liefern, in welchem er die Reſultate von Forſchungen ſo vorgetragen findet, daß er zugleich belehrt und unterhalten wird. — Die politiſchen Verhältniſſe ſind neuerdings ein Gegenſtand einer lebhaften Theilnahme geworden; man hat viel über dieſelben gedacht, und ſie haben eine eigenthümliche neue Form erhalten. Das Alte gewinnt an Klarheit, wenn man es gegen das neue hält, und ſo mag mir in dieſer Hinſicht mancher Ausdruck verziehen werden können.

Man hat die alte Inſchrift: ein Buch für die Menſchheit, wider meinen Willen beibehalten. Ich verſtehe ſie nicht, und kann ſie daher nicht anerkennen.

Ein noch folgender Theil, wird das Kriegsweſen der Römer, ihre Lebensart und Vergnügungen ſchildern.

Zur
Erklärung der Kupfertafeln.

Obgleich dem aufmerkſamen Leſer dieſes Buchs die Gegenſtände, welche die Kupfer darſtellen, und ihre Erläuterung ohne Mühe begegnen werden, ſo iſt es doch um ſo nothwendiger, eine beſondere Erklärung derſelben zu geben, da während der Ausarbeitung dieſer Schrift ſie erſt verfertigt wurden, und es nicht möglich war, ſie an dem gehörigen Orte bezeichnend anzuführen. Ueberdem würde es ſehr wenig Achtung für die gelehrten und darſtellenden Zeichnungen eines Meil verrathen haben, wenn man dieſelben durch die Beifügung von Buchſtaben hätte entſtellen wollen.

Die dem Titel gegenüber ſtehende Platte liefert einen Grundriß einer großen römiſchen Domus nach Vitruv, ſo wie ſie Pennault aus ſeinen Angaben gezogen hat. Es iſt allerdings nichts ſchwerer, als Beſchreibungen ſo gewöhnlicher und ſich im Ganzen ſo

gleicher Dinge, als Häuſer und ihre Theile ſind, in eine Zeichnung zu verwandeln. Ohne Schuld des Beſchreibers läßt er eine Menge von Beſtimmungen aus, weil ſie, ihrer Allgemeinheit wegen, ſeiner Aufmerkſamkeit entgehen, und ihm, der mehr für ſeine Zeitgenoſſen, als für die Nachwelt ſchreibt, ſo weſentlich nothwendige Theile ſcheinen, daß das Ganze ohne ſie undenkbar wird, und ſie ſelbſt, im Verhältniß gegen das Ganze, nicht anders gedacht werden können. Wer würde, wenn er einen berühmten Pallaſt unſerer Zeit beſchriebe, ſich ſehr bei Treppen, Thüren, Fenſtern, und ihren Beſchaffenheiten aufhalten? Er würde ſehr richtig urtheilen, daß der, welcher ihn verſtehn will, dieſe Begriffe und die Kenntniß dieſer Gegenſtände ſchon haben müſſe. Und doch hat uns das Studium des Alterthums, wo unſere Neugier ſo manche dreiſte Frage thut, und die Unterſuchungen über Lebensart und Sitten fremder Nationen, an eine Pünktlichkeit in den Beſchreibungen dieſer Art gewöhnt, die dem Alten ganz fremd war. — Uns muß genügen, was die Beſchreibungen der Alten, welche alle dieſe Gegenſtände mehr im Großen auffaſſen, gewähren.

Auf dieſer Tafel bezeichnen die Buchſtaben folgende Theile eines römiſchen Hauſes:

A. Der Vorhof (Veſtibulum), ein freier, jedoch von einigen Seiten umſchloſſener Platz vor dem Hauſe. Er war dazu beſtimmt, daß diejenigen,

welche bei den römiſchen Großen Geſchäfte oder Geſuche hatten, auf demſelben verweilen konnten. Hiezu dienten auch die Colonnaden, welche das ganze Haus umgaben, und von denen Vitruv ſagt, daß ſie unentbehrlich bei dem Hauſe eines Rechtsgelehrten oder Staatsmannes wären. Nach der Anlage des vorliegenden Grundriſſes könnte dazu auch

B. der innere Hof dienen, der ſonſt gewöhnlich hinter dem Atrium lag. Es iſt ein nicht unbeträchtlicher Platz, mit Bäumen beſetzt und mit Portikos umgeben, deren innere Wände mit erhabenen Arbeiten geſchmückt waren. Auf daſelbſt angebrachten ſteinernen Bänken pflegte man Mittagsruhe in der Kühlung der Bäume, erfriſcht durch Springbrunnen, zu halten. Die ihn umgebenden

a) Gebäude gehörten gewöhnlich zur Wirthſchaft. Da war Küche, Vorrathskammer, Weinlager, u. d. gl., auch fanden ſich daſelbſt Bäder, ſowohl kalte, als warme.

Aus dieſem Hofe tritt man nun in

C. das Atrium, einen großen gewölbten Saal; ihn umgeben

b) die Geſchäftszimmer des Hausherrn, in welchen ſich ſowohl ſeine Schreiber, als auch Bibliothek, u. d. gl. befinden.

An ſie ſtoßen

c) Säle und Vorzimmer für die Familie.

Im obern Stock waren hier gewöhnlich die Triclinien oder Speiſeſäle.

Hinter dieſen zum eigentlichen Hauſe gehörigen Wohnungen lag nun

D. der große Garten (Viridarium), theils für das Vergnügen, theils für manche Nothwendigkeit des Hauſes, denen er doch niemals ganz Genüge leiſten konnte, beſtimmt.

Ihn umgaben

d) Säulengänge, und

e) größere Gebäude ohne Pracht und Eleganz, die gewöhnlich zu den Wohnungen für die Sklaven beſtimmt waren.

In einem Theile derſelben fand ſich ſehr oft ein Gymnaſium, für körperliche Uebungen beſtimmt, und eine Reitbahn (Hippodromus).

Die erſte Tafel ſtellt

auf der obern Seite

eine römiſche Familie in ihrer Hauskracht vor.

Der Mann, nur mit einer Tunika bekleidet, leicht aufgeſchürzt, wie es zu häuslichen Geſchäften nothwendig iſt.

Die Frau in einem längern Hauskleide, über welches ein anderes Kleid, welches der Tunika gleicht, geworfen iſt, die von einem Gürtel unter der Bruſt gehalten wird. Die Locken fallen frei den Rücken hinab.

Das Kind in ſeiner gewöhnlichen weiten Tracht. Wenn es ausgeht, wird es ſeine goldne Halskapſel (aurea bulla) als Schmuck umhängen, und eine kleine Toga mit einer Purpurverbrämung anlegen.

Auf der untern Hälfte erſcheinen

dieſelben im Schmuck.

Der Mann hat über die nicht ſo hoch geſchürzte Tunika die ſchmuckloſe weite Toga geworfen, die, auf der linken Schulter ruhend, den Bewegungen des rechten Arms freies Spiel läßt. Die oben nur untergeſchnallten Sohlen haben ſich hier in Schuhe (Calceos) verwandelt.

Die Frau iſt mit drei Gewändern bekleidet. Das untere, welches bis auf die Füße, und mit ſeinen ſpitzen Ermeln bis an den Wirbel der Hand reicht, iſt die Stola, darüber iſt eine Tunika mit kurzen Ermeln geworfen, und von der linken über die rechte Schulter hängt der große Mantel, der den Namen Palla führt. Ihr Kopfputz iſt in künſtliche Flechten und Knoten zierlich geneſtelt.

Die zweite Tafel zeigt

auf der obern Hälfte

schmausende Römer auf einem Ruhebett, von einer Sklavin bedient, vor.

Die Toga derselben ist zurückgeworfen, wenn dies nicht das Tafelkleid ist, dessen Form sich jetzt nicht genau bestimmen läßt — Der bekränzte Tisch ist mit Früchten besetzt, auf demselben steht neben der Sklavin der Krater, in welchem der Wein gemischt wurde, neben ihr an der Erde der Weinkrug (Amphora).

Auf der untern Hälfte derselben sieht man

ein römisches Brautpaar.

Der bekränzte Bräutigam trägt eine Tunika, deren Ermel bis auf die Wirbel der Hand reichen; seine Toga ist leicht übergeworfen, und durch den Gürtel gezogen, welcher die Tunika zusammenhält.

Die gleichfalls gekränzte Braut trägt eine lange Stola, über welche eine ungeschmückte Toga hergeworfen ist. Der weiße Schleier fällt hinten vom Haupt über die rechte Schulter hervor, und über die linke wieder zurück.

Die dritte Tafel zeigt
auf der obern Hälfte
einen Sklaven und eine Slavin.

Der Sklav mit halbgeschornem Haupte, iſt mit einer ſchlechten Tunika ohne Ermel bekleidet; er geht barfuß. Der Strick, welchen er in der Hand trägt, deutet die Art ſeiner Geſchäfte, ſo wie das Ganze ſeines Körpers einen Barbaren, wenn nicht gar einen ſardiſchen Sklaven an.

Mit leichterem gefälligern Anſtande, ſelbſt das niedere Geſchäft des Waſſertragens verrichtend, begegnet ihm die Sklavin. Eine leichte Tunika, unter der Bruſt und über der Hüfte gegürtet, umgiebt ſie. Die Füße ſchonend, hat ſie Sohlen untergebunden. Das allgemeine Talent des weiblichen Geſchlechts, auch in der ſchlechteſten Kleidung gefallend zu erſcheinen, iſt ſelbſt bei der Sklavin unverkennbar.

Die untere Hälfte derſelben ſtellt
einen Senator, ſ. p. 212, und
einen Ritter dar, ſ p. 214. Er trägt kurze Stiefeln (caligas), und hat, ſtatt der Toga, ein Sagum.

Auf der vierten Tafel erſcheint
in der oberen Abtheilung
der Conſul mit der verbrämten Toga vor dem elfenbeinernen Seſſel (Sella curulis), wie er ſo eben einen Vortrag zu halten ſcheint. S. p. 259.

Neben ihm steht der Lictor; in den Ruthenbündeln, welche er trägt, steckt das Beil, das Zeichen der Souveränität.

Die untere Hälfte zeigt

den triumphirenden Feldherrn, der mit Lorbeern gekränzt, und mit einer gestickten Toga bekleidet, auf einem Triumphwagen von weißen Rossen zum Capitol gefahren wird.

Um ihn her sind die Theilnehmer seiner Gefahren und seiner Ehre.

Tab. I.

Tab. II.

Tab. III.

Tab. IV.

Einleitung.

Die Vergangenheit iſt die Lehrerin der Zukunft. — Der wißbegierige Menſch, der ſo gern den Vorhang durchſchauen mögte, den eine weiſe Vorſicht zwiſchen ihn und die Begebenheiten warf, welche ihn erwarten, muß ſich mit dem Troſte begnügen: die Zeit wirds lehren. — Er ſollte indeſſen dieſe Zeit fragen. Sie hat unendlich viel gelehrt, und über wichtige in das Große der Menſchheit eingreifende Begebenheiten und ihre Folgen wird ſie ihm wenigſtens Wahrſcheinlichkeit geben.

Alle Menſchen fühlen dies ſehr früh. Auch der rohe Wilde, ſobald er ſich zu einigem Intereſſe für ſich ſelbſt und das was ihn umgiebt erhebt, fragt: wie war es als dein Großvater, und der Vater deſſelben hier lebten? Er ſetzt ſein Zutrauen in die Männer die dies wiſſen, er hegt Ehrfurcht gegen die Neſtoren, die drei Menſchengeſchlechter

kommen und ſchwinden ſahen, er vertraut nur Greiſen das wichtige Geſchäft an, ihm in bedenklichen Lagen aus dem Schatze ihrer Erfahrungen Rath zu ertheilen.

Wie gering iſt aber der Schatz der Erfahrungen eines einzelnen Menſchen? wie klein der Kreis in welchem er wirkt, und von welchen auf ihn gewirkt wird? wie unbedeutend die höchſte Zahl eines menſchlichen Lebensalters?

Faſſen wir dagegen die Geſchichte ſo weit wir ſie kennen in einen Blick, durchlaufen wir in Gedanken Jahrtauſende, ſo fühlen wir dieſen Abſtand ganz.

Ein unermeßliches, zum Theil unbekanntes, zum Theil unbebautes Feld. Steppen wechſeln mit fruchtbaren Gefilden, und Auen mit Wüſten ab, dankbar freuen wir uns, wenn wir da Trümmer entdecken, wo die Menſchen einſt in ihrer Größe einherwandelten — Vieles von dem, was gut und belehrend für die Nachwelt war, iſt zerſtört oder verſchwunden, aber gleichwohl hat ſich noch ſo viel erhalten, daß wir ſelbſt unter dem wenigen, was noch übrig iſt, das Große weit und tiefwirkende aufſuchen und vorzüglich herausheben.

Die Zeit iſt es welche das Große hervorgehen läßt, und die Zeit welche es begrub. Die Zeit iſt es der wir Vorwürfe machen, daß ſie uns ſo

manche Belehrung entzogen, und der wir doch denjenigen Unterricht verdanken, welcher für die Menschheit der wichtigste ist.

Was ist aber Zeit? Ist es das Vorübergehen der Jahre? oder die zufällige Wirkung vorüberrauschender Momente? Wenn wir sagen, zu Moses, Sokrates, Cäsars, Hildebrands, Luthers und Friedrichs Zeit, so sagen wir mit Recht nach dem Gehalte des Begriffs den wir mit dem Namen eines einzigen großen Mannes bezeichnen.

Wir denken uns in dieser Zusammenstellung unter der Zeit nie etwas anders, als das Resultat und die großen Folgen aller Ueberzeugungen, Einsichten, Gefühle und Handlungen der Menschen, und das wechselseitige Wirken und Gegenwirken derselben aufeinander.

Die Kräfte welche der menschlichen Natur eigen sind, waren von jeher dieselben, aber die Anwendung derselben blieb sich nicht gleich, sie ward von alle dem geleitet, was wir unter dem großen Worte Zeit zusammenfassen.

Die Zeit giebt jedem Wesen Form und Gestalt, und selbst die Menschen sind ihren Einwirkungen immer unterworfen. Alle ihre Ideen, Thaten und Einrichtungen sind von der Zeit abhängig, und erhalten zum Theil ihren Werth nur durch das Licht in welches der Genius der Zeit sie stellt.

Dieſe Merkmale gehen oft unbemerkt vor unſern Augen vorüber, ſie fallen uns oft dann erſt auf, wenn ſie verſchwunden und durch ihre nun ſichtbaren Folgen uns erſt wichtig geworden ſind. Dieſe vorauszuſehen iſt nicht leicht, und aus dieſem Grunde haben wir ſo wenig Geſchichtſchreiber der Sitten ihrer Zeit.

Was das ſpätere Studium nach ihnen aufſucht kann nur mangelhaft ſeyn, weil die langſamen Fortſchritte von einem Punkte zum andern nun nicht mehr bemerkt werden können, weil wir nur die beiden Grenzen und nicht das dazwiſchen liegende Gebiet ſehen. Die feineren Nüancen und Schattirungen verſchwinden überdem ſo ſchnell, daß ſie kaum das Auge des gleichzeitigen Beobachters, geſchweige denn das Auge des Nachkommen gewahr wird.

So lange der Menſch noch nicht durch Eigennutz und Selbſtſucht verdorben, und die Nationen zu dem verächtlichen Nationalſtolz noch nicht herabgeſunken ſind, der ſie thöricht über alles erhebt, und ſie überredet, daß ſie die Beihülfe der Vorwelt und mitwirkender Geſchlechter entbehren könnten, ſo lange wird die Geſchichte der Menſchen und ihrer Fortſchritte in der Sittlichkeit und Verfeinerung eines der ehrwürdigſten Studien bleiben.

Dieſes Studium macht den Menſchen mit ſich

ſelbſt und allen ſeinen Kräften bekannt, und lehrt ihn zugleich die Anwendung dieſer Kräfte, indem es ihm die glücklichen Folgen eines weiſen Gebrauchs, und den Nachtheil einer übermüthigen Verſchwendung oder thörichten Anwendung derſelben zeigt. — Da überdem die Wege auf welchen das Menſchengeſchlecht zum letzten Ziele ſeiner Vollkommenheit gelangen wird, immer dieſelben bleiben, weil die Kräfte, durch welche es dieſes Ziel erringt, unveränderlich ſind, ſo ſchließt hier die Geſchichte der Vergangenheit die Pforten der dunkeln Zukunft auf, und bringt eine Fackel in ihre Geheimniſſe, welche ſelten zu täuſchen im Stande iſt.

Die Belehrung aber, welche die Geſchichte gewährt, wird um ſo wichtiger, und von ſo größerem Einfluß auf die Nachwelt ſeyn, je gebildeter das Volk iſt, deſſen Thaten, Sitten und Verfaſſungen ſie darſtellt. Alle Spuren dieſer Bildung, welche noch übrig ſind, können die Geſchichte beſtätigen und erläutern, aber ihr Verſchwinden und ihr Untergang kann dem hiſtoriſchen Werthe des Volks nichts nehmen.

Es iſt aber der Cultur eigen daß ſie ſich ſelbſt ihre Denkmäler ſetzt, und ſie hat das Geheimniß erfunden ſie durch Schönheit und Feſtigkeit vor dem Frevel barbariſcher Horden, und vor den Zerſtörungen der Zeit zu ſichern.

Dies iſt es, was uns ſo viel aus dem Zeitalter der höchſten Blüthe der Menſchheit zu Rom und Athen erhielt. Freilich haben wir, gegen den Verluſt gerechnet unendlich wenig übrig, allein dies alles genügt doch, um vor unſerer Phantaſie dieſe Nationen wieder aufleben zu laſſen. Wir ſtellen das Getrennte zuſammen, ſchließen aus der Größe der Trümmer auf die koloſſaliſche Erhabenheit des Ganzen, und aus dem Ebenmaas der Fragmente auf die vollkommne Uebereinſtimmung aller Theile.

Doch ſind hier immer die ſchriftlichen Denkmale, in welchen ſich der herrſchende Geiſt der Nation, der mit einem vereinten Streben der Vollkommenheit zueilte, erhielt, von größerer Wichtigkeit. Sie ſind es, durch deren Hülfe wir das was die bildende Kunſt zum Denkmal ſchuf, und die Zeit für uns verſchonte, erſt verſtehen und in ſeinen Sinn eindringen lernen. — Von ſchriftlichen Dokumenten iſt uns außerordentlich viel, und aus den mannigfaltigſten Gattungen übrig geblieben, ſo daß wir, obgleich anſehnliche und wichtige Werke verlohren gegangen ſind, doch eine ſolche Menge von Nachrichten haben, daß wir aus ihnen, wenn ſie gehörig zuſammengeſtellt ſind, uns ein lebhaftes Bild einer Nation entwerfen können, die in allem was ſie unternahm, ſo viel auszeichnendes und von uns abſtechendes hat. —

Doch müſſen wir keine genaue Vollſtändigkeit erwarten. Die Neugier muß nicht hoffen, daß ihr jede leichtſinnige Frage beantwortet werden könne, ſondern zufrieden mit einer Skizze, in welcher die Züge des groſſen Originals unverkennbar ſind, müſſen wir nicht überall gleiches Licht und volle Klarheit erwarten.

Es ſey dem Alterthume vergönnt in jenem heiligen Nebel zu ſtehen, der über den Gräbern der Vergangenheit und um die Geiſter der ehrwürdigen Vorzeit ſchwebt, in welchen hie und da ein Sonnenſtrahl fällt, der uns die wandelnden Geſtalten, ihres magiſchen Schleiers ungeachtet, verräth.

Es ſey ferne von mir, daß ich die unvollkommene Kenntniß des Alterthums rechtfertigen oder vertheidigen wolle, ich will die Alterthumskunde nur vor Anſprüchen ſichern, denen ſie niemals Genüge thun kann: denn ſie iſt eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft, deren Wahrheit ſich auf Nachrichten und Denkmale ſtützen, die weder deuten noch erfinden, ſondern einzig und allein dasjenige gewiſſenhaft benutzen, und mit weiſem Nachdenken zuſammenſtellen kann, was ſie in den Gräbern der Vorzeit findet.

Ich warne vielmehr vor dem Fehler, zu dem wir in Rückſicht des Alterthums geneigter ſind als wir ſollten, die Nation uns ohne Rückſicht auf

ihre Dauer nur in einem Bilde darzuſtellen. Es iſt wirklich auffallend, daß man ſo häufig, ohne Rückſicht auf die Zeit, welche immerfort alles mit Allmacht umwandelt und umſchafft, ſich die Nation in der Geſtalt, die ſie in dem einen Zeitraume hatte, durch alle übrigen denkt, daß man die rohe Tollkühnheit, den regen alles aufopfernden Patriotismus und die entſagende Gnügſamkeit der erſten Gründer Roms, mit der überlegenden Tapferkeit, der prüfenden Vaterlandsliebe, und der edlen Freude auch an geiſtigem Genuſſe zuſammenſtellt, die den Römer in der Blüthe ſeiner Republik auszeichneten, und mit dieſen Vollkommenheiten, die die entſtehende, von keinem Luxus entſtellte Cultur ſchuf, die Sittenloſigkeit, die Verderbtheit des Charakters, die Feigheit, Habſucht und Schwelgerei der despotiſirten Jahrhunderte vermengt.

Die Weltbeherrſcherinn entſtand nicht auf einmal, und Nationen bilden ſich langſamer als einzelne Menſchen, die größere Zahl giebt eine weit größere Mannigfaltigkeit der Formen der Vollkommenheit, und bietet zugleich der Zerſtörung weit öfter die Hand.

Es ſcheint aber, als wenn dieſer Fehler, den man zum Nachtheil der Alterthumskunde nur zu oft beging, zum Theil in unſerer Natur gegründet

wäre. Denn wenn wir ſchon für die Vergangenheit, in welcher wir thätig waren, den richtigen Blick und das wahre Maaß verlieren, wie vielmehr für eine Zeit, die Jahrtauſende vor unſrer Exiſtenz liegt, deren karakteriſtiſche Eigenheiten ſo ſelten eine paſſende Vergleichung mit den Sitten unſerer Zeit dulden, und zu deren Kenntniß uns nur unvollſtändige Nachrichten verhelfen. — Wenn uns verfloſſene Jahre, die wir durchlebten, in den kurzen Raum von Monaten verſchwinden, ſo fallen dagegen Jahrhunderte der Vorzeit vor unſrer Phantaſie in verhältnißmäßig kurze Zeiträume, und wir ſind — indem wir uns vor uns ſelbſt mit dem Mangel der Nachrichten rechtfertigen — um ſo geneigter, die Notizen der Zeit, welche wir genau kennen, auf die unbekanntere Vorzeit und Folgezeit überzutragen, je unangenehmer uns das Gefühl der Unkunde iſt. Wie ſehr dies von der Wahrheit entfernen müſſe, fällt in die Augen, und da man ſo manchen Theil der Alterthumskunde, ohne dieſes Fehlers behutſam eingedenk zu ſeyn, bearbeitete, ſo läßt ſich behaupten, daß man hier noch keine Wahrheit habe.

Indeſſen iſt es im Alterthume doch nicht ſo nachtheilig, und von ſo auffallenden Folgen, als es bei einer Darſtellung der neuern Zeit ſeyn würde. Die beiden kultivirten Nationen des Alterthums

bildeten sich selbst aus, und wenn auch die Römer Nachahmer der Griechen waren, so war es doch nur eine Nation die ihnen zum Vorbilde diente.

Ueberdem standen alle ihre Sitten und Gebräuche in einer genauen Uebereinstimmung und Zusammenhange, sie hatten insgesamt etwas bedeutendes und darstellendes, oder standen mit der Religion, oder dem Gesetz und der Staatsverfassung, die ihnen eben so heilig waren, in Verbindung. Es war ein weit festeres Gewebe der Sitten, denn der Charakter der Nation war von einem weit festern Stoffe. Manches stammte auch aus einer Vorzeit, die alles in einen ehrwürdigen Schleier hüllte, und vor unbesonnener und verschneller Umbildung sicherte.

Aus diesem Grunde ist Rücksicht auf die immer umwandelnde Zeit, bei der Darstellung mancher Theile des Alterthumes minder nothwendig; dies spricht uns aber nicht von der Beobachtung derselben in den Theilen frei, wo entweder die Leidenschaften der Menschen, die bald von Hoffnung, bald von Furcht aufgeregt werden, mit ausserordentlicher Kraft in dieselben spielen, oder die Fortschritte des Menschen in seiner Ausbildung, in seinen Einsichten, Bedürfnissen und Wünschen, eine solche Umänderung nothwendig machen.

Die Lebensart des frugalen Ackerbauers, der nur für seine Erhaltung sorgt, der nächst ihr und der Sorge für seine Familie keinen Beruf kennt, als den, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, welches ihm Nahrung, Schutz und Ruhe gewähret, ist sehr verschieden von der Bildung des denkenden und prüfenden Staatsmanns, der, statt dem Gesetze blindlings zu folgen, auch dies Gesetz vor den Richterstuhl seiner prüfenden Philosophie ruft, der, nicht zufrieden mit Gehorsam und der unsichern Leitung des Gefühls welches Patriotismus heißt, weiter geht, und nach dem Grunde des Gesetzes, so wie nach der Wahrheit und Zweckmäßigkeit dieses Gefühls fragt, und beide allein im Verhältniß gegen das Wohl des Ganzen denkt. Und wie sehr sticht dies Gemälde gegen das Bild dessen ab, der kein Vaterland mehr kennt, sondern nur den Willen eines einzigen, der unthätig ist wenn ihn ein edler Beruf winkt, den nur Habsucht und Eigennutz aus seiner gewissenlos erworbenen Bequemlichkeit bringt. — Der Patriotismus eines Mucius Scävola ist ein ganz andrer als der eines Gracchus oder Brutus, und ein Marcus Porcius Cato ward ganz anders gebildet als ein Mäcen oder Sejan.

Die Geschichte und Erfahrung lehren, daß Cultur und Luxus fast immer gleiche Schritte halten;

daß, indem das Volk ſich zur Cultur erhebt, ihr beſtändiger Begleiter, der Luxus, ihm nachſchleiche. Jede Erfindung, die einen vollkommenern Genuß des Lebens gewährt, führt durch den möglichen Mißbrauch immer zur Verzärtelung, mit ihr finden ſich Bequemlichkeit, Prachtliebe und ein nachtheiliges Raffinement des Genuſſes ein, die ihre Herrſchaft um ſo ſchneller ausbreiten, je weniger innere Kraft im Charakter der Nation liegt, je unerwarteter ſie mit der Cultur und dem Luxus, welche als Fremdlinge ſich anſiedelten, bekannt wird, und je leichter ſie ſich vom Glanze täuſchen läßt, das wahrhaft beglückende ihm blos ſeiner minder einnehmenden Form wegen nachzuſetzen.

Die Folgen hievon zeigen ſich überall, wo ſonſt der Charakter der Nation ſichtbar war. Ihr häusliches Leben, ihr Privat- und öffentlicher Umgang, ihre Erziehung, ihre patriotiſche Thätigkeit, ihre Freuden und Spiele, ſelbſt ihre Kleidung, Waffen und Hausrath, tragen die Geſtalt und Farbe der veränderten Nation, welche alles ihren Launen und Bedürfniſſen anpaßt. —

Hierbei muß man jedoch nie vergeſſen, daß die Aeußerungen des veränderten Nationalcharakters in Rückſicht ihres Umfanges gleichfalls langſam fortſchreiten. Was beide Nationen des Alterthums betrift, ſo war die Cultur derſelben nie von bedeu-

tendem Umfange, wenigſtens was die Einſicht der Wahrheit betrift, denn es fehlte ihnen die Kunſt, durch deren Hülfe bei uns die Wahrheit bis in die niedrigſte Hütte dringt, die Buchdruckerei; und es läßt ſich behaupten, daß aus einem verwandten Grunde die Kunſt zu leſen nicht allgemein war. Gebildeter waren ſie aber in Rückſicht des Gefühls für das Schöne, weil in jenem Zeitalter die Werke aller Künſte ungleich mehr Publicität hatten, als in unſern Tagen, und weil Auge und Ohr immer Nahrung und der Geſchmack immer Stoff fand. Eben daher beruhte ihre Moral mehr auf Gefühlen als Grundſätzen, und aus eben dem Grunde war ſie auch von ſo manchen Seiten leichter zu erſchüttern.

Die umwandelnde Allmacht der Zeit und der Menſchen erſcheint aber in keinem Stücke wirkſamer als in der Verfaſſung des Staates. Sie iſt immer das Reſultat des allgemeinen Willens und Nachdenkens, und ſie muß ſich, wenn gleich nicht immer in der Form, doch in der Ausübung der Formalität, nach den Wünſchen des Ganzen richten. Sie bleibt in den Augen des Bürgers immer die wichtigſte im Staate, und ſobald einer derſelben ſich durch das Bewußtſein ſeiner Kraft zur Thätigkeit aufgefordert fühlt, ſo äußert er ſie hier vorzüglich. Eben ſo leicht wird ſie aber auch das Spiel ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften, die unter die-

ſer Hülle nur ihren Vortheil ſuchen. Dieſer immerwährende Kampf des Rechtes gegen Unrecht, des gewiſſenhaften Gebrauchs gegen Mißbrauch, gewährt das unterhaltendeſte und belehrendeſte Schauſpiel für jeden Menſchen, der ſich über ſich ſelbſt erheben und Theilnahme für das Ganze fühlen kann. Aus dieſen Gründen iſt der hiſtoriſche Gang in der Darſtellung der Verfaſſung einer Nation ſo wichtig, wiewohl er nicht eigentlich hieher, ſondern mehr für die Geſchichte gehört, die, wenn ſie ihres großen Namens würdig ſeyn will, eine Geſchichte der Nationen und nicht einzelner Menſchen ſeyn darf.

Ich hebe hier einen Zeitpunkt aus, in welchem wir die römiſche Nation betrachten, und dieſer iſt die Zeit ihrer höchſten Cultur, die Periode eines Cäſar, Lucull und Cicero.

Die früheren und ſpäteren Abweichungen verdienen einer Erwähnung, um das Bild vollſtändig zu machen.

Indeſſen iſt es angenehm, belehrend und nothwendig, die Nation zu dieſer Höhe emporſteigen zu ſehen.

Entwurf einer Geſchichte der Römer, in Rückſicht auf das Wachsthum ihrer Macht und Cultur.

Rom dauert zwölfhundert Jahre. Im Anfang hat ſein Gebiet den unbedeutenden Umfang einiger Quadratmeilen, und die Bewohner deſſelben wehren ſich mit alle Anſtrengung ihrer Kräfte gegen die mächtigern Nachbaren. Späterhin iſt den Römern die Welt unterthan, faſt ſo weit als ſie ihnen bekannt iſt; wo man ihnen nicht gehorcht, da fürchtet man ſie, und ihre Geſetze und Waffen deſpotiſiren die fernſten Weltgegenden. — Dieſer ungeheure Abſtand des Unbedeutenden von dem Erhabenen und Coloſſaliſchen macht unſer Erſtaunen rege, und wir fragen die Geſchichte: wie errang der kleine Staat dieſe Macht, Größe und Einfluß?

Die Begebenheiten und Schickſale des älteſten Italiens liegen jenſeit der Gränze der wahren Geſchichte. Sagen in das Gewand der Dichtkunſt gekleidet, und Namen ohne Bedeutung ſind allein auf uns gekommen. Die Völker, welche hier lebten, verjagten, bekriegten und unterjochten einander, und haben nie die Aufmerkſamkeit ihrer gebildeteren Mitwelt verdient. Die Werke der Griechen ſchweigen von ihnen, und die Römer erzählen uns nur das was die Geſchichte ihres Staates, den ſie ſchon in der Wiege gern zum Herkules erheben mögten, glänzend machen kann. Ungewiß iſt es woher ſie in dieſe Gegenden eingewandert ſind, gewiß aber daß die mehreſten ohne Cultur, und ſo roh waren, daß einige ſich für urſprüngliche Kinder ihres Bodens hielten. — Die Sage hat Nachrichten von einer goldnen Zeit dieſes Landes unter den Herrſchern Saturnus, Picus und Fannus aufbehalten. Dieſe ſcheinen aber mehr auf jene Sorgloſigkeit und den ungeſtörten Genuß eines bequemen Lebens ſich zu beziehen, als auf ein Glück welches der kultivirte Menſch einer thätigen Vorwelt mißgönnen wird.

Gleichwohl erheben ſich aus der Schaar dieſer Nationen die Hetrusker, ein Volk welches für das alte Rom durch den Einfluß ſeiner Bildung

ohngefähr

ohngefähr das war, was den Griechen Aegypten gewesen. Ihr Staat, in dessen Nachbarschaft die junge Colonie von Alba Longa gegründet worden, hatte einen beträchtlichen Umfang, und eine Verfassung die eine Civilisation verrieth, welche in diesen Zeiten und in diesen Gegenden unsere Achtung verdient. Mehr als Civilisation darf die Geschichte nicht wagen ihnen beizulegen, denn was sie von Kunst besaßen, hatte zu wenig Einfluß auf das Ganze, und war gar nicht von Fortschritten in den Wissenschaften begleitet. Wäre dies der Fall gewesen, so würden sie auf Cultur Ansprüche machen können.

Diese gehört den Griechen in dieser Zeit fast allein, und folglich auch den Colonien derselben, die in den südlichen Theil von Italien sich niedergelassen hatten. Croton, Sybaris und Tarent waren nicht unbedeutende Staaten. Sie giengen mit starken Schritten der Verfeinerung entgegen, die bald in einen zerstörenden Luxus ausartete, welchem der Patriot Pythagoras fruchtlos seinen politischen Band entgegen stellte.

Das einzige Volk welches unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen darf, sind die Staaten des lateinischen Bundes, von welchem Alba Longa das Haupt war. Es ist wahrscheinlich daß diese Staa-

ten eben dadurch mächtig, und ihren Nachbarn überlegen wurden, daß sie sich in einen Bund vereinten, welche Sitte überhaupt im Alterthum, besonders unter dem Horizonte griechischer Cultur allgemein ist. — Die so verbündeten Staaten hielten ihre Nationalversammlungen, welche mit religiösen Feierlichkeiten verbunden, und durch mancherlei Volksspiele glänzend und unterhaltend gemacht wurden. — Rom selbst steht nachher als Oberhaupt des lateinischen Bundes da, und unter seiner Leitung werden die Feriae latinae gefeiert.

Wahrscheinlich unzufrieden mit der Regierung in Alba Longa — wie denn überhaupt die Menschen dieser Zeit sehr leicht unzufrieden mit ihren Herrschern wurden — wanderte eine Anzahl der Einwohner aus, um an einem andern Orte sich niederzulassen, und sich da den Einfluß und die Macht anzumaßen, auf welche sie im Mutterstaate Verzicht thun mußten. — An ihrer Spitze standen Zwillingsbrüder, Findlinge und Abentheurer. Die Sage macht sie zu den Früchten einer schwachen Stunde, welche die Tochter des Herrschers zu Alba Longa sich zu gute hielt, der Stolz der Römer, — oder die dichterische Sprache der alten Welt — zu Söhnen des Kriegsgottes.

Dieſe Emigranten gründeten ohnfern des Ausflusses der Tiber eine kleine Stadt, oder verjagten die Einwohner einer ſchon erbaueten, nahmen ſie in Beſitz, und nannten ſie Rom, vielleicht von ihrem Anführer Romulus, vielleicht nach dem griechiſchen ῥωμη, Stärke.

In dieſer Stadt führten ſie nach dem Beiſpiel aller Colonien des Alterthums, die Verfaſſung der Mutterſtadt Alba Longa ein, die Verfaſſung welche überall unter dem griechiſchen Himmel herrſcht, in welcher wir das erſte Nachdenken der Menſchen über politiſche Verhältniſſe, Wohl des Ganzen, und Rechte der Einzelnen gegeneinander gewahr werden.

Die Deſpotie und der Sultanismus ſind im Orient zu Hauſe, und wahrſcheinlich die Erfindung von Prieſterorden, welche in ihre Hände alle Gewalt ſpielen wollten, und es bequemer fanden einen einzelnen zu beherrſchen, den ſie erzogen, in Vorurtheile einweihten, und im Serail verweichlichten. In Aſſyrien hielten Chaldäer durch aſtrologiſchen Trug, in Aegypten die Prieſter durch Myſterien und religiöſe Drohungen den Herrſcher in einer ſteten Minderjährigkeit.

Eine ſolche Verfaſſung war nie für den griechiſchen Geiſt, er verabſcheute dieſe deſpotiſche Herrſchaft eines einzigen, und dies thaten auch die Rö-

ner ſo lange als ſie der Verwandſchaft mit der liebenswürdigſten aller Nationen würdig waren.

Auch in ihren frühſten Staatseinrichtungen finden wir ein gar einfaches aber doch zweckmäßiges Nachdenken; das Volk behielt ſich in denſelben das Recht vor, ſich Geſetze zu geben, über wichtige Angelegenheiten des Staats allein zu entſcheiden, Krieg und Frieden zu beſchließen, in Bündniſſe zu treten, und dieſe Bündniſſe zu ſprengen. In großen Verſammlungen übte das Volk dieſe Rechte aus, wo es gewöhnlich nach Abtheilungen ſeine Stimme gab, die in der Religion ihren Grund hatten.

Die Achtung, in welcher bei allen Völkern das Alter ſteht oder ſtehen ſollte, welche auf der ausgebreiteten Erfahrung deſſelben beruht, war der Grund, warum man Greiſen in dieſen Verſammlungen vorzüglich das Recht gab, ihre Stimmen früher zu ſagen und über die Gegenſtände, welche entſchieden werden ſollten, ſich weiter zu verbreiten und zu debattiren. Dem einen oder dem andern Urtheile ſtimmte dann die Menge bei, und ſie ward durch dieſe Zuſtimmung zum Volksſchluß, ein Geſetz.

Dieſe erfahrnen Greiſe bildeten außerdem aber noch eine eigene Verſammlung, die für ſich allein

im Namen des Volks entſchied, vorzüglich aber, wo ein ſchneller Entſchluß nöthig war; dieſe Verſammlungen haben in beiden Sprachen des Alterthums ihren Namen von ihrem Urſprunge, und der Anfangs nothwendigen Eigenſchaft ihrer Mitglieder, dem Alter. γερουσια. Senatus.

Nicht genug aber, daß das Volk ſeine Rechte behielt, daß erfahrne Greiſe es bei der Ausübung derſelben leiteten: es gab, wie auch die kürzeſte Erfahrung jedes Volks lehren muſte, eine Menge von Vorfällen, wo das Wohl des Ganzen von einem jeden die Aufopferung ſeines eigenen Willens und Folgſamkeit gegen die Befehle eines einzigen forderte, der das Ganze ſchnell überſah, ſchleuniger einen Entſchluß faſſen, und dieſen Entſchluß muthig ausführen konnte. Die Nation muſte in ſo manchen Lagen ein Vorbild haben, dem ein jeder nacheiferte; dem ein jeder ſchon aus Achtung gehorchte. Perſönliche Eigenſchaften und Vorzüge, des Körpers ſowohl als der Seele, waren es vorzüglich, durch welche ſie gewonnen ward. Tapferkeit, Kraft, Muth, kühne Verachtung der Gefahr, männliche Ausdauer gegen Mühſeeligkeiten, Gegenwart des Geiſtes, Schnelligkeit und Beſonnenheit im Entſchluß, Liſt und ein männlicher überredender oder überliſtender Vortrag. Es

iſt ſehr leicht einzuſehen, daß dieſe aus Achtung gewährte Folgſamkeit ſchnell in einen Gehorſam überging, den der, welcher vormals nur Rath ertheilte, nun aber befahl, nicht mehr erwartete, ſondern zu fordern berechtigt war. Ein durch die Erfahrung beſtätigtes Zutrauen, und eine ſehr natürliche Dankbarkeit waren die Urſachen davon.

So klein auch die Nationen der frühern Zeit ſind — denn wie viele zählt nicht das beſchränkte Griechenland? — ſo fanden ſich doch die Anläſſe zu einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit in Maſſe nur ſehr ſelten, da ſie noch zerſtreut wohnten, oder wohl gar noch mit ihren Heerden ungewiſſe Wohnſitze hatten. Wenn Kränkungen, die ſie allgemein fühlten, ſie zur Rache aufforderten, wenn eine Fehde beſchloſſen ward, die wir nur dann Krieg nennen können, wenn wir uns Verſchwendung mit den Worten zu gute halten, dann allein trat die Nation als ein Ganzes auf, dann waren Fälle wahrſcheinlich, wo ein augenblicklicher Entſchluß das einzige nothwendige Rettungsmittel blieb; wo ſie nicht ihre weiſen Greiſe hören und unter ihren Vorſchlägen wählen konnten; wo ein einziger der Repräſentant des allgemeinen Willens und der Vollführer deſſelben ſeyn mußte.

Dies war der Feldherr im Kriege, deſſen Macht aber auch hier noch durch die Unterfeldherrn beſchränkt war, deren Rath er dann hören mußte, wenn die Zeit Aufmerkſamkeit auf ihn vergönnte, wie dies viele Scenen der Iliade beweiſen. Erſchlagene Feinde, ehrenvolle Zweikämpfe für die ganze Nation, gewonnene Schlachten, eroberte Feſtungen, aufgethürmte Beuteſchätze, waren die Dokumente ſeiner Größe, und ſeiner Tauglichkeit zu dieſem Geſchäft. — Wiewohl nun aber mit dem Feldzuge auch ſeine Macht endete, und er mit dem Feldherrnſtabe auch die Würde niederlegte, ſo blieb er doch immer der ausgezeichnete Mann, der er einmal war. Die Augen des Volks blieben auf ihn gerichtet, das einmal gewonnene Zutrauen ſein Eigenthum, und man ſuchte ſeinen Beiſtand, ſobald man ihn nothwendig und erſprießlich glaubte. So war es ſehr natürlich, daß jeder Feldherr König, und jeder König Feldherr war.

Dies machte ihn aber nicht zum Deſpoten, nicht zum willkührlichen Herrſcher, der das Geſetz und den allgemeinen Willen der Nation gebieteriſch zertreten, und auf den Trümmern derſelben das Gebäude ſeines Eigenſinns oder Ehrgeizes aufführen konnte. Er war den Beſchlüſſen der Verſammlung von Greiſen unterworfen, er mußte auf

die Stimme des Volks hören, die in den allgemeinen Volksversammlungen ertönte: er war nur der Geschäftsträger der Nation, der Vollstrecker ihres Willens.

Von allen Nationen der alten und neuen Welt charakterisirt sich keine so sehr durch einen entschiedenen Tyrannenhaß, als gerade die griechische. Die ursprüngliche Bedeutung dieses entehrenden Namens, welche bei ihnen immer dieselbe blieb, beweist dies genug. Wenn andere Nationen nur den Alleinherrscher Tyrann nannten, der auf seine Gewalt trotzend sie misbrauchte, und Unmenschlichkeiten sich zu gute hielt; wenn sie, an eine unumschränkte Gewalt des Fürsten gewöhnt, nur den Wütrich auf dem Throne so bezeichneten; so nannte der Grieche schon den Herrscher mit diesem Namen, der dem Volke das unveräußerliche Recht, sich selbst Gesetze zu geben, nahm, und seine Willkühr auf den Altar des Vaterlandes stellte, von welchem er den heiligen Codex herabgeworfen hatte. In diesem Rechte nach selbst gegebenen Gesetzen — wenn gleich von einem Könige (βασιλευς) — beherrscht zu werden, besteht die Freiheit des Griechen, und der Raub derselben ist nach seinen Begriffen die Totalsumme aller Verbrechen gegen die Nation. Keine Eigenschaft des Gebieters ist im Stande das An-

denken an sein Verbrechen zu begraben, und den Tyrannentitel veralten zu machen; die Nation würde ihn auch dann noch damit entehren, wenn sie durch ihn glücklich geworden wäre. Unter den gepriesenen Weisen Griechenlands, den geehrtesten Männern der gesamten Nation, die ihr Haupt über alle erhoben, waren mehrere, die noch jetzt in der Geschichte den Namen tragen, den der griechische Nationalgenius ihnen beilegte.

Ganz so wie in Griechenland war es in dem ursprünglichen Rom. Diese Ideen, — oder vielleicht richtiger Gefühle, waren über das Meer herübergekommen, und mußten unter dem gleich milden Himmelsstriche Italiens gleiche Früchte tragen. Romulus, der Stifter der Stadt, der Waghals, dem die Ausgewanderten sich ganz anvertraut hatten, den ein ununterbrochenes Waffenglück noch kühner machen mußte, der bei alledem gewiß nicht ohne Ehrgeiz und Herrschsucht war, wie die Mishandlung und der Mord seines Bruders Remus zeigen, war gleichwohl durch einen Senat und durch Comitien eingeschränkt; und als er es wagte, seine Macht über die Gränzen des Rechts und des Gesetzes hinauszutreiben, da fiel er. Dies scheint die wahre Begebenheit, die das Alterthum in eine Mythe einhüllte, welche für

ben nun unschädlichen Ermordeten so ehrenvoll gedichtet ward.

Der erste Zweck der neuen Ankömmlinge in ihrem Wohnsitze mußte nothwendig Sicherheit von außen seyn. Ihr erstes Bedürfniß war Schutz gegen Feinde, denen es gelüsten konnte, sie anzugreifen, und deren Anfall sie um so mehr fürchten mußten, je unbedeutender die Kraft war, welche sie ihnen entgegenstellen konnten. Die Stadt — wenn anders dieser Sammelplatz unvollkommener Wohnungen diesen Namen verdient — ward mit einer Mauer und einem Graben umgeben. Eine armselige Vevestigungskunst, die aber ganz so vollkommen als die Belagerungskunst ihrer muthmaßlichen Feinde war. — Ein anderes Mittel, diese Sicherheit zu bewirken, waren die ewigen Fehden, in welche der kecke Führer der Gründer Roms sie verwickelte. Auf seinen Muth und ihren Beistand trauend, wägte er unzählige Kämpfe, deren Zweck nicht sowohl war, Land zu erobern, als sich den Nachbaren furchtbar zu machen, und so eine ehrenvollere Sicherheit zu erringen, als die war, welche Wall und Mauern gewähren konnten. Daß der angreifende Theil bei kriegerischen Unternehmungen einen großen Vortheil über den angegriffenen gewinne, ist eine Bemerkung, welche auch die

erſten Krieger machen mußten, und um ſo gewiſſer machten, je roher und kunſtloſer ihre Taktik, und je unmöglicher es daher war, die Angriffe vorauszuſehen, und ihnen im Voraus Entſchlüſſe und Plane entgegen zu ſtellen.

Durch die Beute, welche man in dieſen Fehden machte, erhielt der kleine Staat zum Theil ſeine innere Exiſienz; durch die Gefangenen, welche man als Beute betrachtete, ward die Zahl der öffentlichen und Privatdienſtleute vermehrt, und durch die eroberten Städte, welche man dem jungen Staate oft mit ihren Bürgern einverleibte, erhielt er mehr Umfang, Boden, und ſelbſt Vertheidiger. Indeſſen ergriff man doch noch ein Mittel, ihn zu bevölkern, welches, nach unſern Begriffen betrachtet, weniger ehrenvoll für die Nachkommen der erſten Bewohner Roms, und von manchen Schriftſtellern, welche die Begebenheiten eines Zeitalters nicht in ſeinem Geiſte auffaßten, falſch dargeſtellt iſt.

Romulus erklärte ſeine neue Stadt für ein Aſyl, für einen Zufluchtsort und eine Freiſtatt für jeden Unglücklichen und Verfolgten, wo er die Ruhe und Sicherheit finden konnte, welche ihm ſonſt kein Ort gewährte. Dies hat Anlaß gegeben zu glauben, Romulus habe die Thore ſeines

Roms jedem Diebe, Räuber, Mörder und Mordbrenner geöfnet; er habe blutige Verbrecher brüderlich aufgenommen, und die — späterhin so theuren, mit so vielem Blute vertheidigten Bürgerrechte, — Menschen geschenkt, die jeder andere Staat aus seinem Schooße verbannt und geächtet hatte Sollten wohl die Abkömmlinge einer griechischen Pflanzstadt so ohne alles edle Menschengefühl gewesen seyn? Sollten sie wohl ihren heiligsten Schmuck so an den Pranger gestellt haben? Und sollten die Römer der spätern Jahrhunderte, diese stolzen Weltbeherrscher, uns diese Anekdote von ihrem Ursprunge nicht verschwiegen haben, wenn sie auch in ihren Augen so entehrend hätte seyn müssen, und diese Weltbezwinger wirklich die Abkömmlinge von einem vogelfreien Gesindel wären?

Die Idee einer Freistatt für blutbefleckte Verbrecher, wohin sie sich vor dem gerechten Schwerdte des Gesetzes retten können, hat überall etwas, wogegen sich das Menschengefühl sträubt. Sie scheinen ihm Tigerhöhlen, in welchen das Ungeheuer ruhig und ungestört der Früchte seiner Greuel genießt, sie verlieren aber diese zurückschreckende Gestalt, wenn wir die Lage der Menschen, welche sie für nothwendig erkannten, genauer betrachten,

und anſtatt ſie für verderbliche Zufluchtsörter von Miſſethätern zu erklären, werden wir ſie vielmehr für heilige Tempel des Mitleids anſehen müſſen. So entehrend ſie in einem Staate ſind, deſſen Geſetze auf Gerechtigkeit gegründet, und von einem jeden als Richtſchnur der Handlungen anerkannt ſind, deſſen Bürger durch Cultur ihrem Verſtande die Herrſchaft über die Leidenſchaften gegeben haben, ſo nothwendig ſind ſie im Gegentheil in einem Staate, wo das unvollkommene Geſetz ſich kein Anſehn verſchaffen kann, wo der Wille ſeiner Verwalter mehr gilt als ſein Befehl, wo der Arm deſſelben nicht weit genug greift, und wo gleichwohl die heftigere, von keinem Zügel gehaltene Leidenſchaft die Vernunft mit ſich fortreißt, wo der unaufgeklärte Verſtand Rache für erlaubt, und ſo manches für gerecht hält, was ein reiferes Nachdenken für Verbrechen erklärt.

Dies war in der That die Lage Griechenlands und Roms, als man bei beiden Völkern Aſyle ſtiftete. Nirgends hatte man geſchriebene Geſetze, was die Sänger denen ähnliches vortrugen, waren mehr moraliſche Maximen und Sentenzen, die nur da wirken wo ſie ein reizbares Gefühl finden, die Willkühr des Richters galt faſt immer für Geſetz, und man war glücklich wenn er Gefühl für

natürliche Billigkeit hatte. Die Religion, die überall nichts anders als Unterſtützerin des Geſetzes und der Moral ſeyn kann, war noch das einzige was auf dem Wege der Phantaſie durch Furcht und Hoffnung, die ſie wechſelsweiſe gebrauchte, dem thätigen Leben wirkſame Vorſchriften gab. — Wie ſchwer war es Menſchen, in dieſer Lage Verbrechen zu vermeiden, da weder ihr Verſtand das Verwerfliche und Strafbare ſolcher Handlungen einſah, noch die Leidenſchaften die ſie dazu hinriſſen im Zaume halten konnte.

Hiezu kommt nun noch, daß bei der Unvollkommenheit der Geſetze, auf der einen Seite Unbekanntſchaft mit dem erlaubten und verbotnen, auf der andern aber, in dem Herzen des Beleidigten, der ſeine Kränkung nicht vom Geſetz geahndet ſah, das Gefühl einer gränzenloſen Rache aufſtand, welches ſich um ſo mehr zu allem berechtigt glaubte, je weniger das Geſetz ſich ſeiner annahm, oder anzunehmen im Stande war. — Wirklich ſcheint die, unter jedem rohen Volke herrſchende Blutrache, der Grund der Freiſtätten zu ſeyn. Vergißt man nun bei dem allen nicht, daß der Verbrecher, um dieſen Bluträchern, deren Dolche ihn überall ſuchten, zu entgehen, aus dem Vaterlande fliehen mußte; bedenkt man ferner, daß die

Flucht aus dem Vaterlande dem Griechen, und jedem, der ſich nach ihm gebildet hatte, über alles ſchrecklich war und ſeyn mußte: ſo ſieht man ein, daß mit der Freiſtatt, auch ſelbſt nach den Begriffen der Alten, nicht Strafloſigkeit verbunden war. — Der Unglückliche, der ſein Vaterland verlaſſen mußte, war, nach den Vorſtellungen der alten Welt, ſo ſehr beſtraft, daß das Leben für ihn keinen Werth mehr hatte, und der Tod mehr Wohlthat als Kränkung geweſen wäre. Daher gebietet auch die Religion der Alten Mitleid mit jedem Flüchtling; daher hat ſie das Geſetz der Gaſtfreundſchaft ſo ſehr geheiligt, daß ſelbſt der Unbekannte auf ſie Anſprüche hat, und erſt nach erzeigter Wohlthat es dem Gaſtgeber freiſteht, zu forſchen, wen er aufnahm. — Doch hierin miſchen ſich auch Ideen von dem nicht ganz aufgehobenen Umgange der Götter mit den Sterblichen.

Unter den Flüchtlingen, welche Romulus aufnahm, konnte alſo ſehr wohl mancher brave Mann ſeyn, den ein unglücklicher, ihm ſehr verzeihlicher Augenblick zum Verbrecher gemacht hatte, und der für dieſen jungen Staat ein Mann von Wichtigkeit war. Ueberdem konnte ſich mancher aus den benachbarten Staaten vor der Uebermacht einer Parthei, die ihn trotz ſeines Strebens über-

wältigte, und nun, so weit sie vermöchte, zu verfolgen nicht nachließ, retten, der deswegen nicht strafbarer ist, weil er unglücklich war.

Aus diesem Gesichtspunkte müssen die Römer diesen Vorfall angesehen haben, denn sonst würde ihr Stolz, der auch die Keime ihrer spätern Größe gern verherrlichen und vergöttern mögte, uns diese Begebenheit verschwiegen haben Noch mehr bestätigt aber die nachherige Ruhe der Stadt diese Meinung, denn — hierüber werden wohl alle Stimmen einig seyn — wären alle diese Ankömmlinge Verbrecher im vorwurfvollsten Sinne des Worts gewesen, so hätte schon in seiner Geburt der junge Staat seinen Tod gefunden, indem er sich selbst eine tödtliche Wunde schlug. — Ein Räuber und Mörderstaat wird kein Rom.

Fast eben so sehr als diese Freistatt, widerspricht den Begriffen unserer Zeit die Gewaltthätigkeit, welche sich die Römer gegen die Sabiner erlaubten. — Diese Sage hat zu so manchen vortreflichen Darstellungen, sowohl in den bildenden als redenden Künsten Anlaß gegeben, und es lohnt daher der Mühe, einen Augenblick bei ihr zu verweilen, da sie überdem das Zeitalter so sehr charakterisirt.

Es fehlte den Erbauern Roms — so sagen ihre Nachkommen — an Weibern. Der junge Staat mußte seinen Untergang fürchten, und sah ihn mit Wahrscheinlichkeit voraus. Nur Weiber, die ihm junge Bürger gaben, konnten ihn retten. Der König entschloß sich daher, um diese seinen Bürgern zu verschaffen, feierliche Volksspiele anzustellen, zu welchen die benachbarten Stämme entweder von eigner Neugier getrieben, oder vielleicht gar vom Romulus hinterlistig eingeladen, kamen. Diese Spiele — die ganz den rohen Belustigungen der Wilden ähnlich, und für den Geist ohne alle angenehme Beschäftigung waren — hatte der König dem Gotte Konsus geweiht *), welcher der Gott erfinderischer Rathschläge war. Nichts von der Hinterlist der Römer ahnend, kamen die unbefangenen Nachbarn mit ihren Weibern und Kindern zum Schauspiel, als plötzlich die jungen Männer Roms über ihre Töchter und Weiber herstürzten, und sie ihnen entrissen. — Vielleicht war Romulus nicht Rathgeber bei dieser Gelegenheit, vielleicht war es der Erfolg einer Verabredung unter der römischen Jugend, oder der plötzliche Ent-

*) Ihm zu Ehren, und zum Gedächtniß dieser Begebenheit, feierte man am 17ten August jährlich in Rom die Konsualen. S. Anthusa, B. I. p. 194.

ſchluß, eine Gelegenheit zu benutzen, die ſich wahrſcheinlich nicht ſo leicht wieder darbot. — Wie dem auch ſei, ſo iſt der Weiberraub in jenen früheren Zeiten ein zu gewöhnliches Verbrechen, um in den Augen jener Menſchen ſo ſtrafbar zu ſeyn, als er es in den unſrigen bleibt. Er war oft der Anlaß von Kriegen, und ward es auch jetzt in Rom. — Wenn man mit der Lage des ſchwächeren Geſchlechts in jenen Zeiten nicht unbekannt iſt, wenn man weiß, daß ſie immer mehr als Sklavinnen, nicht als Theilnehmerinnen der Herrſchaft, welche ſie wieder durch Liebe und Klugheit über den Herrn ſelbſt ausdehnten, angeſehn wurden, wenn man ſieht, daß ſie gar keine Rechte hatten, ſondern zu dem Eigenthume des Mannes gehörten, wenn man weiß, daß das Band, welches ſie mit dem Manne vereinigte, nicht die heilige Kette der Liebe, ſondern mehr ein Contract war, der einem Kaufvertrage nicht unähnlich ſah, und durch keine ausgezeichnete religiöſe Ceremonien eine vorzügliche Weihe erhielt: ſo ſieht man ein, daß dieſer Raub jedem andern Raube gleich war, und daß ein Volk, welches faſt beſtändig mit Räubereien ſich beſchäftigte, — denn was ſind die Kriege dieſer Zeit anders — vor ihm nicht zurückſchaudern mußte.

Die Sabiner waren nicht im Stande, ihr Eigenthum zu retten, die Uebermacht der Römer war ihnen zu furchtbar. Mit Rache im Herzen — die aber nicht das Kind der Liebe, sondern des Ehrgeizes war, — verließen sie Rom, fest entschlossen, das wieder zu gewinnen, was ihnen entrissen war, oder die Stadt zu zerstören.

Ein Unglück für die kleinen benachbarten Staaten war es, daß selbst diese Kränkung — die einst, wiewohl nur an einem einzelnen Fürsten verübt, ganz Griechenland vereinte, und gegen Troja in den Harnisch brachte, — die sie alle gleich traf, von allen nicht so gleich gefühlt ward, daß sie dieselbe als eine gemeinschaftliche Sache betrachtet, und im Bunde mit einander durchgefochten hätten. — So einzeln wie sie Romulus angriffen, wurden sie alle überwunden, und die Weiberentführer sicherten sich durch den Mord der erboßten Männer ihren Raub als Eigenthum zu. Romulus hielt wegen dieser Siege einen feierlichen Einzug in die Stadt, und hing die Waffen-Beute, welche er dem erschlagenen Könige abgenommen, in dem neuerbauten Tempel des Jupiter als Weihgeschenk auf.

Beinahe wäre aber dieses Siegesfrohlocken zu vorschnell gewesen, denn mächtiger als alle übrigen

Rächer des Mädchenraubes, und furchtbar durch mehrere Siege, erhob sich der König Titus Tätius mit den beleidigten Bürgern der Stadt Kures. Romulus stellte sich ihm entgegen, aber nicht durch sein gewohntes Waffenglück, nicht durch die Tapferkeit der Römer, sondern durch die Vermittelung der geraubten Weiber, die vielleicht noch nicht alle Gewalt über ihre vorigen Gemahle verlohren hatten, gewann der Krieg ein Ende, welches nicht erwünschter seyn konnte. — Die Völker, welche noch in den Waffen gegen einander standen, beschlossen, sich auf das innigste zu vereinen. Titus Tatius ward Romulus Mitregent, hundert edle Sabiner nahmen neben den römischen Senatoren ihren Sitz, und die Römer verewigten diese Vereinigung dadurch, daß sie neben ihrem ursprünglichen Namen auch den der Quiriten (von Kures) annahmen.

Es ist außerordentlich angenehm, selbst die rohe Menschheit, die im beständigen Kriege und Blutvergießen gegen alle sanfteren Regungen abgehärtet zu werden scheint, dennoch für sie reizbar zu finden. Dergleichen gewährt die Ueberzeugung, daß diese zu fest mit der menschlichen Natur vereinigt sind, um durch irgend eine Gewohnheit vertilgt werden zu können.

Der Mitregent des Romulus war so unglücklich, das erste Opfer der nun erwachenden Begierde desſelben nach einer unumſchränkten Herrſchaft zu werden. In einem Auflaufe ward er zu Lavinium, einer benachbarten Stadt, erſchlagen. Das Betragen des Romulus nach der That läßt vermuthen, daß er darum wußte.

Wahrſcheinlich, um die ſtets wachen Augen eines auf ſeine Rechte eiferſüchtigen Volkes von ſeinen Machinationen abzulenken, beſchäftigte er es immerfort in Fehden, die unwichtig waren, und die Folge nicht einmal hatten, welche er beabſichtigte. Die Senatoren ſahen ſeine Plane durch, und er fiel wahrſcheinlich von ihren Dolchen während eines Gewitters. Einer derſelben gab nachher vor, daß er ihm erſchienen ſei, ihm entdeckt habe, daß die Römer einſt den Erdkreis beherrſchen würden, und daß er, als Schutzgott ſeines Roms, von den Römern, unter dem Namen Quirinus, göttliche Verehrung fordere. — Ein Eid war dem leichtgläubigen Volke Bürge der Wahrheit. — So ſchnell läßt es ſich täuſchen, und doch mußte es ihm nicht unwahrſcheinlich ſeyn, daß die ſabiniſche Parthei den Mord ihres ehemaligen Anführers gerächt habe.

Der Nachfolger des Romulus, der weiſe Numa, ſorgte eben ſo ſehr für die innere Ruhe und das Glück der Bürger, als ſein Vorgänger für Sicherheit von außen thätig geweſen war. Dies iſt eine nothwendige Folge in allen neuerrichteten Staaten: ſo war der Meerbeherrſcher Minos der Vorgänger des Geſetzgebers. — Als Geſetzgeber wird Numa nämlich vorzüglich geehrt. Er knüpfte ſeine Geſetze, nach der Sitte aller alten Volkserzieher, feſt an die Religion; er lehnte die Ehre, ſie erfunden zu haben, ſo wie ſeine Vorgänger, von ſich ab; er gab ſie für Eingebungen einer vertrauten Nymphe Egeria aus, und ſuchte ſeinen Stolz in der Vertraulichkeit mit einer Göttin, und in dem Gehorſam gegen ihre Befehle. Die Sitte der alten Geſetzgeber, ihre Vorſchriften durch die Sanktion der Religion zu beſtätigen, und ihrem Volke näher an das Herz zu legen, war um ſo nothwendiger, da dies der einzige Weg war, auf welchem man einige Gewalt über die Entſchlüſſe deſſelben gewinnen konnte. So wahr es daher ſeyn mag, daß alle Geſetze des Numa an die Religion gebunden, und unter dem Schutz der Götter geſtellt waren, ſo wenig läßt ſich daraus doch mit Gewißheit ſchließen, daß ſie allein auf Religion Bezug gehabt hätten. Mit der Gottes-

verehrung dieser Zeit steht alles in Verbindung, sie greift überall in das Leben des Menschen ein, er findet überall schützende Gottheiten oder belohnende und rächende Wesen, und alle seine Handlungen geschehen unter den Augen derer, welche sie richten.

Der Unterjocher, Tullus, nahm nach ihm den Thron ein, seine Regierung hatte nur die Folge für den Charakter der Römer, daß er im Waffengetümmel verwilderter, und durch Waffenglück stolzer ward.

Von seinem Nachfolger Ankus sagt die Geschichte, daß er zu Ostia, an der Mündung der Tiber, einen Hafen angelegt, und die Römer zuerst auf Schiffahrt aufmerksam gemacht habe. Beides mag sehr unbedeutend gewesen seyn, denn sonst würden die Römer im ersten punischen Kriege nicht von dem Gerippe eines gestrandeten karthagischen Kriegsschiffes den Bau desselben haben lernen müssen. Wichtiger waren wohl seine innern Policeieinrichtungen, wenn die ersten Versuche diesen Namen verdienen. Hieher gehören die Wasserleitungen und Kloaken, durch welche Wasser zur Stadt, und der Unrath aus der Stadt in die Tiber geschafft wurde. Dies sind aber nicht die berühmten

Werke, von welchen noch Trümmer da sind, man hat sie in der spätern Zeit weit größer ausgeführt.

Ein Ausländer, der sich Anhang und Ansehen zu verschaffen wußte, nahm nach ihm Sitz auf dem römischen Throne. Die Regierung eines Ausländers hat immer hervorstechende Folgen für den Staat, und wirkt ganz eigenthümlich auf den Charakter der Unterthanen. Für Rom waren sie — was sie selten sind — glücklich. Der Ausländer war der Bürger eines cultivirteren Staats, brachte feinere Sitten und seltene Kenntnisse dahin, wo beide unbekannt oder doch verkannt waren. Sein eigenthümlicher Name ist verlohren, sein Vater war Demarat, ein Sprosse aus der Familie der Bachiaden, die Korinth lange beherrschten, der, als Cypselus sich zum Tyrannen aufwarf, von dort nach Hetrurien in die Stadt Tarquinii flüchtete. Hier hatte der Sohn die Würde eines Lukumo *), die er, von den Hetruriern verbannt, und, von seiner ehrgeizigen Gattin Tanaquil aufgefordert, gern aufgab, um in dem jungen römischen Staate das geltend zu machen, was man in dem gebildetern Hetrurien nicht schätzte. — Sein Vermögen, seine

*) Hetrurien war in kleine Distrikte oder Ländereien abgetheilt, die höchste obrigkeitliche Würde in diesen war die des Lukumo.

Kenntniſſe, ſeine Weisheit und Tapferkeit verſchaften ihm in Rom, wo er den Namen Lucius Tarquinius annahm, verbunden mit einer freundlichen Leutſeligkeit, die gegen die derberen römiſchen Sitten ſehr abſtach, und doch nicht Mißtrauen erweckte, bald denjenigen Anhang, der als das erſte Mittel, ſeine Abſichten durchzuſetzen, zu Planen begeiſtert. Aus ſeinem Vertrauten machte Ancus ihn bei ſeinem Tode zum Vormund ſeiner Kinder, die nach Tarquins Plane nie herrſchen ſollten. Eine feurige Rede an das Volk verſchafte ihm die Krone.

Für den jüngſt gewonnenen Thron beſorgt, verſtärkte er die patriziſche Parthei, die ſich, wie alle Ariſtokraten, lieber an den Monarchen, als an das Volk ſchloſſen, indem er hundert neue Senatoren ſchuf. Den Auguren, und allen übrigen Arten von Zukunftsdeutern, die durch Aberglauben das Volk nach der Willkühr einer oder weniger lenken, verſchaffte er mehr Anſehn. Sie ſtammten zum Theil, wie er, aus Hetrurien. — Glückliche Fehden, ſelbſt gegen ſein Mutterland geführt, machten ihn reich, und ſetzten ihn in den Stand, die Entwürfe ſeines erfinderiſchen und gebildeten Kopfes auszuführen.

Er formte die Nationalſpiele ſeines Volks zu römiſchen um, zog ſiegprangend nach ausgefoch-

tenen Fehden in die Stadt, und schmückte sich als Sieger mit goldgestickten Gewändern. Seiner eigenen Würde gab er einen immerwährenden Glanz, auf sein Haupt setzte er die königliche Krone und das glänzende Diadem, er trug den elfenbeinernen Scepter, und golddurchwirkte Gewänder. Von einem elfenbeinernen Thronsessel gab er Befehle und Gesetze, und vor ihm her schritten zwölf Liktoren, aus deren Ruthenbündeln Beile drohend hervorsahen. Künstler aus seinem Vaterlande Hetrurien verschönerten das schmucklose Rom durch bessere Gebäude, und durch damals angestaunte Versuche in der Bildnerei. Für die öffentlichen Spiele legte er einen Circus, für die Reinlichkeit der Stadt Kloaken, zu ihrer Sicherheit eine schützende Mauer an. — — In den Herzen der Söhne des Ankus war der Haß gegen ihn noch nicht erloschen, sie ließen den achtzigjährigen König ermorden.

Vielleicht beabsichtigten sie den Thron nicht, denn Servius Tullius, ein Schwiegersohn Tarquins, bestieg ihn ungestört. Seine Sicherheit war die Liebe des Volks, die er durch gerechte Vertheilung eroberter Ländereien gewann. Doch schloß er sich weit mehr an die aristokratische Parthei, und so viel Verdienste er um den Staat hatte,

so legte er doch durch seine zu aristokratische Classification des Volks *) den Grund zu den nachher

*) Klassen.	Vermögenszustand.	Zahl der Centurien.	Kriegesdienste.
I.	100,000 Aß, 222 Pfd. St. 18 Sch. 2132 Thl.	98	80 Ct. zu Fuß 18 zu Pferde
II.	75,000 — 242 — — 3 — 1600 —	21	21 ——
III.	50,000 — 161 — — 9 — 1066 —	21	21 ——
IV.	25,000 — 80 — — 14 — 533 —	21	21 ——
V.	11,000 — 35 — — 10 — 266 —	31	31 ——
VI.	Kein Vermögen	1	Kein Kriegsdienst.

Summa der Centurien 193 davon
Erste Klasse 98 abgezogen

95

Mehrheit der Stimmen der aristokratischen Parthei 3

rigen langen und blutigen Kämpfen um Recht und Freiheit. Stadt und Land theilte er in Tribus, die Bürger, wiewohl nach ihrem Vermögen, doch vorzüglich in kriegerischer Rücksicht in Centurien, nach welchen sie in den Volksversammlungen stimmten, und im Felde fochten. Die Reuterei bildete sich zu einem Stande, dessen Vorrecht es blieb, zu Pferde zu fechten. — Hiezu führte er den Census (eine fünfjährige Schätzung) ein, und gebot, daß bei der Geburt des Bürgers im Tempel der Juno Lucina, bei der Erreichung des männlichen Alters im Tempel der Jugend, bei seinem Tode im Tempel der Libitina geopfert werde. — Er war der erste König Roms, der wenigstens der Zahl nach sein Volk kennen lernte, wenn man anders dies Kenntniß seines Volks nennen darf.

Von dieser serviſchen Einrichtung des Staats von der Stimmensammlung nach Centurien, geht die Tyrannei der Aristokraten aus, welche für Rom höchstens den Vortheil hatte, daß die Plebejer im Kampfe gegen sie ihre Kräfte übten und stärkten, und durch persönliches Verdienst den eingebildeten Werth des Patriciats zu vertilgen suchten. Doch lag dies nicht im Plane des Königs, und durfte auch nicht in ihm liegen, denn die Mittel, durch welche [illegible] Fürst auf sein Volk wirkt, dürfen in

ihren Folgen dem Ohngefähr nicht unterworfen, und nicht waghalsig seyn. Er hatte entweder besondere Absichten, oder den Grundsatz, daß nur der für das Wohl des Vaterlandes sich interessiren könne, der bei seinem Unglücke etwas einbüßen würde. Ein Grundsatz, den nur der Reiche für wahr halten kann, weil jeder edle Arme sich der Anwendung desselben auf sich selbst schämen müßte.

Die Eintheilung der Bürger in Centurien war übrigens militärisch, und das Recht, zu gebieten, stand mit der Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, im Gleichgewicht. Die Volksversammlungen nach dieser Eintheilung blieben auch im Ansehen, bis die Comitien nach Tribus, in welche Servius das Volk theilte, von dem Volke errungen waren, und ihrer Entscheidung die wichtigsten Staatsangelegenheiten übertragen wurden. Die ältere Versammlungsart nach Curien kam nach und nach ab, und blieb nur für gottesdienstliche Gegenstände, von denen sie eigentlich entsprungen war.

Das wichtigste Verdienst erwarb Servius sich durch Civilgesetze, welche Vorschriften für die Richter, die bisher entweder nach dem Herkommen, nach einem Gefühl von Billigkeit, oder Willkühr (arbiter) entschieden hatten, enthielten. Dies war

um so mächtiger, da die vielen bisher geführten Kriege, die verheerenden Einfälle der Feinde eine Menge von armen Plebejern als Schuldner unter das Joch aristokratischer Gläubiger gebracht hatten. Schon jetzt zeigte sich diese Tyrannei, die vom Unglück anderer gern Vortheil zieht, und ohne Gefühl von Menschlichkeit und Mitleid den, welchen sie einmal gefesselt hat, als Sklaven ihrer Herrschsucht fest hält. — Dies ist der größte Nachtheil einer vielfach getheilten Herrschaft, die nicht nach Volksgunst sterben darf, weil das Recht zu gebieten ihr erblich ist, daß sie auch den kleinsten Anlaß, ihre Macht zu zeigen, und von dem Rechte, welches sie im Großen nicht ausüben darf, im Kleinen Gebrauch zu machen, nicht vorüber läßt. Ohne diesen aristokratischen Druck der Patricier, mit welchem sie ohnehin schon unglückliche Menschen mißhandelten, wäre Rom wahrscheinlich nie zu einer demokratischen Republik geworden.

Derselbe Tyrann, welchen die Römer nachher mit ihren Vätern jagten, zeigte gegen den Servius, seinen Schwiegervater, schon die Gesin-

lange vermißte. Mit den Insignien der Königswürde bekleidet, ſetzte er ſich auf den Thron, und der erſchreckte Senat zitterte vor ſeinem Bevollmächtigten. Den Greis, der hinzueilte, um ſein Eigenthum vor dem gewaltſamen Uſurpator zu ſichern, warf er von den Stufen der Curie herab, ließ ihn tödten, und entzog ihm die Ehre des Begräbniſſes. Triumphirend fuhr vielmehr mit ihm ſeine Gemahlin, die Tochter, über den Leichnam des Vaters hin. Die Nachwelt brandmarkte dieſe That, indem ſie der Straße, wo ſie verübt ward, den Namen: Straße des Fluchs, gab.

Ohne die Beſtätigung des Volks oder Senats zu erwarten, nahm Tarquin der Jüngere den Thron ein, den er durch einen Mord erledigt hatte. Schon dieſer gewaltthätige Schritt berechtigte das Volk und die Nachwelt dazu, ihm den Namen des Tyrannen beizulegen. Seine ganze Regierungsgeſchichte iſt eine Reihe von Beweiſen, daß er ihn verdienen, und die freie Wahlmonarchie in eine unumſchränkte Deſpotie verwandeln wollte.

Er ſah ſeine [illegible]

der Tyrann sich nie sicher wähnen dürfe, und daß auch bei dem duldsamsten Volke endlich die Rache und das Gefühl seiner Rechte erwache. — Seine Herrschsucht, welcher der erste kühne Streich glückte, und die, in das Schrecken, mit welchem sie zuerst auftrat, gehüllt, alles mit Erfolg wagte, scheint ihn endlich tollkühner gemacht, und gegen die Vorsichtigkeitsregeln geblendet zu haben, die der, welcher sich in dies blutige Spiel [illegible]läßt, nie aus dem Gedächtniß verlieren sollte. Eine von den beiden Partheien, welche im römischen Staate sich schon jetzt befanden, und unter welchen sich hie und da schon eine eifersüchtige Rivalität zeigte, mußte er an sich, und ihr Glück an das Gelingen seiner Plane knüpfen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß beide sich gegen ihn vereinten, und über ihn herfielen. Der herrschsüchtige Tyrann, der fast überall ein so getheiltes Interesse findet, muß, einem Feldherrn gleich, den Punkt vermeiden, wo er sich zwischen zwei Feuer stellt. In der einen dieser Partheien muß er seine [illegible] und Söldner sehen, wenn es ihm

werden, wo es nicht den blutdürstigen, herrschsüchtigen Herrscher bezeichnet, der ohne Mitleid oder Gerechtigkeit die Rechte seiner Unterthanen zertritt, und mit ihrem Blute und Vermögen thut, wie es seine Laune ihm befiehlt, sondern den, der die Gränzen seiner Rechte und Macht einmüthig ausdehnt, und dem Volke das heilige Vorrecht nimmt, sich nach selbst gegebenen Gesetzen, von einem selbst erwählten Verwalter desselben beherrschen zu lassen. Die ehrwürdigsten Männer des Alterthums, selbst einige von den ältesten Weisen Griechenlands, führen diesen Namen, der den freiheitliebenden Völkern nur darum so verhaßt war, weil sie die Despotie eben so sehr verabscheuten, als sie die Freiheit für das höchste Gut hielten.

Daher darf es uns nicht wundern, in diesem Tarquinius einen Freund der Künste zu finden, der für die Pracht Roms alles that, und durch hetrurische Baumeister den kapitolinischen Hügel mit einem prächtigen Tempel schmückte. Er hatte den Grundsatz vieler Tyrannen, die Aufmerksamkeit

Bei alle dem war aber Tarquin auch Tyrann im neuen Sinne des Worts, er hielt sich alles zu gut, was seine Macht erweiterte oder ausdehnte. Den Patriciern nahm er ihren Einfluß in den Staat, indem er mit seiner Parthei alles berathschlagte und entschied. Den Plebejern, die ohnehin schon sehr durch Schulden gedrückt wurden, legte er Abgaben auf, und schmälerte dadurch ihr schon geringes Eigenthum. Hätte er die Patricier gepländert, und den Bürgern aus dem Volke ihren Einfluß genommen, er wäre glücklicher gewesen, denn der Adel opfert gern alles für einen Schatten von Herrschaft auf, so wie der Bürger sich alles gefallen läßt, wenn er nur seinem Gewinste fröhnen, und seinen Neigungen den Zügel lassen kann. — Tarquin aber verminderte die Anzahl der Senatoren, um seinen Anhängern das Uebergewicht zu verschaffen, entschied als Richter allein, gewaltthätig und ungerecht, und legte sich — ein öffentliches Bekenntniß, daß er Tyrann war — eine Leibwache zu.

Zu diesem allen kamen noch blutige Unthaten,

tigkeit sie heischte, ganz glich; der dazu bestimmt war, seine auf Blut gegründete Herrschaft zu stürzen. — So erhob sich nach und nach ein leises Murren gegen den Wütherich, der so sehr alle im Volk beleidigt hatte, daß nicht einer ihn warnte, sondern daß vielmehr alle dem günstigen Augenblicke entgegen sahen, wo der allgemeine Haß gegen ihn losbrechen, und ihn strafen könnte.

Sein Kriegsglück und die siegreich ausgefochtenen Fehden mit den benachbarten Völkern verschoben diesen Moment, seine Verschwägerung mit dem Fürsten der Latiner, und die Vereinigung der Nationalfeste des römischen und latinischen Volks auf dem albanischen Berge, welche den Römern für die Zukunft so viel versprach, vertrete ihn eine Zeitlang vor der Rache des Volks, das diess sah, daß in seinem Söhnen Wütheriche emporwachsen würden, die eines solchen Vaters würdig waren. Die fernste Aussicht auf Linderung seines Zustandes hält ein Volk von der Empörung zurück, aber wenn auch diese verschwindet, so tritt es ohnfehlbar auf, um sich selbst zu helfen. — Sein Sohn

kretia auf, und das lange verhaltene Feuer brach nun gewaltsam hervor.

Veranlassung, nicht Ursach der Königsvertreibung war der Selbstmord der Lukretia, welcher durch seine Folgen berühmter geworden ist, als er es verdiente. Diese Gelegenheit, welche man ergriff, zeigt schon deutlich, daß es keine Nationalsache war, daß gegen den Tyrannen sich nicht die gekränkte Nation, sondern der beleidigte Ehrgeiz und die von ihm eingeschränkte Herrschsucht einiger Großen erhob, die ihm nahe genug standen, um mit einem kühnen Schritte den Thron in Besitz zu nehmen, den sie selbst für sich erledigt hatten. — Freilich stimmte die Nation ein, und gab — den schwelgerischen Anhang der tarquinischen Familie ausgenommen — der kühnen That den Ehrennamen einer patriotischen; aber sie blieb das Werk einzelner, das Volk konnte bei der Regeneration des Staats nicht frei wirken, nicht auf seine Wünsche allein sehen, sondern nahm die Vorschläge der Männer, welche die kühne That vollbracht hatten, als Gesetze mit Ehrerbietung an.

Aecher ſeiner Familie auf, und zog das Intereſſe des Volks in das ſeine. Der König wurde mit ſeiner Familie verbannt, dieſe Würde für immer aufgehoben, jährige Conſulen an ihre Stelle geſetzt, mehr zu rathen als zu befehlen, die aber gleichwohl bald mit eben der Unumſchränktheit herrſchten, als die Könige. — Dem getäuſchten Volke galt dies gleich viel, es verabſcheut und liebt nur die Namen, und glaubt mit ihnen auch die Sache zertreten oder gerettet.

So fiel der Thron in Rom. Abſcheu und Volkshaß warfen ihn um. Auch Athen hob einſt die königliche Regierung auf, weil ſein letzter Fürſt ſo erhabene Dokumente des Patriotismus gab, daß keiner würdig ſchien, ſein Nachfolger zu ſeyn. — So gränzen die Extreme in ihren Wirkungen zuſammen. — Rom verſchloß dem Tyrannen ſeine Thore, und bot ſeine ganze Macht gegen die zuſammengeraften Heere deſſelben und gegen ſeine benachbarten Freunde auf.

Jetzt ſteht der Staat an der Gränze ſeiner erſten Laufbahn. Mit der Vertreibung der Könige beginnt ein neues Leben in ihm. Es iſt der Wahr

Die Bedürfnisse des Menschen geben allem seinem Streben die Richtung. Nur die Noth lehrt ihn wünschen, sie zeigt ihm zugleich die Wege zur Befriedigung seiner Wünsche, und schränkt auf der andern die Launen der Bequemlichkeit oder Schwelgerei ein. — So bestimmen die Bedürfnisse des Staats die Anforderungen desselben an seine Bürger, die Art sich zu bilden, die Lebensweise, die gesammte Entwickelung und Anwendung der Kräfte, und die Eigenthümlichkeiten seines Charakters.

In einem Staate wie das aufblühende Rom, waren Tapferkeit, Abhärtung, Genügsamkeit und Thätigkeit die nothwendigsten Eigenschaften aller Bürger. Da der Staat Vertheidiger bedurfte, da man einem jeden gerüsteten Fremdling das Bürgerrecht gab, so fehlten Sklaven, die dem stolzen Vertheidiger des Vaterlandes seine häuslichen Geschäfte hätten abnehmen, oder erleichtern können. Die einzige Theilnehmerin derselben blieb sein Weib, und die Kinder, von denen er doch bald die Söhne zu der edlern Thätigkeit des Krieges aufforderte. Gefangene, die im Kriege gemacht wurden, oder später die ersten Sklaven, ganze

Schlachtgetümmel verſchont hatte, war bis auf ſein Blut zum Dienſte dieſes Retters verpflichtet. — Das kleine Gebiet, unter viele getheilt, gab dem einzelnen kleine Beſitzungen, ſelten nur verſchwand dieſe Armuth auf kurze Zeit vor einer Beute, kein Handwerk, keine kunſtvolle Geſchäftigkeit oder Handlung war da, ſie für immer aufzuheben. Im Gegentheil zerſtörten oft feindliche Verwüſtungen die Saaten des Bürgers, oder die Hand lag am Schwerdte, die den Pflug führen ſollte, und da, wo Weide für ſein Vieh grünte, ſtand ſein Lager aufgeſchlagen. — Dies brachte ihn früh in Schulden, deren Joch die Nation ſo lange trug, bis die Habſucht der Wucherer es ihn unerträglich machte. Einförmigkeit mit einer gewiſſen Rohheit verbunden, die man für das Kennzeichen der Tapferkeit hielt, war der Charakter ihrer Lebensart. Alles das, wozu einige Kunſtfertigkeit gehörte, erhielten ſie von den Hetruriern, mit denen ſie durch einige ihrer Könige verwandt waren. Sie waren nichts anders, und wollten nichts anders ſeyn, als Krieger und Landleute.

Dabei waren die Bürger aber immer der Hauptwerk des Staates, ihr Wohl die letzte Zeloe

ſelbſt über das Gebiet der Menſchlichkeit hinausgeſteckten Gränzen der väterlichen Gewalt, daher das ſonderbare Phänomen, daß die Feinde aller Deſpotie in ihrem Hauſe den Tyrannen ſpielen, und alles was ihnen angehörte, Weiber und Kinder, ſpäter auch die Sklaven als Leibeigene betrachten durften.

Ohne geſchriebene Geſetze, ohne eine klare, ihrer Feſſungskraft angemeſſene Moral wurden ſie allein nach der Willkühr ihrer Rechtsverwalter, nach hergebrachten Sitten, die das Alterthum geheiligt hatte, und von einer abergläubiſchen Religion beherrſcht. — Selbſt unter dem Tarquin verkaufte die ſchlaue Sybille die Weiſſagungen der künftigen Schickſale Roms. Wenn dies auch Täuſchung der Lügern war, ſo zeigt doch der noch ſpäterhin nicht ſeltene Gebrauch derſelben, wie man Römer behandeln durfte.

Mit dem allmählig ſteigenden Reichthum des Volks fand ſich ſchnell Verſchwendungsſucht ein. Sie wähnten ſich reicher, als ſie waren, und glaubten ihre Schätze unerſchöpflich. Mit dieſer Verſchwendungsſucht vereinte ſich Religioſität. Daher ſchon Numa's Aufwandsgeſetze gegen den

durch zu geben, daß sie sich selbst einem feineren Genusse überließen, vermieden sie ihn, um den Ruhm der Tapferkeit und Männlichkeit zu erhalten. Ihre Kleidungen waren einfach, wie sonst, und ihren Waffen allein gaben sie, außer der Stärke und Dauer, noch einigen Schmuck. — Die Sklavinnen und Sklaven, die nachher in Rom allgemeiner wurden, waren nicht Diener des Luxus, sondern Gehülfen des Mannes und der Frau in einer nützlichen Thätigkeit.

Das frühgegründete Verhältniß der Patronen und Klienten bot dem römischen Bürger, der zu der patricischen Familie gehörte, mancherlei Unterstützungen dar. — Als die Klienten durch ihre Schulden sich später, wie durch eine neue Kette, an die Patronen ihre Gläubiger fesselten, wurden diese Dienstleistungen den ärmern Bürgern so drükkend, daß zwischen ihnen und der traurigen Lage eines Sklaven wenig Unterschied war.

Geld gab es noch immer wenig in Rom, und, wiewohl die Geschichte des Hafens Ostia erwähnt, so mag doch der römische Handel dieser Zeit wenig bedeutend gewesen seyn. Die Phönizier und einige kleinasiatische Griechen ausgenommen, bieten sich

war ein Geheimniß dieſer Seefahrer. Mit Recht läßt ſich auch zweifeln, ob die Römer in frühern Zeiten ſchon Schreibkunſt auf ſo tragbaren Materialien gehabt haben, daß dadurch der Handel befördert wäre. — Ueberhaupt aber blieb der Handel in Rom immer etwas verächtlich, weil er mit nothwendigen Reiſen verbunden war, die den Römer von aller thätigen Theilnahme an der Regierung und dem Wohl ſeiner Vaterſtadt entfernten.

Auch dieſe Reiſen hatten in den frühern Zeiten Unbequemlichkeiten, die oft unüberſteiglich waren. Da es ganz an Herbergen fehlte, ſo war die Gaſtfreundſchaft das einzige Mittel, ſie zu bewerkſtelligen. Eben deswegen ward ſie auch ſo heilig gehalten, darum war ſie ein wichtiger Theil der praktiſchen Religion, und die religiöſe Sage forderte die Menſchen dadurch zu ihrer heiligen Beobachtung auf, daß ſie erzählte, die Götter, welche die Erde ſo lange bewohnt, als die Menſchen ſich ihrer Gemeinſchaft durch Verbrechen und Laſter nicht unwürdig gemacht hätten, fühlten noch ſo viel Theilnahme für das verwandte Geſchlecht, daß ſie dieſelben zuweilen aus alter Zuneigung, zuweilen um ſie zu prüfen, beſuchten, in Menſchengeſtalt

auf den Täfelchen, die man zerbrach und theilte. — Kurz nach dieser Zeit, noch unter dem Consulat des Befreiers Brutus, schlossen die Römer einen Handelsvertrag mit den Carthagern, welche damals das mittelländische Meer beherrschten. Sie erlaubten ihnen Handel nach Sicilien, Sardinien und Carthago.

Weit enger war die Verbindung, in welcher dieser Staat mit seinen Nachbarn stand. Glückliche Kriege hatten die Römer furchtbar gemacht, man suchte die Freundschaft derselben, und der latinische Bund sah den Staat, den er in diesem Völkerverein aufgenommen hatte, bald ohne Neid und Scheelsucht an der Spitze desselben. — Mit dieser Größe Roms wuchs der Stolz seiner Bürger und der Werth des Bürgerrechts. Dennoch vergaß keiner derselben, woher diese Macht stamme, aus der vereinten Kraft aller, und aus dem Muthe und der Tapferkeit der einzelnen. — Die Freiheit, welche man nun, wenn auch nicht wirklich besaß, doch zu besitzen glaubte, erhielt diese Ueberzeugung in den Herzen der Bürger wach und rege, und jeder war um so rastloser für die Größe und den Glanz der Republik thätig, je mehr durch jene seine Rechte wuchsen, je mehr man diesem [illegible]

land zu vertheidigen, oder zu rächen, duldete der Römer nicht, daß ein anderer, als ein freier Bürger die Waffen ergriff. Er diente zu Fuß, nur eine geringe Anzahl reichere, die im Stande waren ein Pferd zu halten, dienten zu Roß. Sie waren aus den ersten Reutern des Romulus entstanden, von dem König Servius zu einem besondern Stande erhoben, und genossen für diese Aufopferungen gewisse Vorrechte.

Das lebhafteste Bild eines Römers in der ganzen Kraftäußerung seines Patriotismus gewährt uns M. Junius Brutus. Indessen behaupte ich nicht, daß seine That, und alle späteren gewaltsamen Schritte, welche er sich erlaubte, Folgen einer reinen Vaterlandsliebe gewesen wären. — Herrschsucht, Rachbegierde hatten großen Antheil daran; da sie aber in Rom dafür galten, so sehen wir an seinem Bilde wenigstens, wie der Römer seine Patrioten haben wollte.

Lange hatte er hinter einem verstellten Blödsinn seinen heimlichen Groll gegen den Fürsten verborgen, der das Blut seiner Verwandten vergoß, und ihn nur darum verschonte, weil er blödsinnig schien. — Endlich gab der fruchtlose Mord der Lukretia das Zeichen zum Ausbruch. — Alles war

Herrscher ward mit seinen Getreuen und dem Heere entfernt, sein Sohn, der Verführer Lukrezia's, hatte sich bei Nacht aus dem Lager vor Ardea in die Stadt geschlichen. — Durch diese That war noch eine Familie gegen den Tyrannen aufgebracht. — Der Leichnam gab ein erschütterndes Schauspiel; diesen Frevel der Tarquinier hatte schon mancher stumm geduldet, oder mußte ihn noch befürchten, und heb darum gern die Hände gegen den Verhaßten auf. — Der ganze Senat hatte schon längst, herabgewürdigt durch die Unthätigkeit, in welche ihn Tarquin geworfen, zitternd vor den Morden, die er sich willkührlich erlaubte, und aufgebracht über die Anmaßung einer erblichen Nachfolge, auf einen Führer gewartet, der sich zum Haupte eines Bundes aufwerfen würde, von welchem ein jeder gern ein Mitglied ward.

Umringt vom beifalljauchzenden Volke und dem einstimmenden Senat, schlug daher Brutus und der beleidigte Gemahl Lukrezia's dem Volke das Gesetz vor, daß dem Könige die Thore zur Rückkehr verschlossen bleiben, und nie wieder diese Würde in Rom geduldet werden sollte. Zwei Consulen erhielten, statt seiner, die Verwaltung des

nach Centurien gewählt, und ihre Macht dauerte nur ein Jahr. So ward die Tyrannei nicht allein dadurch gebrochen, daß zwei herrschten, sondern auch durch die Kürze der Herrschaft geschwächt. Sie erhielten indeß die ganze Macht der Könige, und ein Gesetz erklärte den für strafbällig, der ihren Befehlen nicht folgen würde. Collatin, der mit dem verhaßten Geschlechte des Verjagten verwandt war, sah sich bald genöthigt, sein Consulat aufzugeben, weil die Bürger keine Herrscher aus der alten verabscheuten Familie dulden wollten. Valerius ward sein Nachfolger.

Die Hesnungen der Tyrannen sterben nur mit ihnen selbst. Ein langer oder kurzer Misbrauch ihrer Gewalt, eine scheue Furcht vor ihrem Zorn, oder bereitwillige Unterwerfung unter ihre Befehle, giebt ihnen den falschen thörichten Glauben an eine Macht, die sie nicht mehr besitzen, sobald die Nation ihnen ihren Beistand entzieht, durch welchen allein sie im Stande sind, sich Ansehn und Gewicht zu verschaffen. — Tarquin, an welchem sich alles geschmiegt, der überdem die feile Bestechlichkeit manches Römers kennen gelernt hatte, der sich von einem starken Heere umgeben sah, — war nicht willens, den Thron aufzugeben, den ihm der

sah einen Thoren auf dem Thron, glaubte, das Volk würde ihn bald selbst stürzen, und ihm die Thore öfnen, die er im gegenseitigen Fall zu sprengen bereit war. — Er glaubte nicht an die Verstellungskunst der Menschen, nicht an das Aufraffen einer starken Nation aus dem Schlafe der Unterdrückung und Unthätigkeit, er glaubte nicht an die Rache des Schicksals.

Indem er von außen die Stadt bestürmen wollte, bot er zugleich in ihrem Innern die ehemaligen Theilnehmer seiner Ausschweifungen auf, die, von seinem schwelgerischen Hofe verleitet, aufgehört hatten, Römer zu seyn, und bei der neuen Verfassung keine Aussicht oder Hofnung für ihre Schwelgerei entdecken konnten. — Sehr viele junge Patricier waren, von diesem verderblichen Wohlleben seines Hofes hingerissen, die nächsten Verwandten der Befreier Roms von dem Tyrannen, selbst die Söhne des Brutus fanden sich unter ihnen.

Die ersten Schritte der Verschwörung versprachen den glücklichsten Ausgang. Die weichen Herzen der Jünglinge nahmen die Eindrücke der freundschaftlichen Königshand willig an, neue Hofnungen blühten vor ihnen auf, Genüsse aller

und ihre bethörten Blicke sahen nicht, daß sie ihren Vater dem Henkerbeil überliefern, oder selbst mit ihrem Blute würden bezahlen müssen.

Ein Sklav ward der Retter Roms. Ihm ward Freiheit und Bürgerrecht zum Lohn. Er verrieth die heimlichen Berathschlagungen der Verschwornen, sie wurden gefangen gesetzt, und unter ihnen die beiden Söhne des Brutus. Ruthenstreiche und Tod waren ihre Strafe. Der Vater sprach als Richter das Urtheil, und sah es vollziehen. So mußte er vor dem rohen Volke seinen Patriotismus bewähren. Man zweifelt mit Recht, über wen man mehr erstaunen soll, über das Volk, das solche Forderungen macht, oder über den Vater, der sie erfüllt.

So schwand die Hofnung Tarquins, auf welche er am sichersten bauen konnte, und der Mann, den er bis dahin verächtlich behandelt hatte, zeigte sich ihm in einer furchtbaren Stärke der Seele. Seine Entschlüsse und Plane bestanden in einer großen Probe. Tarquins Güter wurden indessen zu Rom theils den Göttern geweiht, theils unter das Volk vertheilt, theils verschleudert.

Was List und Verrätherei dem Könige nicht hatten geben können, das sollten ihm Waffen und

mit einer Armee, die er aus den benachbarten Staaten ausgehoben hatte, Brutus zog ihm mit den Römern entgegen. Jetzt stehn zum erstenmale freie Römer im Felde. Doch entscheidet dieses Treffen, nach einer rohen Völkern allgemeinen Sitte, ein Zweikampf, in welchem beide Streiter, Brutus und Arruns, der Sohn Tarquins, blieben.

So früh verlohr der aufblühende Freistaat seinen Retter. Er betrauerte ihn mit allen Zeichen einer kindlichen Zärtlichkeit, und zeigte sogleich, daß alle seine Hofnung zur Freiheit nur auf diesen Mann gegründet war. — Dies ist der Charakter unterdrückter Völker, die über ihre Rechte und Macht noch nicht belehrt sind, daß sie nie sich selbst, ihrem Willen und ihrer Kraft vertrauen, sondern sich mit einer strafbaren Sorglosigkeit dem Manne hingeben, der den Ruf des Volksfreundes hat. Mit seinem Tode fällt ihr Muth, und doch würden sie bei einem weisern Mistrauen, und bei einem höheren Grade von Einsicht in ihre Rechte, ihm das Todesurtheil gesprochen haben.

In der That war die Lage der Römer durch diese Staatsveränderung wenig gebessert. Unter einem andern Namen existirte noch immer die königliche Würde und Macht, und statt der monarchischen Verfassung hatte sich nun eine Aristokratie

gebildet, die überall die drückendste von allen Regierungsformen ist. Alle neuen Staatsbedienungen waren Vorrechte der Patricier, nur wenige Plebejer zog man in den Senat, der grössere Theil desselben ward durch Ritter ersetzt.

Der eigenthümliche Charakter einer Demokratie liegt in dem allgemein gleichen Rechte des Bürgers, an der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats thätigen Antheil zu nehmen. In einer solchen Verfassung muß Patriotismus und Einsicht allein das Recht geben, zu befehlen, es darf kein Prärogativ eines besondern Standes seyn. Jeder muß groß seyn dürfen, jedem der Weg zum Verdienste um das Vaterland und zur Macht offen stehn.

Und wo fand sich das in Rom? In den Händen der Patricier waren alle höhere Staatswürden, und selbst in den Versammlungen des Volks fand noch jene Art der Stimmensammlung Statt, durch welche die Patricier und reicheren so sehr begünstigt wurden.

Der Tod des Brutus öfnete den Römern über diese ihre Lage mit einemmale die Augen. So lange Brutus lebte, war sie ihnen nicht schrecklich gewesen. Jetzt setzte Valerius, der dadurch den ehrenvollen Beinamen, des Volksfreundes, sich erwarb, das Gesetz durch, daß jeder an

die Versammlung des Volks und an den Richterspruch desselben zu appelliren berechtigt sei, und dieses Gesetz ward nun das große Palladium der römischen Freiheit. Das Symbol derselben waren die aus den Ruthenbündeln der Liktoren (Fasces) herabgesenkten Beile. Sie sind das Zeichen der Majestät, des Rechts über Leben und Tod. Da beide den Bürgern durch das valerische Gesetz übertragen wären, so steckten die Liktoren die Beile nur dann auf, wenn sie dem Consul vor die Thore von Rom folgten.

Das Volk glaubte, nach seinen beschränkten Einsichten, durch diese Gesetze seine Freiheit gerettet. Es ahnte nicht, daß die Patricier im Stillen sich immer mehr Rechte anmaßten, und diejenigen, welche sie besaßen, erblich zu machen strebten. — Eine völlige Sonderung der beiden Stände war unvermeidlich; beständige Kriege mit den Nachbarn, und die schrecklichen Folgen derselben in Zerstörung der Ländereien, und daraus entstehenden Schulden der Plebejer auf der einen Seite; Trotz auf die gewonnene Macht, Misbrauch der erhaltenen Rechte, thörichter Dunkel und Stolz auf eingebildete Vorzüge, und unmenschliche Mishandlung unglücklicher Schuldner auf der andern Seite

Es ist fast unbegreiflich, wie viele Lasten das römische Volk sich unter so manchem Namen auflegen ließ. Ein großer Theil der ärmeren Bürger, der, während er das Feld bebauen sollte, den Staat vertheidigte, und die Bestellung seiner Aecker nicht Sklaven übertragen konnte, sah sich genöthigt, Schulden zu machen, gegen diese seine Ländereien zu verpfänden, und zur Bürgschaft für die Zinsen geliehener Gelder sich selbst dem Gläubiger als Leibeigenen zu überlassen. — Hiezu kam das nothwendig sehr drückende Verhältniß der Clienten und Patronen. Für einen mehr eingebildeten als wahren Schutz, den der Patron nur bei Processen gewährte, der sich nie durch eine Aufopferung äußerte, mußte der Client willkührlich geforderte Dienste leisten, durch eine Art von Tribut seinen Aufwand unterstützen, und überall durch seine Begleitung dem Patron das Ansehn eines größern Gewichts und ausgebreiteteren Einflusses in den Staat geben.

Der verjagte Tarquin selbst, der den benachbarten König von Clusium, Lars Porsena, mit sich gegen Rom vereinte, legte den ersten Keim zu dem Streite beider Partheien durch seine ununterbrochenen Anfälle auf die Stadt — Die Kriege

Cocles und Mucius Scävola Unsterblichkeit errangen, entwickelten ihn, und der Uebermuth der Patricier, der an Appius Claudius, der mit fünftausend Fremden und Clienten einwanderte, einen Vertheidiger fand, brachte ihn zur Reife. — Der Unwille zeigte sich, die neue Würde der Diktatur war aber nur ein Palliativ.

Diese Würde umfasset alle Rechte eines Despoten, und unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß er auf kurze Zeit erwählt wurde. Ohne Verhöre und Appellation konnte er richten und strafen, er bewafnete das Volk, wenn er wollte, und bestimmte, wo es fechten sollte; er ernannte sich einen Stellvertreter (Magister equitum Chef der Reuterei), und war nie, selbst wenn er seine Würde niedergelegt hatte, zu irgend einer Rechenschaft verpflichtet. — Die Gebräuche, unter denen der erste Diktater erwählt war, heiligte die Sitte, und sie wurden nachher immer beobachtet. Der Senat dekretirte die Wahl, der Consul vollzog sie in der Stille der Nacht, und sobald sie geschehen war, begaben sich die Liktoren mit ihren Fasces, in welche sie Beile gesteckt hatten, von den übrigen Staatsbeamten zu ihm, denn diese waren, während er herrschte, aller ihrer Geschäfte und

Bei der Anwendung dieses politischen Mittels hatte der Staat keine andere Sicherheit, als den persönlichen Charakter des Diktators, und die kurze Dauer der Würde, die auf sechs Monate eingeschränkt war. — Auch dies Mittel war ganz aristokratisch. Die Patricier bestimmten die Wahl, der erste unter ihnen vollzog sie, und gewiß ward nur dann ein Diktator erwählt, wenn es den Aristokraten vortheilhaft war. Daher konnte es auch das nicht leisten, was man dadurch beabsichtigte.

Das Volk fühlte vielmehr den Druck auch unter der neuen Würde, und sah sich ärger gemißhandelt, als von dem verjagten Tyrannen, es sah diesen vervielfacht, und eben so verdoppelt die unglücklichen Wirkungen der ihm unerträglichen Monarchie.

Wiewohl die Gesetze, welche das Schuldenwesen betreffen, in Griechenland und Rom von einer außerordentlichen Strenge waren, so daß wir diese Härte nicht wohl mit dem humanen Charakter dieser Völker vereinigen können: so müssen doch die römischen Patricier sie sehr übertrieben haben. Vielleicht hofften sie diesen Theil der Bürger Roms dadurch ganz zu vertilgen, oder wenigstens in

einer so tiefen Unterthänigkeit zu halten, daß sie nie ihre Rechte als Bürger in Ausübung bringen durften, wenn man ihnen ja den Wahn, sie zu besitzen, noch gestattete.

Aber die Wunden, welche das Schwerdt der Feinde den ärmeren Theil der Bürger schlug, die schreckliche Lage, die sie nach einem endlichen Frieden zu Hause erwartete, der neue Aufbruch in das Feld, wenn sie so eben ihre Angelegenheiten geordnet zu haben glaubten, alles dies mußte dem Volke sein Gewicht und seine Rechte auf Ruhe lehren. Sie sahen, wie die Patricier hingegen in ein bequemes Leben aus der Schlacht zurückkehrten, sich von den Plebejern Sklavendienste leisten ließen, und gleichwohl eben die, deren Kräfte sie im Kriege erschöpften, zu einer neuen Anstrengung derselben bald wieder aufboten.

Diese Aufforderungen zu Feldzügen wurden sogar als Unterdrückungsmachinationen von den Patriciern gemißbraucht. Die Plebejer mußten in das Feld, wenn man sie fürchtete, oder wenn sie so eben sich zu erholen anfingen. — Sie ergriffen daher auch das einzige Mittel, welches ihnen übrig blieb, sie weigerten sich Kriegsdienste zu leisten. Mit einem erheuchelten Gehorsam gegen die

Thoren von Rom. Hier gingen sie aber, vom Sicinius Bellutus aufgefordert, auf einen Berg jenseits des Anio, der von dieser Zeit den Namen des heiligen Berges führte. Hier ertrotzten sie von den Patriciern ihre Rechte, nur mit Mühe waren sie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen.

Der aristokratische Dünkel der Patricier ging anfangs so weit, daß sie diese Entweichung der Römer auf den heiligen Berg wie eine gleichgültige oder doch wenigstens geringfügige Angelegenheit betrachteten. Mehrere Monate schienen sie um die Plebejer ganz unbekümmert, und hofften vielleicht, daß diese von Mangel und Hülflosigkeit, indem ihre Menge selbst ihnen zur Last fiel, zur Stadt und zum Gehorsam zurückzukehren gezwungen seyn würden. Sie und eine Zahl von Anhängern, unter denen viele Sklaven waren, reichten hin, die Stadt zu vertheidigen, um jeden Feind, wenn das Glück ihn nicht zu sehr unterstützte, zurückzuschlagen.

Aber die Plebejer auf dem heiligen Berge litten nicht vom Mangel, Zwiespalt schlich sich nicht zwischen sie ein, wiewohl ihre Zahl immerfort wuchs, und aus allen Gegenden der Nachbarschaft, selbst aus Rom noch, viele von denen zu

beitreten, wenn sie dieselbe mit Glück begonnen sehn. Die Patricier hingegen fingen nach und nach an, die thätige Klasse der Bürger, welche entwichen war, zu vermissen, sie waren gezwungen, eine Menge von Diensten sich selbst zu leisten, oder auf sie Verzicht zu thun. Dabei lagen ihre Aecker unbestellt, und selbst der Krieg, die ehrenvollste Arbeit des Mannes, lag mit allen seinen Lasten und Gefahren auf ihren Schultern. — Ueberdem sank das Ansehn des Staats bei den Nachbarn, dreister fielen diese in sein Gebiet, und zerstörten die Früchte der Felder. Man fürchtete vielleicht sogar einen Bund zwischen den Nachbarn und den Plebejern auf dem Berge, welcher der Stadt um so gefährlicher war, da noch mancher Schuldner daselbst in Fesseln lag, oder eine ungerechte Sklaverei zu dulden gezwungen war.

Der erste Schritt zur Versöhnung geschah bei der Consulwahl, indem man einem Volksfreunde diese Würde übertrug. Man vereinte sich zu einer sanfteren Behandlung der Schuldner, zu milderen Grundsätzen in Rücksicht dieser Rechte, man beschloß, die Gefangenen ihrer Ketten zu entledigen, und die wegen Schulden zu Sklaven gemachten Bürger in Freiheit zu setzen — Eine Gesandt-

tulation, aber die auf dem Berge hörten sie mit dem gerechten Mißtrauen an, welches allein die Folge aristokratischer Mißhandlungen war. So oft schon von den Patriciern hintergangen, wollten sie sich jetzt, da sie es in ihrer Gewalt hatten, ihre künftige Lage zu bestimmen, ihrer Treulosigkeit nicht noch einmal Preis geben. Sie scheinen ihre Forderungen hoch gespannt zu haben Doch vereinte sie Menenius Agrippa, indem er ihnen in dem faßlichen Gewande einer Fabel ihre Lage schilderte.

Sie ist uns aufbehalten, und ich setze sie als ein Dokument der Geistesbildung jener Zeit hieher. Es muß auffallen, wichtige Staatsverhandlungen mit einer Fabel abgemacht zu sehen, aber es wird dies nicht, sobald wir uns in die Lage von Menschen versetzen können, die nur dann einen Gedanken ganz zu fassen im Stande sind, wenn er auch ihrer Einbildungskraft im Bilde sich versinnlicht, seine Wahrheit bekräftigt, und seine Anwendbarkeit beweist.

„Zu jener Zeit," — sagte Menenius, als er in das Lager auf dem Berge gelassen war, zu den versammleten Plebejern, — „zu jener Zeit, da jedes Glied des „menschlichen Körpers noch seinen eigenen Willen,

„interesse hatte, da noch nicht alle durch das Band
„der Eintracht zu einem wirksamen und selbstständ-
„digen Ganzen verbunden waren, wurden alle
„Glieder unwillig, daß sie allein für den Magen
„und seine Erhaltung thätig und besorgt seyn
„müßten, indeß er, gleich einem Tyrannen, ru-
„hig und unthätig bliebe, um aller der Freuden,
„die sie ihm durch Arbeit gewährten, genöße. —
„Ich muß ihm heilsame und schmackhafte Speisen
„auswählen, sprach das Auge, ich muß sie ihm
„pflücken und dem Munde darreichen, sprach die
„Hand, wir müssen sie zermalmen, sprachen die
„Zähne, und wir, fuhren die Füße fort, müssen
„ihn hintragen, wo er genießen will, ihn tragen,
„wenn er sich angefüllt hat, bis er zu einer kurzen
„Ruhe uns auf das Lager streckt, die er mehr sich
„selbst, als uns gewährt. — Alle waren alsbald
„einig, ihm diese Dienste weiter nicht zu leisten.
„Die Hand schwur, dem Munde keine Speise zu
„reichen, der Mund, sie nicht anzunehmen, wenn
„sie eidbrüchig ihm sie böte, und die Zähne, sie
„nicht zu zermalmen, wenn beide sich verschwören
„sollten, ihre Redlichkeit zu prüfen. — So woll-
„ten sie den Magen zwingen, ihr Diener zu seyn,
„gleich viel zur Erhaltung des Menschen beizu-

„sprechen aber sich selbst ihr Urtheil, sie selbst „fühlten bald eine allgemeine Schlaffheit und „Kraftlosigkeit durch den ganzen Körper schleichen, „und mußten besorgen, daß eine Auszehrung „ihnen insgesammt ein Ende mache. — So „wurden sie gewahr, daß der Magen der weich„liche, arbeitscheue und unthätige Schlemmer „nicht sei, für welchen sie ihn hielten; sie sahen „ein, daß er sich nur ernähren lasse, um wieder „zu ernähren, daß er es sei, der Mark und Kraft „aus den Speisen bereite, und durch sie Leben in „alle Glieder vertheile."

Dieser einfachen, den Fähigkeiten ungebildeter und dabei trotzender Menschen, so anpassenden Erzählung, fügte er eine Vergleichung ihrer jetzigen Lage mit dem belehrenden Bilde bei, und man fing bald an, mit sich unterhandeln zu lassen. Die Plebeier sahen ein, daß wenn das Ganze erhalten werden sollte, sie ihre Forderungen nicht zu hoch spannen, und nicht den Schein annehmen durften, als wollten sie sich in die Lage setzen, um welche sie die Patricier beneideten. Jetzt kam es ihnen nur darauf an, um im Gleichnisse des Menenius fortzufahren, dem Körper Magenkrämpfe zu ersparen.

Gegen die Consulen und die Verwaltung ihrer

nommen. Sie sahen in ihnen nur die Patronen der Patricier, sie glaubten, daß nur darum ihnen die Gesammtrechte aller Bürger übertragen wären, um diese nach ihrer Willkühr, oder nach den Absichten und Vortheilen einer Faktion auszuüben, die sie mit einem tödtlicheren Hasse verfolgten, als auswärtige Feinde. Sie beneideten dem Senate und denen, die auf eine Stelle in demselben Ansprüche machen durften, diese mit der ganzen Macht des Staats gewafneten Vertheidiger, verlangten eine gleiche Würde zu ihrem Schutze, und forderten das Recht, getrennt von ihren Peinigern, ohne ihren Vorsitz, nach freier Wahl und Einrichtung Volksversammlungen halten, und in ihnen allgemein verbindliche Gesetze geben zu können. Sie wollten ihre Feinde nicht vernichten, aber wohl sich mit ihnen in eine Paralel der Rechte setzen.

Nach diesen Forderungen und Vorschlägen wurde der Vertrag entworfen, und durch sie diejenige Würde in Rom gegründet, welche von allen, die jemals in diesem Freistaate entstanden, sowohl durch die Ausdehnung ihrer Rechte als durch die Verwaltung derselben, und ihre langsamen, der Freiheit selbst, deren Palladium sie seyn sollte, so gefährlichen Folgen, die wichtigste in der Verfas-

Bürger das große Dokument einer allgemeinen Volksgunst, und eine fast gränzenlose Macht, uni diese Liebe der Nation auf jede ihm beliebige Art zu erweitern und zu befestigen. Für entstehende Staaten ;und Republiken ist in der That die Geschichte dieser Staatswürde, und der allmählichen weiten Ausdehnung ihrer Rechte, deren Mißbrauch zuletzt die Despotie herbeiführte, welche sich schlau, wie sie immer seyn sollte, zuerst in den heiligen Mantel dieses Amts kleidete, äußerst lehrreich. Sie predigt die so oft vergessene Maxime, daß das Volk, wenn es seine Freiheit retten will, nie einem einzelnen seine Anhänglichkeit und Liebe zusichern, noch weniger aber ihn berechtigen darf, von seinen stets bereiten Kräften, wenn er will, zu jeder Absicht Gebrauch zu machen.

Die Idee, welche sich die Plebejer von den Consulen als Vertheidiger des patricischen Senats entworfen hatten, war mit allen ihren falschen oder wahren Uebertreibungen der Maaßstab, nach welchem man die Rechte der Tribunen bestimmte. Sie sollten für die Plebejer das seyn, was die Consulen für den Senat waren. Daher erhielten sie die Vollmacht, alle die Maaßregeln und Gesetze, von welchen sie glaubten, daß sie dem Be-

den, einzuschränken, zu untersagen, und zu vernichten. Jedes Gesetz, wenn es verbindende Kraft haben sollte, mußte ihre Zustimmung erhalten, und ein einziges Wort des Verbots aus ihrem Munde hob lange Berathschlagungen des Senats oder des Volks auf. — Dies waren die Rechte der einzelnen, obgleich sie ein Collegium bildeten, dessen Macht durch Eintracht noch weitere Gränzen erhielt. — Als die Wächter der Freiheit saßen sie in dem Versammlungssaale des Senats auf niederen Bänken. Ihre Unterschrift bestätigte seine Entschlüsse, ihr Widerspruch (veto) hob sie auf. Aus ihrem Munde sprach der Wille des Volks.

Schon bei der ersten Wahl von Tribunen, die auf die Rückkehr vom heiligen Berge erfolgte, wählte man, ohne eine bestimmte Zahl festzusetzen, derselben mehrere Alle Lieblinge des Volks, die, welche die Revolution bewirkt, und sich des Volks, während seiner Entweichung nach dem Berge, vorzüglich angenommen hatten, von denen das Volk auch in der Folge treue Anhänglichkeit und aufopfernden Patriotismus erwarten durfte, wurden mit diesem Amte beehrt. — Weil aber die Plebejer ihre Lieblinge und Schutzengel nicht vorschnell und unbesonnen den offenbaren oder heimlichen

ganzen Hasse zu verfolgen berechtigt waren, Preis geben wollten, so sicherten sie ihr Leben durch den heiligen Mantel der Religion, in welchen sie die Vertheidiger der Unterdrückten hüllten. Ihre Personen waren unverletzlich, und der Fluch über denjenigen ausgesprochen, der freventlich Hand an sie legte. Mit dem heiligsten Eide, und unter den gräßlichsten Flüchen, wurde folgendes unwiderrufliche Gesetz beschworen:

„Niemanden ist erlaubt, den Tribun gewaltthätig zu behandeln, keiner darf ihn tödten oder tödten lassen, keiner ihn schlagen oder schlagen lassen. „Wer dies Gesetz übertritt, sei verflucht, die „Götter wenden ihr Antlitz von ihm, seine Güter werden ihm entrissen, und fallen den Göttern anheim, er selbst aber wird von einem „jeden bis auf den Tod verfolgt. Dies zu thun, „ist Bürgerpflicht."

Diese heiligen Schranken, welche die Tribunen umgaben, beschützten auch zugleich alles, was in ihrer Nähe war. Jeder, der ihre Hülfe anflehte, stand, sobald sie ihm gewährt ward, unter dem Schutze dieses Gesetzes, ihr Haus mußte darum für jeden Hülfsbedürftigen, auch zur Nachtzeit, geöfnet seyn, und sie selbst durften sich nie, (außer

alle Staatsbeamte' gegenwärtig sein musten) aus Rom entfernen. Die Kraft dieses Gesetzes geht so weit, daß es die Tribunen selbst über das Gesetz erhebt, daß sie, so lange diese Würde ihnen gehört, vor kein Gericht geladen, und von keinem Richter verurtheilt werden konnten.

Nie hat eine Würde so sehr alles in sich vereinigt, was sie der Freiheit gefährlich machen konnte, als diese; nie haben die Römer unbesonnener einem einzelnen alles übertragen, was ihm Schutz und Macht geben konnte, und sogar zum Misbrauch der letztern auffordern muste. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß diese Würde den Charakter der Demokratie trägt, und daß sie ganz dazu gemacht war, diese zu begründen. Es ist daher auffallend, daß die Patricier in diese Rechte derselben so ganz willigen konnten. Sollten sie so fest auf ihre Schätze und ihren Einfluß gebaut haben, daß sie diese mit der Macht des Staats, mit der Liebe des Volks und dem Schutze der Religion ausgerüsteten Feinde nicht für furchtbar gehalten hätten? — oder sollten sie vielleicht diese Würde sich selbst bestimmt haben? Wahrscheinlicher als das letzte bleibt immer noch der patrizische Dünkel, denn ein ausdrückliches Gesetz schloß sie von dieser Würde aus;

den. Ueberdem konnte auch kein Aristokrat sich zu diesem Amte Hoffnung machen, so lange sich unter dem Volke noch ein Andenken ihrer Mißhandlungen erhielt, welches durch immer wiederholte Kränkungen von neuem aufgefrischt ward. — Am wahrscheinlichsten bleibt immer, daß sie nicht ahneten wie viel sie gradezu verlohren gaben, und wie unendlich mehr noch sie auf das Spiel setzten; oder daß sie gezwungen waren, alles zuzugeben was man forderte.

Denn es herrschte in diesen Zeiten zu Rom eine große Unwissenheit in den Kenntnissen welche zur Gründung einer vortheilhaften Staatsverwaltung und Constitution nothwendig erfordert werden, und zugleich eine Unbestimmtheit des Willens und eine Unentschlossenheit, die ihren Feind, statt ihn zu unterdrücken, immer neben sich duldete. In Rom waren seit dieser Zeit immer zwei Partheien, Patricier und Plebejer, Aristokraten und Demokraten, keine von beiden schlug die andere ganz zu Boden, um die Oberherrschaft sich allein anzumaßen, sondern sie behielten beide Antheil, und jede derselben, die grade überwiegend war, übte ihn aus. In den von Servius gegründeten Comitien nach Centurien hatten die Aristokraten das Uebergewicht, in den seit der Entweichung nach

heim heiligen Berge dem Volke geſetzmäßig vergönnten Comitien nach Tribus wurde die Demokratie ausgeübt. Denn obgleich die Patricier mit zu dieſen Volksverſammlungen gelaſſen wurden, ſo waren ſie doch in die Tribus vertheilt, und da dieſe nicht wie die Centurien das Stimmrecht nach dem Verhältniſſe des Vermögens ausübten, da die Reichern nicht mehr Stimmen als die Aermern hatten, ſondern die Geſamtſtimme jeder Tribus von der Mehrheit der einzelnen abhieng, ſo muſten die Aermern, deren Zahl bei weitem die ſtärkſte war, das Uebergewicht behalten. — Es iſt nicht zu leugnen, daß Eintracht und Feſtigkeit in der Vertheilung und Ausübung der Majeſtätsrechte, die Kraft des Volkes weit ſchneller zu großen Unternehmungen vereint haben würden, aber es bleibt auch gewiß, daß dieſe Unbeſtimmtheit, und der ſtets rege Kampf beider Partheien, die Kräfte und Talente entwickelte, welche die Bewunderung der Nachwelt verdienen. — Die Völker bilden ſich mehr in ſich ſelbſt, indem ſie an ihres gleichen ihre Kräfte üben, als in dem Kampfe mit Fremdlingen. Des Siegers Sitte müſſen ſie annehmen, und ſelbſt der Sieger ſchmiegt ſich zuweilen unter das verführeriſche Joch der Weichlichkeit derer, die eben dieſe Weichlichkeit ihm unterwarf. —

Bei den Unruhen welche bald nachher Cajus Marius, mit dem Beinamen Koriolanus, erregte, zeigte ſich dieſe Unbeſtimmtheit der Rechte, und dieſe falſche Nachgiebigkeit zuerſt.

Die Plebejer waren gegen die Saatzeit nach dem heiligen Berge entwichen, und hatten Rom grade zu der Zeit die thätigen Hände entzogen, wo ſie ihm am unentbehrlichſten waren. — Die Folgen davon zeigten ſich bald, und wurden durch die Rückkehr der Plebejer nur um ſo auffallender. Die Felder waren während der Abweſenheit der Bürger unbeſtellt geblieben, oder von Fremden, welche die vorübergehende Schwäche des Staats nutzten, verheert, des geringen Vorraths der in den Magazinen der Stadt war, hatten ſich die Patricier bedient, und ein drückender Mangel fing an überhand zu nehmen.

Manche Patricier, und unter ihnen vorzüglich ein junger Mann, der ſich einige Jahre zuvor im Feldzuge gegen Korioli durch die Eroberung dieſer Stadt ausgezeichnet hatte, hielten dieſen Mangel für eine bequeme Gelegenheit den Plebejern ihr Uebergewicht fühlen und ihren ſtrafbaren Trotz entgelten zu laſſen. Sie hofften zugleich manche von denen Rechten, welche ſie dem Volke hatten einräumen müſſen, wieder zu erhalten, und es durch

ſine Hungersnoth in die alte Sklaverei zurück zu zwängen. Koriolan that daher im Senat den Vorſchlag, daß man das Korn, welches aus den benachbarten Gegenden und Sicilien der Stadt zugeführet ſei, nicht eher unter die Bürger vertheile, bis ſie alle ihre den Patriciern widerrechtlich abgedrungenen Vorrechte zurückgegeben hätten.

Die tollkühnen Jünglinge unter den Senatoren, die unwahrſcheinliche Hoffnungen für Gewißheit nahmen, gaben dieſem Vorſchlage des ſiegſtolzen Patriciers Beifall; aber der größere Theil der Verſammlung, welcher die Kraft des Volkes in den letzten Unruhen hatte kennen gelernt, der ſich nicht unbeſonnen in neue Gefahren ſtürzen wollte, verwarf ihn.

Gleichwohl kam er zu den Ohren des Volkes. Die Freiheitswächter an der Thür der Curien benachrichtigten die Plebejer von den gefährlichen Anſchlägen, die Koriolan zu eröffnen ſich erdreiſten durfte. Sie ſtanden drohend auf, und der Senat gab ihnen Korn für einen geringen Preis. So waren die Plebejer beruhigt, aber nicht die Tribunen, die Koriolan beſchimpft hatte, indem er ſagte, er wolle lieber einen Tarquin als einen Sicinius dulden. Sie forderten ihn daher vor das Gericht des Volkes, zu deſſen Untergang er Rathſchläge

gegeben hatte. — Obgleich Senat und Patricier bereit waren ihn zu schützen, so entzogen sie ihn doch nicht dem Gericht, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, in den Versammlungen nach Centurien die Oberhand zu behalten.

Diese Hoffnung war vergeblich. Die Tribunen, die darauf bestanden, daß sich das Volk nach Tribus versammle und votire, setzten es durch, und Koriolan, der sein Schicksal voraussah, verließ seine Vaterstadt. — Bald nachher erschien er an der Spitze eines feindlichen Heeres vor den Thoren. Er war nach Tarquin der erste Römer der das Schwerdt gegen sein Vaterland zog. — Die Geschichte desselben gehört nicht weiter hieher.

Merkwürdig bleibt immer diese auffallende Aeußerung des Einflusses der Plebejer, der sich so glücklich gegen einen jungen Mann erhob, dessen Verdienste um das Vaterland der Staat anerkannt hatte, der als Verfechter der patrizischen Parthei aufstand, und auf die Unterstützung des ganzen Senats rechnen durfte. — Was aber wühlt wohl schneller um sich als die demokratische Volksgewalt, wenn sie einigermaßen nur vom Glücke begünstigt wird, und ihre Wagstücke gelingen sieht? Sie gleicht einem ausgetretenen Strome. In Rom muste dies um so mehr der Fall

ſein, da die Tribunen, deren Macht mit dem Anſehn der Plebejer ſtieg und ſank, alles thaten um ſie auf die gefährlichſte Höhe zu treiben. Hiezu kommt, daß der Tribun ſelbſt um ſo gewiſſer auf die Liebe des Volkes rechnen konnte, je mehr er es auf ſeine Rechte aufmerkſam machte, es zur Wiedererlangung derſelben aufforderte, und ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Eroberer ſtellte. Je mehr das Volk alles das für Recht hält, was ihm Vortheil bringt, um ſo gefährlicher war jetzt dieſe Pflicht der Tribunen, das Volk auf ſeine Rechte aufmerkſam zu machen.

Daher denn auch die beſtändigen Kämpfe der beiden Partheien gegen einander, ſobald der auswärtige Feind ihnen einige Ruhe läßt, denn ſo ſehr ſind beide doch noch Römer, daß ſie über das Privatintereſſe den Staat nicht vergeſſen.

In einem ſolchen Zwiſchenraume der Ruhe nach den Koriolaniſchen Fehden kam zum erſtenmale die ſo oft wiederholte Anforderung wegen einer gleichen Vertheilung der Aecker zur Sprache. — Sie iſt ſo wichtig, daß wir um ihretwillen einen Rückblick auf die Vorzeit werfen müſſen.

Eroberungen gründeten das erſte Gebiet von Rom und die erſten Beſitzungen ſeiner Bürger. Den Siegern gehörte die Beute, zu welcher man

auch das Land zählte, und sie ward wahrscheinlich gleich vertheilt. — Indessen wäre es thöricht gewesen, diese Gleichheit erhalten zu wollen. Bei der wachsenden Volksmenge, bei den ausgebreiteten Eroberungen welche die Römer machten, muste sie aufhören. Auch ist in der That die Gleichheit des Vermögens der Bürger nichts wünschenswerthes; sie hebt den Vertrieb und Wechsel der Dienstleistungen auf, und macht das Leben lästiger, als es ohne sie sein würde. Eben so wenig kann sie zu den demokratischen Bürgerrechten gehören, es sei denn, daß man einem Lykurg gleich, Armuth zum Gesetz machen, und durch das Verbot für seine Einkünfte thätig zu sein, den Staat von allem Umgange mit auswärtigen trennen wollte. — Die Plebejer forderten sie auch nicht, sie wollten nur das zu große Misverhältniß zwischen den Reichen und Armen gehoben, und eben dadurch sehr viele von einer drückenden Schuldenlast befreit sehn.

Seit dem Ausbruche der tarquinischen Unruhen hatten die Römer, wiewohl ihre Anzahl sehr gewachsen war, wenig Eroberungen gemacht. Ihre Kriege wurden mehr ihres Schutzes und ihrer Sicherheit wegen geführt. — Gleichwohl waren eben diese Kriege Ursachen der Armuth; die Bürger musten, wenn sie in Noth waren, den Ertrag

ihrer Aecker oder sich selbst verpfänden, und so hatten die reicheren Aristokraten sich in den Besitz fast aller Ländereien gesetzt.

Bei der Rückkehr vom heiligen Berge war man mehr darauf bedacht, Rechte zu begründen und Gesetze zu geben, die ein ähnliches Schicksal für die Folgezeit ersparten, als die Ursach der jetzigen Händel zu heben. Man dachte nur an die Befreiung gefangener und gemißhandelter Schuldner, man suchte sein Leben und seine Freiheit zu retten, und überließ, ohne die Rechtmäßigkeit ihrer Erlangung zu untersuchen, den Patriciern was sie unter dem Namen der Schulden besaßen.

Es muste aber den Einfluß der Plebejer sehr heben, wenigstens die feilen Gemüther unter denselben ihnen ganz gewinnen, wenn sie auch in Rücksicht des Vermögens mit den Patriziern in Paralel standen. Die Tribunen waren auch schon bereit diese Forderung laut werden zu lassen, als ein Patricier und Consul ihnen zuvorkam, und dadurch den Plebejern den großen Beweis ihrer Macht gab, daß er, es sei für welche Plane es wolle, um ihren Beistand und ihre Gunst sich bewarb.

Der Consul Spurius Cassius drang zuerst darauf, daß die Patricier alle die Ländereien, welche

ſie durch Gewalt, Liſt oder Bedrückungen den Armen entriſſen hatten, unentgeltlich zurückgeben, und auch die Staatsgüter, die ſie als ihr Eigenthum behandelt hatten, dem Staate abtreten ſollten, um ſie nebſt den neueroberten Gegenden unter die Bürger zu vertheilen. Die Plebejer muſten dieſen Vorſchlag mit allen ihren Kräften unterſtützen, ſo wie die Patricier ihn mit ihrer ganzen Macht bekämpften. — So brachen die Unruhen von neuem aus, und ſonderbar genug wurden die Plebejer zuerſt von einem Patricier auf dasjenige aufmerkſam gemacht, was ſie zu fordern berechtigt waren.

Aber es koſtete auch dieſem Patricier das Leben. Die Ariſtokraten im Senat hofften mit dem Manne die Sache zu vertilgen, glaubten die Forderung mit ihrem Verfechter verſchwunden. Sie verbreiteten daher unter dem Volke das Gerücht, daß Caſſius um ihre Gunſt nur in der Abſicht buhle, um ihres Beiſtandes ſich nachher zu weit gefährlichern Abſichten zu bedienen, daß er den Plan, habe ſich zum König Roms aufzuwerfen. In der That erſcheinen in dem Verfahren des Conſuls manche Unvorſichtigkeiten, die dieſe Meinung beſtätigen, er öffnete Fremdlingen die Thore und gab ihnen das Bürgerrecht, und ſcheint ſich

aus ihnen und den Plebejern, die er durch erheuchelten Demokratismus bestach, eine Parthei haben bilden zu wollen. — Nie straft das Volk grausamer, als wenn es gefährliche Heuchler entdeckt, wenn sich jemand zu seinen Liebling aufschwingt, um an ihm zum Verräther zu werden. Es scheint dann zugleich seine Ehre und den Schimpf der Täuschung rächen zu wollen. — Dies erfuhr Cassius. Kaum hatten die Tribunen diese Vermuthungen verbreitet, als man sie in jedem kleinen Schritte den der Consul gethan hatte, bestätigt sah, ihn vor das Tribunal des Volkes zog, und das Todesurtheil sprach. Der Senat stimmte freudig bei, und Cassius ward als ein Verbrecher gegen die Volksmajestät vom tarpejischen Felsen gestürzt.

Mit ihm starb indessen das Gedächtniß des Volks nicht, welches sich nur zu gut erinnerte, was er in Anregung gebracht hatte. Die Tribunen wachten, und trugen von neuem auf eine gerechte und verhältnißmäßige Vertheilung der Ländereien an.

Nichts hat den Partheigeist in Rom so sehr genährt und unterhalten, als diese immer von neuem vorgebrachte Motion wegen der Ländereien. Beiden Partheien war sie gleich wichtig; die eine

gewann so sehr viel dadurch, als die andere verlohr, und nichts war daher im Stande, die gegenseitigen Kräfte so hoch zu spannen, als gerade dieser Gegenstand. Alle Künste wurden aufgeboten, jede Art von Macht und Einfluß benutzt, um dies wahre oder vermeinte Recht durchzusetzen, und nichts hat auf die Verfassung Roms durch selten unterbrochene Unruhen so viel Einfluß gehabt. — Die Patricier bemühten sich, das Volk in Thätigkeit zu erhalten, damit es an diese Forderung nicht gedächte. Bald führten sie es in den Krieg, bald belustigten sie es mit Triumphaufzügen, oder festlichen Spielen. Weigerte es sich aber in das Feld zu ziehen und die Waffen zu ergreifen, oder war der Taumel der Lustbarkeiten verflogen, und gedachte es nun wieder seiner Zukunft und seiner Rechte, so vertheilten sie einen kleinen Theil von Ackergütern, und das Volk ließ sich täuschen.

Dagegen standen aber die Tribunen mit aller Würde ihres Amts auf; sie forderten vom Volke Eintracht, und feste Beharrlichkeit auf dem was recht und nothwendig sei; sie tadelten es, daß es sich täuschen lasse, indem man ihm einen unbedeutenden Theil seiner Forderungen zahle, und verlangten, daß es nicht eher ablasse, als bis die uralte Schuld ganz getilgt sei. — Die Bürger

hatten Sinn für dieſe Lehren, ſie lernten den Privatvortheil von dem Nutzen des Ganzen und Allgemeinen trennen, ſahen nicht mehr allein auf die Gegenwart, ſondern auch auf die Zukunft, und begnügten ſich nicht mit Palliativen, ſondern wollten eine Radicalkur dieſes Schadens. – Dabei machten die Tribunen das Volk aufmerkſam auf die ariſtokratiſchen Schliche des Senats, ſie zeigten ihnen den verderblichen Einfluß der Patricier an manchen unter ſich ſelbſt, die, gewonnen durch ihre Gunſt oder ihr Geld, nur die Parthei der Reichen hielten, und zu Verräthern am Volke wurden, deſſen Geſchäftsträger ſie waren. — Sie ſelbſt ſuchten dieſem Unheil durch heilige Eide, die ſie einander leiſteten, und wodurch ſie ſich zur Eintracht verpflichteten, zuvorzukommen, zugleich aber lehrten ſie das Volk Vorſichtigkeit in der Wahl ſeiner Stellvertreter. Dies war die Urſach, daß alle die, welche ſich um dieſe Würde bewarben, ihren Demokratismus nur durch Haß und Verfolgung der Patricier zu zeigen glaubten, daß ſie auf dieſe Art um die Stellen buhlten, und ſchon, ehe ſie dieſelben erhielten und antraten, auf Vorſchläge dachten, die ſie eben ſo verhaßt bei den Patriciern, als bei den Plebejern beliebt machten. — So ſchlich ſich die öffentliche Kabale der unterſchiedenen Stän-

de ein, so entstanden die Zeiten, welche größe Staatsmänner und Redner bildeten, so entstanden Patrioten von mancherlei Art; und wiewohl eben dadurch manches Gute verhindert, und manches Nachtheilige durchgesetzt ward, so erhielt doch dieser lebhafte Streit der Partheien die Kräfte des Staats immer in einer gespannten Lage.

Das Volk hatte kaum erfahren, daß man auf seine Vorstellungen höre, daß man ihm Rechte zugestehe, so war es auch thätig, diese Rechte immer auszuüben, um sie nicht veralten zu lassen. Die erste Nachgiebigkeit der Aristokraten machte die Plebejer dreister, die erste Hinwegnehmung einer Last machte sie ungeduldiger gegen die übrigen, und gab ihnen eine Empfindlichkeit gegen alle Art von Druck, selbst gegen eingebildeten.

In einem Staate von so unvollkommener Verfassung, wo die Bürger selbst so wenig über dasjenige unterrichtet sind, was zur Staatsverwaltung gehört, läßt es sich nicht erwarten, daß man darauf bedacht gewesen wäre, durch Zuvorkommen etwas zu verbessern. Der kranke Staat fühlte seinen Schaden erst durch den Schmerz, den er ihm verursachte, und es gab manchen, der seinen eigenen Schmerz für einen Schaden des Ganzen hielt.

Indeſſen war noch unendlich viel zu verbeſſern. Die Lage der Plebejer war bei weitem noch nicht ſo, wie ſie dieſelbe fordern konnten. Sie hatten ſich bis jetzt dem Senate nur furchtbar gemacht, und alſo höchſtens das gerettet, was ſie wirklich ſchon beſaßen, und ihre Zukunft geſichert. In den Händen der Patricier waren aber noch mancherlei Ketten, an welchen ſie die ärmeren leiteten, und je mehr derſelben wir entdecken, um deſto bedauernswerther wird das Loos der Unterdrückten, um deſto mehr ihr beſtändiger permanenter Aufſtand gerechtfertigt.

Die Unvollkommenheit der gerichtlichen Verfaſſung Roms bot den Patriciern viele Mittel, die Plebejer zu drücken. Eine Verbeſſerung derſelben mußte dieſen daher um ſo nothwendiger ſcheinen, da bis jetzt noch kein Geſetzbuch exiſtirte, und niemand wußte was Rechtens war, und ob ſeine Sache gerecht entſchieden wurde.

Die Könige Roms, die ſo manche Würde in ſich vereinten, waren auch zugleich die oberſten Richter. Sie entſchieden die ſtreitigen Fälle entweder ſelbſt, oder ernannten Richter. Manche Art der Entſcheidung war dem Volke in ſeinen Verſammlungen überlaſſen. Eine beſondere Benennung der Richter in Rom, die vermuthlich ſehr

hlt ist (arbitri), führt auf den Grund, aus welchem die ältesten Richter ihre Erkenntnisse schöpften. Diese war die Einsicht des Entscheidenden, sein Gefühl von Billigkeit und Recht. Das Herkommen, welches bei rohen Völkern immer in großem Ansehen steht, gehörte mit zu den Entscheidungsgründen, und beide wurden durch die mangelhaften Gesetze, welche man theils vom Numa, theils vom Servius hatte, unterstützt.

Nach der Vertreibung der Könige hatte man bei der Constitution der Consulen ihnen auch das Richteramt übertragen, und die Plebejer waren um nichts gebessert, da diese Würde Eigenthum des patricischen Standes war. — Das Patronat, welches dem Plebejer es zur Pflicht machte, seine Sache nicht selbst zu führen, sondern als Klient mit einem Patron vor Gericht zu erscheinen, half dem Uebel, so schmeichelhaft die Namen klingen, nicht ab, und die Tribunen, vereint mit dem Volke, dessen Stellvertreter sie waren, drangen auf die Anfertigung eines Gesetzbuchs.

Die Patricier widersetzten sich, und man fing nun an, die Sache mit dem vollen Eifer des Partheigeistes zu betreiben. — Indessen erhellt aus dieser Widersetzlichkeit gegen eine gerechte Forderung, wie gut diese Gesetzlosigkeit und das Recht,

nach

nach Willkühr zu entscheiden, von den Patriciern als ein Kapzaum des Volks habe gebraucht werden können. Auch die Machinationen, deren sie sich nachher bedienen, die Formeln und Formalitäten, die sie erfinden, und als allein rechtskräftig anerkennen, die sie mit ägyptischer Mysteriösität geheim halten, zeigen, wie viel ihnen an dem Eigenthume der Justiz und Rechtspflege gelegen war. — Oder hätten sie sich alle dem vielleicht nur darum widersetzt, weil sie besorgten, daß dadurch das Patriciat und die ihnen so vortheilhafte Klientel sinken würde?

Dem sei wie ihm wolle, es ist gewiß, daß eine aristokratische Parthei in einem Staate solche Vorrechte, wie diese patricischen sind, nicht aufopfern durfte. Sie kömmt durch dieses eigene rechtliche Verhältniß zu einer genaueren Bekanntschaft mit der Lage derer Bürger, auf welche sie ein wachsames Auge haben muß; der ärmere kann, ohne ihren Beistand, keinen Kauf oder Kontrakt schließen, keine Erbschaft antreten oder verlassen.

Die Aristokraten Roms setzten daher den Plebejern alle ihre Macht, ihren ganzen Einfluß, alle Kunstgriffe und Ränke entgegen; aber das Volk, welches einmal schon durch die Erfahrung belehrt war, daß es alles das wirklich durchsetzen könne,

was es mit Eifer beginne und verfolge, bestand mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit auf seinen Forderungen. Mißtrauisch beobachtete eine Parthei die Schritte der andern, eine zweifelte an der Redlichkeit der andern, und jede erlaubte sich alles, selbst Erdichtungen und Verläumdungen, gegen ihre Gegner. Cincinnatus wurde vom Pflug zum Diktator erhoben, um dem heftigen Streite ein Ende zu machen. Der große Römer kehrte, nach vollführtem Auftrage, von seiner Würde zu dem edlen Geschäft zurück, von welchem man ihn abgerufen hätte.

Dennoch setzten die Plebejer ihr Vorhaben durch. Anfangs wollten sie, daß dies Gesetzbuch nur von Mitgliedern ihres Standes entworfen würde, nachher aber vereinte man sich dahin, daß aus beiden Partheien Gesetzgeber erwählt wurden. — Im Jahr 300 d. St. sandte man daher drei Männer in die untern Theile von Italien, wo mehrere griechische Staaten durch weise Gesetze blühten, und selbst nach Griechenland, um aus den Gesetzen Solons, Lycurgs, Zaleucus und Charondas dasjenige auszuwählen, was nach ihrem Gefühl und Einsichten mit der allgemeinen Billigkeit übereinstimme, und auf Rom eine Anwendung litt. Sehr weise war es von den Rö-

tiern, daß sie sich nicht von dem glänzenden Rufe so mancher Gesetze täuschen ließen, sie, so wie sie waren, in Rom einzuführen: denn wie können Gesetze auf zwei Nationen passen? Sie müssen aus den Sitten, dem Charakter, und der ganzen Lebensweise der Nation geschöpft werden, und in der Uebereinstimmung derselben mit diesen und der allgemeinen Billigkeit liegt der Grund ihrer Verbindlichkeit für die Nation.

Die Gesandten kehrten zurück, und mit ihnen Hermodor, ein Ephesier, der aus seinem Vaterlande vertrieben war. Bald nach ihrer Rückkehr wählte man Zehnmänner (Decemviros legibus scribundis) zur Verfertigung des Gesetzbuchs, bei welchem der in Griechenland gesammlete Stoff und die bisher beobachteten Gebräuche zum Grunde gelegt werden sollten. Es ist merkwürdig, daß die bildende Hand eines Griechen hier mit wirksam war. Welche Gestalt würde der feine Stoff griechischer Geister unter den rohen Händen der Römer erhalten haben, wenn nicht ein Grieche sie geleitet hätte.

Die Gesetzbücher aller Nationen sind die wichtigsten Dokumente für den Geschichtsforscher. Nichts spiegelt so rein den Geist der Völker wieder, als diese selbstgeschaffnen Richtschnuren ihrer

Handlungen. Sie müſſen genau auf den Charakter des Volks paſſen, müſſen ganz aus ihm ſelbſt geſchöpft ſein, und ſchon die Dauer derſelben, oder ihr Sturz entſcheidet über ihr Gewicht. Sogar angenommene und verpflanzte Geſetzbücher, welche die Völker von Nachbaren erhielten, oder die ihnen von Siegern aufgezwungen wurden, haben in der Geſchichte Werth, indem die Nation ſich entweder gegen ſie auflehnt, oder ihr Joch trägt.

Es wird daher der Mühe lohnen, einen Augenblick bei den zwölf Tafeln, welche von dieſen zehn Geſetzgebern entworfen wurden, zu verweilen. Zwar ſind ſie uns nicht erhalten, auch Caji Dodecalton, in welchem ſie enthalten waren, iſt verlohren gegangen, aber in den Anmerkungen früherer Rechtsgelehrten, welche ſie noch beſaßen, und auf ſie manche ihrer Erkenntniſſe und Beſcheide gründeten, ſind uns merkwürdige Bruchſtücke aufbehalten.

Bei einem Volke, wie die Römer jetzt ſind, läßt ſich kein Blick über das Allgemeine des Staats und über deſſen Verfaſſung erwarten. Die Römer haben über dieſen Gegenſtand nie eine feſte Norm gehabt, zwei im Staate mächtige Partheien kämpften immer gegen einander, und die Verfaſſung war daher in einem immerwährenden Schwan-

ken. Bald hob ein Geſetz den Einfluß einer Parthei, bald warf ein Geſetz der andern dieſen nieder. Gefahr von außen vereinte ſie, Ruhe und Sicherheit vor feindlichen Anfällen brachte innere Kämpfe hervor. — Dieſe Streite bildeten die römiſchen Staatsheere, jene Coloſſe, die die Nachwelt anſtaunt. Talente und Muth vermogten alles, ſie wurden von keinem Conſtitutionsgeſetz eingeſchränkt, es gab vielmehr durch die Verfaſſung geheiligte Würden, die zur Erweiterung der Rechte aufforderten, und dem Ehrgeize einen Deckmantel darboten.

Die Geſetze der zwölf Tafeln, welche jetzt verfaßt wurden, hatten obendrein nicht einmal diesen Zweck. Das Staats- und Religionsrecht fand hier alſo keinen rechtmäßigen Platz, und konnte ſich nur hie und da unbemerkt einſchleichen. Deſto mehr aber umfaßte die Polizei, deren Bedürfniß auch der rohere Menſch fühlt, weil die Wohlthaten der Einrichtungen, welche ſie feſtſetzt, ſo ausgebreitet ſind So viel wir aus den Bruchſtücken der Geſetze erſehn, bezog ſie ſich indeſſen zu Rom nur auf den Ackerbau, als den damals einzigen Nahrungszweig, und auf Begräbniſſe, welche ihnen durch eine damit verbundene Religioſität wichtiger geworden waren.

Nach der Ordnung der zwölf Tafeln enthielten sie vorzüglich folgende Gesetze, von welchen dieser zweckmäßige Auszug zu einer Charakteristik derselben genügen wird.

Erste Tafel.

Vom Gerichtswesen.

Wer vor Gericht gefordert wird, folge alsbald dem Fordernden. Unterläßt er es, so rufe der Fordernde Zeugen, und weigert sich jener auch dann noch, so darf er Hand an ihn legen.

Kranke, Greise und Schwache, dürfen einen Wagen oder eine Sänfte verlangen.

Der Prätor ist Richter, oder bestellt sie.

Mit der untergehenden Sonne ist jedes Gericht geschlossen.

Zweite Tafel.

Vom Diebstahl.

Einen nächtlichen Dieb kann man ungestraft tödten.

Wenn jemand bei Tage stiehlt und ertappt wird, so werde er gegeißelt, und das Eigenthum dessen, den er bestehlen wollte.

Ist er ein Sklave, so wird er mit Ruthen gehauen und vom tarpejischen Felsen gestürzt; ist er

ein Unmündiger, ſo iſt ſeine Strafe der Willkühr des Prätors überlaſſen.

Bewaffnete Diebe kann man ungeſtraft tödten, wenn man vorher durch Geſchrei jemanden zum Zeugen gerufen hat. Niemand darf eine geſtohlne Sache in Beſitz nehmen.

Dritte Tafel.

Von den Verträgen und dem Schuldenweſen.

Wenn jemand ein vertrautes Gut abſichtlich beſchädigt, ſoll er es doppelt erſetzen.

Wer mehr als ein Prozent Zinſen nimmt, ſoll vierfache Strafe erlegen *.

Wenn jemand die Schuld eingeſteht, ſo muß man ihm dreißig Tage Friſt zur Zahlung geben. Nach Verlauf derſelben kann der Gläubiger ihn verhaften und vor Gericht bringen. Zahlt er aber alsdann die Schuld nicht, und ſtellt keinen Bür-

*) Dieß wird nach Monaten gerechnet, denn ſowohl in Griechenland als in Rom war es Sitte, die Zinſen mit dem erſten jedes Monats zu entrichten. Darum will Strepſiades in den Wolken des Ariſtophanes ſich den Mond durch eine theſſaliſche Zauberin herabhexen laſſen, und ihn wie einen Taſchenſpiegel bei ſich tragen. Die geſetzmäßigen Zinſen in Rom waren alſo zwölf Prozent nach unſrer Art zu rechnen. Gleichwohl blieb es dabei

gen für ſich, ſo kann ihn der Gläubiger in ſein Privatgefängniß werfen und feſſeln; doch dürfen die Ketten nicht ſchwerer als funfzehn Pfund ſein.

In dieſem Verhaft muß ſich der Schuldner ernähren, oder der Gläubiger ihm täglich ein Pfund Brod geben.

Während dieſer Zeit kann der Schuldner ſich mit dem Gläubiger vergleichen; wo nicht, ſo muß er ihn dreimal an den Markttagen vor den Prätor bringen, der über ſeinen Kaufpreiß entſcheidet.

Sind der Gläubiger mehrere, ſo tholten ſie ſich in das, was er beſitzt, und dürfen ihn jenſeits der Tiber verkaufen.

Vierte Tafel.

Von der väterlichen Gewalt und der Ehe.

Der Vater hat das Recht, einen Sohn von monſtröſer und unglückvorbedeutender Geſtalt zu tödten.

nicht, und die Wucherer übertraten dieß Geſetz ſehr häufig. Horaz führt in einer Satire einen Wucherer an, der fünf Prozent nahm, und der den jungen Römern, welche eben die neue Toga bekommen hatten, ſo viel er konnte, nachlief. Dieß Geſetz zeigt übrigens, daß die Lage der Schuldner in Rom ſehr hart war, und daß die Empörungen der Plebeier, die hierin ihren Grund hatten, uns nicht wundern dürfen.

Ueber Kinder aus rechtmäßigen Ehen hat der Vater das Recht über Leben, Tod und Freiheit.

Wenn der Vater den Sohn dreimal verkauft hat, so ist er nach dem dritten Verkauf frei von aller väterlichen Gewalt.

Ein Sohn der zehn Monat nach dem Tode des Vaters gebohren wird, ist ein rechtmäßiger Sohn.

Fünfte Tafel.

Von der Vormundschaft und Erbschaft.

So wie der Hausvater über sein Vermögen und über die Vormundschaft seiner Kinder entschieden hat, so soll es nach seinem Tode gehalten werden.

Wenn der Hausvater ohne Testament stirbt, und keine Leibeserben (haeredes suos) hinterläßt, so ist der nächste Seitenverwandte (agnatus) sein Erbe.

Wenn ein Freigelaßner ohne Testament stirbt und keine Leibeserben hinterläßt, so erbt sein Patron oder dessen Kinder, oder nächste Verwandte.

Nach dem Tode eines Schuldners versammeln sich die Erben, um zu theilen. Der Prätor setzt drei Schiedsrichter über diese Theilung.

Wenn jemand wahnsinnig oder ein Verschwender wird, und keinen Vormund hat, so gehört die Kuratel seinen Seitenverwandten.

Sechste Tafel.

Vom Eigenthum und Beſitz.

Das Eigenthumsrecht gründet ſich auf den Vertrag der Beſitznehmung.

Bei einem Verkauf kann die Sache nicht eher in Beſitz genommen werden, als bis dem Vertrage ein Genüge geſchehen iſt.

Auf eine Frau erhält man das Eigenthumsrecht auch dann, wenn man ohne geſetzliche Verbindung ein Jahrlang mit ihr in einem Hauſe und vertraut gelebt hat, und wenn ſie während dieſes Jahres nicht drei Nächte hintereinander außer dem Hauſe ſchlief.

Wenn der Mann von der Frau geſchieden ſein will, ſo muß er einen Grund angeben.

Siebente Tafel.

Von den Verbrechen.

Alle den Schaden, welchen ein Thier, oder ein Sklav, oder ein Kind verurſacht, muß der Beſitzer derſelben erſetzen.

Wer einen beſtellten Acker bei Nacht abweiden läßt, oder wenn das Korn reif iſt, abmäht, wird als ein Verfluchter gehängt.

Eben ſo, wer durch Zaubergeſänge und Ver-

wünſchungen die Früchte auf einem Acker zernichtet hat.

Wer abſichtlich aufgeſchüttetes Korn verbrennt, wird gefeſſelt, gegeißelt und verbrannt.

Wer den guten Namen eines andern kränkt, ihn entehrt, wer ein Pasquill auf ihn macht, wird mit Riemen gehauen.

Wenn jemanden ein Theil des Körpers von einem andern verletzt wird, und dieſer ſich nicht mit ihm verſöhnen will, ſo hat er das Recht, ihn deſſelben Gliedes zu berauben.

Wer einem freien Bürger einen Zahn ausſchlägt, bezahlt dreihundert Aß. Einem Sklaven hundert und funfzig.

Wer jemanden ein Zeugniß ableugnet, oder eine Bürgſchaft, der iſt für ehrlos erklärt, und kann fernerhin kein Zeugniß leiſten.

Wer ein falſches Zeugniß ablegt, wird vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt.

Wer einen freien Bürger tödtet, wer ihn durch Zauberlieder, Hexengeſänge oder Gift, Schaden zufügt, iſt des Todes ſchuldig.

Wer ſeinen Vater tödtet, wird mit verhülltem Antlitz in einen Sack genäht, und erſäuft *).

*) Auf dieß Geſetz gegen den Vatermord iſt Cicero ſo ſtolz, indem er der Geſetzgebung des Solon

Ein Vormund, der seine Kuratel widerrechtlich verwaltet, kann von jedermann als verdächtig angegeben werden.

Hat er von dem Vermögen des Mündels etwas entwandt, so soll er nach geendeter Vormundschaft das doppelte ersetzen.

Wenn ein Schutzbedürftiger sich einem Patron anvertraut, und dieser ihn hintergeht, so soll der Patron verflucht sein.

Achte Tafel.

Von den Rechten liegender Gründe *).

Zwischen den Häusern in der Stadt soll ein drittehalb Fuß breiter Zwischenraum sein **).

den Vorwurf macht, daß ihr Verfasser dies Verbrechen ganz übersehn habe. Solon sagt aber sehr richtig: ich will meine Gesetze nicht zu Lehrbüchern der Verbrechen machen. Von diesem Gesetz ließ es sich also behaupten, daß es ächt römischen Ursprungs wäre.

*) Die achte, neunte und zehnte Tafel beziehen sich mehrentheils auf Polizeisachen.

**) Dieß geschah in den älteren Zeiten wegen der Feuersgefahr, und diese kleinen Zwischenräume bildeten die angiportus, welche in spätern Zeiten als der Aufenthalt feiler Mädchen so berüchtigt

Zwiſchen den Aeckern ſei ein Zwiſchenraum von fünf Fuß, über welchen nie ein Eigenthumsrecht ſtatt findet.

Gränzſtreitigkeiten zwiſchen den Eigenthümern von Ländereien entſcheidet der Prätor und drei von ihm ernannte Schiedsrichter.

Die Landſtraße muß acht Fuß Breite haben; wo ſie ſich beugt ſechszehn.

Wenn eine Landſtraße von dem Beſitzer der daran ſtoßenden Ländereien nicht umzäunt iſt, ſo kann man das Vieh treiben wo man will.

Neunte Tafel.

Vom Staatsrechte.

Einzelne Menſchen haben keine beſonderen Rechte.

Ein geſetzmäßiger Richter, der ſich beſtechen läßt, iſt des Todes ſchuldig.

Ueber das Leben, die Freiheit, das Bürgerrecht und Hausvaterrecht der Römer entſcheidet

waren. Nachher, als Rom bevölkerter wurde, beobachtete man dies Geſetz nicht mehr, indem theils der Grund deſſelben wegfiel, theils es in der Stadt ſelbſt an Platz zu Gebäuden gebrach.

allein das gesammte Volk in seinen Versammlungen nach Centurien.

Die Richter über Leben und Todt ernennt das Volk.

Wer in der Stadt einen Auflauf erregt ist des Todes schuldig.

Wer gegen das römische Volk oder das Vaterland auswärtige Feinde aufbietet, oder einen Bürger dem Feinde ausliefert und verräth, ist des Todes schuldig.

Zehnte Tafel.

Vom religiösen Rechte.

In der Stadt darf kein Todter beerdigt oder verbrannt werden.

Kostbare und prächtige Leichenbegängnisse sind verboten.

Das Holz woraus die Scheiterhaufen erbaut werden, muß unbearbeitet sein.

Man darf den Leichnam nur in drei Purpurgewänder einschlagen, und nicht mehr als zehn Musikanten haben. Die Weiber dürfen sich die Wangen nicht zerfleischen, auch den Leichenzug nicht mit Wehklagen und Jammergeschrei begleiten.

Man darf vom Leichnam kein Glied trennen, *) außer wenn er in der Fremde ſtarb, oder vor dem Feinde blieb.

Sklavenleichen dürfen nicht geſalbt werden.

Alle Leichenſchmäuſe ſind verboten.

Der Scheiterhaufen darf nicht mit koſtbaren Waſſer oder Salben beſprengt werden.

Kränze und lange Blumenflechten, weihrauchduftende Altäre, und andere wohlriechende Sachen, dürfen nicht vor der Leiche hergetragen werden.

Alles Gold ſoll von dem Leichenbegängniſſe entfernt ſein.

Ein Scheiterhaufen muß wenigſtens zwanzig Schritt von dem Hauſe eines andern entfernt ſein.

Das Grabmal und ſein Vorhof ſind den Göttern geweiht, und dürfen nie in Beſitz genommen werden.

Elfte Tafel.

Zuſätze zu den fünf erſten Tafeln.

Spätere Geſetze des Volkes vernichten die früheren, und haben allein verpflichtende Kraft.

Die Ehe zwiſchen Patriziern und Plebejern iſt verboten.

(*) Man ſcheint dies gethan zu haben, um unter dieſem Vorwande das Leichenbegängniß zu wiederholen.

Zwölfte Tafel.

Zusätze zu den fünf letzten Tafeln.

Eine Sache, deren Besitz streitig ist, darf keinem Gotte geweiht oder geschenkt werden. Den Thäter trift Ersatz des doppelten Werths.

Wenn jemand boshafterweise etwas in Besitz genommen hat, so setzt der Prätor drei Schiedsrichter. Nach ihrer Entscheidung muß er den doppelten Werth der Nutznießung entrichten.

Wenn ein Sklave mit Vorwissen des Herrn stiehlt, oder jemanden Schaden zufügt, so muß der Herr ihn für den verursachten Nachtheil ausliefern.

Wenn man auch annimmt, daß uns vieles von diesen Gesetzen verlohren ging, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie noch immer sehr mangelhaft blieben. Die zwei später hinzugefügten Tafeln füllten nur wenige Lücken aus. Man sieht überall, daß die Erfahrung und eine historische Kenntniß derjenigen Gegenstände, über welche gewöhnlich Streit zu entstehen pflegte, und um derentwillen Patrizier und Plebejer so oft in Fehden mit einander geriethen, die Führer der Gesetzgeber waren.

Diese

Dieſe Geſetze ſchränkten daher die Freiheit der Bürger nur ſehr wenig ein. Die Vorſchriften, welche ihn und ſeine Handlungsweiſe betreffen, ſtehen mit dieſen nur in ſo fern in Verbindung, daß ſie dadurch geſichert wird. – Die Sklaverei ſcheint dagegen von den Geſetzgebern faſt gar nicht beachtet zu ſein. Wenigſtens iſt keine Spur einer für ſie ehrenvollen Aufmerkſamkeit auf dieſelbe, keine Spur von Milderung da. Sie blieb wie ſie war, und in Rom immer geweſen iſt, ein hartes unerträgliches Joch. Auch die Auswärtigen und fremden Ankömmlinge unterſtützten die zwölf Tafeln nicht, ſie erhielten bei weitem nicht die Rechte römiſcher Bürger, und dies iſt ein Beweiß, daß Rom nicht mehr Urſach hatte fremde Anſiedler an ſich zu locken.

Der Unterſchied der Familien, der bisher immer der Zankapfel zwiſchen den beiden mächtigen Partheien im Staate geweſen war, ſcheint indeß durch dieſe Geſetzgebung gehoben. Die Häuſer waren in Rückſicht des Alters und ihrer Abkunft verſchieden, allein, in Rückſicht ihrer Rechte gleich. Das Recht ein Haus oder Familie zu bilden gehörte auch dem Plebejer, er pflanzte ſie durch Erzeugung und Adoption fort. Der Name und beſondere religiöſe Gebräuche waren Eigenthüm-

lichkeiten der Familien, die eine geſetzmäßige Heiligkeit erhielten. Indeſſen blieben doch die Ehen zwiſchen Patricier und Plebejer verboten, und es ſtand alſo noch zwiſchen beiden eine ſtarke Scheidewand.

Die Ehe war der Grund einer Familie, und dieſe ſchloß entweder Kauf mit oder ohne religiöſe Ceremonien, oder ein langer vertraulicher Umgang. Durch ſie wird der Mann Deſpot in ſeinem Hauſe. Sein Eigenthum ſind Weib und Kind und Knecht, und über alle darf er eine ſchrankenloſe Herrſchaft ausüben. Hier zeigt ſich ganz der römiſche Geiſt dieſer Zeit; die grenzenloſen Rechte des Hausvaters hat in dieſer Ausdehnung nie die griechiſche Welt anerkannt. Die Rechte des Vaters zertraten die Rechte des Menſchen. Jeder Athemzug ſeines Kindes hing von ſeiner Willkühr ab, und ſelbſt mit der Freiheit deſſelben konnte er nach Willkühr ſpielen. Gleichwohl ſcheint das Geſetz der dreimaligen Verkaufung nur eine Grenzbeſtimmung dieſer Willkühr zu ſein. Die Rechte des Familienhauptes dehnen ſich bis nach dem Tode deſſelben aus, indem er den Beſchützer weiblicher Schwäche, und den Berather und Pfleger, den das Unvermögen und die Hülfloſigkeit der Unmündigen erfordern, beſtimmt.

Zu den Sachen des Hausherrn, die sein Eigenthum waren, zählte er auch die Sklaven. Diese unterdrückte Klasse von Unglücklichen hat im Alterthume nie die Rechte eines freien Menschen, einer Person gehabt. Sogar dann, wenn sie mit der Freiheit beschenkt wurden, waren sie wenig gebessert: sie behielten immer die Clientenpflicht gegen ihren Befreier, die nur um ein weniges leichter war; denn wie hätte sonst wohl der verschuldete Vater, um seinem Sohne Sklaven zu hinterlassen, diesen die Freiheit schenken können?

Die peinlichen Gesetze dieser Legislatur enthalten viele Spuren von Barbarei. Die Verbrechen sind in keine Verhältnisse gegen einander gestellt, auf dem kleinsten wie auf dem größten liegt die Todesstrafe. Was sie vorzüglich schrecklich macht, ist der Aberglaube, welcher sich mit ihnen vermischt, und mit der Todesstrafe nicht minder verschwenderisch umgeht. Der Verbrechen waren weniger, und unter den Staatsverbrechen kannte man nur das einzige gegen die Erhaltung und die Majestät desselben.

Was die Gerichtsverfassung betrift, so blieb diese noch immer sehr einfach. Der neue Prätor ernannte Richter, aber er selbst war mehr Schieds-

richter; Kläger und Beklagte trugen ihre Sache mündlich vor, und die Entscheidung folgte schnell.

So gering aber auch die Verbesserungen des Justizwesens waren, welche die zwölf Tafeln in der That bewirkten, so groß waren gleichwohl die Erwartungen der Römer von dieser endlich bewerkstelligten Gesetzgebung. Den größten Beweis hiervon giebt die unumschränkte Gewalt, welche sie ihren zehn Legislatoren einräumten. Alle Staatsbeamte waren, so lange sie sich mit diesem großen Werke beschäftigten, von allen ihren Geschäften freigesprochen.

Den Herrschsüchtigen gefiel diese unumschränkte Gewalt über Leben und Tod der Bürger so wohl, daß sie nach Verlauf der Zeit ihrer Vollmacht zwar zehn Gesetztafeln der Prüfung des Volks vorlegten, aber zugleich selbst erklärten: daß diese gesetzliche Verfassung noch unvollkommen sei, daß sie noch Stoff zu zwei Tafeln gesammlet hätten, und berechtigt zu sein wünschten, diese als Zusätze jenen noch hinzu zu fügen. Sie erhielten die Vollmacht noch auf ein Jahr, nach dessen Verlauf sie auch die zwei übrigen Tafeln aufstellten.

Das Volk nahm dies Geschenk mit so vieler Freude auf, daß es im Taumel seines Glücks beinahe seine Freiheit eingebüßt hatte. Die Decem-

piren ſchienen nemlich die Gewalt mit welcher man ſie der Geſetzgebung wegen bekleidet hatte, als einen Lohn für ihre Mühe behalten zu wollen, und weigerten ſich den Poſten zu verlaſſen, indem ſie ſich die Herrſchaft des durch ſie organiſirten Staates anmaßten. — Da in Rom die Würde nur durch die Nichtausübung ihrer Vorrechte niedergelegt ward, ſo zogen ſie aus dieſem Fehler der Verfaſſung Vortheil, und übten ihre Macht auch da noch aus, als die Zeit ihrer Vollmacht verlaufen war. Sie ſuchten der Verſammlung des Senats und der Anſetzung neuer Staatsbeamten zuvorzukommen, ſie ſchmeichelten dem Volke, und die Patricier ſchienen mit dieſer Veränderung zufrieden.

Gewiß wären die Anmaßungen dieſer zehn Uſurpatoren nicht ſo weit gegangen, wenn ſie Plebejer und Patricier gleich getroffen hätten. Beide würden ſich dann vereinigt haben, und dieſe wenigen würden bald entfernt geweſen ſein. Vielleicht waren aber die Decemviren größtentheils oder alle aus patriciſchen Familien, und ſo durfte dieſe Parthei nicht fürchten, daß ſie ihren Einfluß in die Verfaſſung und Regierung einbüßen würde. Ein gewaltthätiger Eingriff in die heiligen Rechte des Bluts und der Tugend, entzündete mit einemmale das Volk, und ein ſchönes Mädchen rettete

zum zweitenmale durch ihren Tod die Freiheit der Römer.

Die zehn Machthaber Roms fingen an, ihre Gewalt zur Befriedigung ihrer Lüste zu mißbrauchen. Appius Claudius, hingerissen von den Reizen der schönen Virginia, wollte das schuldlose Mädchen ihrem Vater entreißen, und zum Eigenthum seiner zügellosen Begierde machen. Ein bezahlter Ankläger mußte sie für seine Sklavin ausgeben, und der Decemvir, vor welchem dieser Rechtshandel geführt ward, sprach sie ihm zu. Der Vater aber, der seine Tochter sich entrissen und der Schande Preis gegeben sah, ermordete sie.

Dies stürzte die zehn Tyrannen. Im Virginius sah jeder Römer sich selbst, und je weniger Kraft er sich zutraute, in einer gleichen Lage gleich männlich und römisch zu handeln, um desto mehr bot er alles auf, dem vorzubeugen. Einstimmig erhob sich der Unwille, und die Tyrannen wurden verjagt.

Gleichwohl schätzte man ihr Werk; die Gesetze der zwölf Tafeln wurden von den neuerwählten Staatsbeamten in Erz gegraben, aufgehangen, und vom Volke als Landesgesetze bestätigt.

Der gemeinschaftliche Feind hatte die Zwietracht zwischen den streitenden Partheien aufge-

hoben, und es herrſchte nun Eintracht zwiſchen den Siegern. Es war die Ruhe nach einem Sturm. Die Plebejer hielten den Druck der Patricier für Milde. — — Bei dem allen vergaßen die Tribunen des Volks aber nicht, für die Unterdrückten zu wachen, und durch thätigen Kampf für neue Rechte ſich bei ihren Committenten beliebt zu machen. Sie ſetzten die Staatsdekrete durch, welche die Unverletzlichkeit der Volksbeſchützer ſichern, die Staatsbeamten unterſagen, von welchen keine Appellation an das Volk ſtatt finden ſoll, und dem nach Tribus verſammleten Volke das Recht geben, allgemein verpflichtende Geſetze zu dekretiren.

Ein gelungenes Unternehmen ermuntert zu neuen. Die Tribunen forderten für die Plebejer das Recht, ſich mit Patriciern zu verſchwägern, welches nach dem Geſetze der zwölf Tafeln ausdrücklich verboten war. Als man auch dies zugeſtand, als eben dadurch die Eiferſucht, welche bisher im Allgemeinen nur geherrſcht hatte, ſich inniger in die Familien einſchlich, da ſtrebten die Plebejer ſelbſt nach der höchſten Gewalt, nach der conſulariſchen Würde. — In der That war die ehrgeizige Eiferſucht zweier Schweſtern die erſte Gelegenheitsurſach zu einem Antrage dieſer Art.

Allein das Eigenthumsrecht dieſer Würde! war den Patriciern zu werth, als daß ſie nicht alles hätten aufbieten ſollen, um es ſich zu erhalten. Der Verluſt deſſelben mußte die Patricier beinahe vernichten, und ſie zu Sklaven der Plebejer machen, deren Herren und Gebieter ſie geweſen waren. Sie beriefen ſich auf die Pflicht der Conſuln, Staatsopfer und religiöſe Ceremonieen für das ganze Volk zu veranſtalten, welche den Göttern bis dahin nur von den Angeſehenſten im Staate hätten dargebracht werden dürfen; ſie beriefen ſich auf die Wichtigkeit und das allumfaſſende der Amtspflichten dieſer Staatsdiener; allein die Plebejer ſahen bald ein, daß dies nur Ausflüchte waren, und fühlten zu gut, daß der einzige Beruf des Bürgers, dem Staate zu nützen, nicht in ſeinem Geſchlecht und in der Geburt, ſondern in der Fähigkeit zum Amte, und in dem Vermögen, nützlich zu ſein, liege. — Mit dem geſpannteſten Eifer ſtrebten ſie daher nach einer Würde, die ihrem Patriotismus einen großen Würkungskreis eröffnete, ihrem Ehrgeize einen freiern Spielraum ließ, und ihre Rechte für die Ewigkeit, oder doch ſo lange ſicherte, als ſie dieſer Rechte würdig blieben.

Gleiche Gründe trieben die Patricier, und dieſe entſchloſſen ſich, da ſie dieſe Würde ſich nicht er-

halten konnten, ſie lieber ganz aufzugeben und zu vernichten, ehe ſie dieſelbe, und mit ihr die Oberherrſchaft über ſich, den Plebejern, ihren Feinden, in die Hände lieferten. Man beſchloß daher, ſtatt der Conſulen, Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt zu wählen, und beiden Ständen das Recht auf dieſe Aemter zu geben. – So ſehr hängt das Volk an dem Namen, daß es ſich auch hier täuſchen ließ Die Gewalt der neuen Staatsbeamten war der der Conſulen gleich, ihre Rechte dieſelben, ſie hatten gleiche Geſchäfte. – Bei der erſten Wahl erhielten drei Patricier dieſe Würde. Dies war wohl der Grund, warum dieſe ſie bald niederlegten.

Viele kleine Kriege, welche indeſſen die Römer immerfort beſchäftigten, und die Kriegstribunen aus der Stadt hinauszogen, gaben den Patriciern Gelegenheit, ſich die verlohrene Conſulwürde durch eine neue zu erſetzen, die für immer den Patriciern zugeſtanden ward. Dies waren die Cenſoren, deren Pflicht es war, die Bürger als Menſchen, Bürger und Hausväter zu beobachten, ihr Betragen in jeder Rückſicht zu beurtheilen, und die Zahl und den Vermögenszuſtand derſelben zu regiſtriren.

Dieſer ehemals mit dem Conſulat vereinigte wichtige Theil der exekutiven Gewalt war von zu

allgemeinem Einfluß, als daß die Patricier ihn nicht hätten sich zueignen sollen. Durch ihn wären die Plebejer zu Herren der Patricier geworden, sie hätten über ihre ganze bürgerliche Existenz entscheiden können. Darum trennte man dies Geschäft von dem Consulat bei der neuen Organisation desselben, und widmete es einer Staatswürde, die allein den Patriciern eigen blieb.

Diese beständigen Unruhen in der Stadt, die durch Kriege, welche dem Volke gleich nachtheilig waren, ganz allein unterbrochen wurden, hielten die Römer von der Thätigkeit für ihr Wohl ab, und waren schuld an einem Kornmangel, der dem Staate gefährlich zu werden anfing, indem er schon Selbstmorde veranlaßte. Dies schien dem Spurius Mälius der gelegenste Zeitpunkt, sich die Alleinherrschaft und die Königswürde zu erschleichen. Er vertheilte Korn unter das hungernde Volk, welches er im Auslande aufgekauft hatte, und glaubte die freien Leute dadurch zu seinen Söldnern zu machen. Der freie Mann aber scheut den Tod nicht, er verachtet die Reize, mit welchen man seine Ketten umwindet, und hegt selbst gegen seinen Retter, dem er mit Dankbarkeit verpflichtet ist, ein gerechtes Mißtrauen, weil er nie allein auf sich, sondern auch auf das Allgemeine sehen muß. —

So dachten die edleren unter den Römern, ſie entdeckten die Gefahr, wählten den alten Cincinnatus zum Diktator und Retter. Mälius ward vor ſein Tribunal geladen, und als er durch die Flucht ſich für ſchuldig erkannte, da holte ihn der Dolch der Volksrache ein.

Die Kriege dauerten fort, überall machten die Römer ihre Waffen furchtbar, Camill ward Diktator, und ſeine Krieger erhielten zum erſtenmale Sold, da die Römer bis dahin nur aus Liebe für das Vaterland und aus Ruhmſucht gedient hatten. Das Schickſal des großen Camill giebt einen neuen Beweis von der Wachſamkeit der Römer für ihre Freiheit; ſie ließen ſich durch ſeine Verdienſte nicht blenden, und verbannten ihn, als er ihnen einiger Ungerechtigkeiten und Anmaßungen ſchuldig ſchien.

Mancherlei Mißbräuche ſchienen auf dieſe Art gehoben, und der Staat ruhig dem Glücke und der Größe entgegen zu gehen, als ein neuer, fremder und ſchrecklicherer Feind, als die bisherigen, es mit einer Wuth und Kraft angrif, die ſeiner Exiſtenz gefährlich zu werden drohte. Aus Gegenden, die bisher den Römern unbekannt waren — denn ſie kannten nur, was ſie bekriegten — ſtürzten mit einemmale von den Alpen über den Apennin eine herkuliſche Nation voll von Energie

in das mittlere Italien herab. Einzelne Schwärme von ihr hatten schon vorher diese ungestörten Fluren überschwemmt, und ihre Ruhe unterbrochen; die Römer hatten sie vielleicht schon von ferne kennen gelernt, aber jetzt sollten sie dieselbe in ihrer ganzen Kraft und Furchtbarkeit sehen. Die Gallier waren es, die eine mit Rom befreundete Stadt belagerten, welcher der Senat Hülfe sandte. Bis jetzt der Siege gewohnt, behandelten sie die eindringenden Gallier mit dem Trotze, welchen sie später die ganze von ihnen beherrschte Welt empfinden ließen; aber die Gallier, ihrer Tapferkeit und ihren Schwerdtern vertrauend, antworteten mit gleicher Dreistigkeit, und verfolgten die Spur der Uebermüthigen. Kaum waren die Römer im Stande, ihnen bei Allia eine geringe Schaar entgegen zu stellen, und als diese darnieder geworfen ward, hielt nichts den Strom der eindringenden Feinde auf. Nur die Furcht vor einem ähnlichen späteren Sieger aus Süden gleicht der Bestürzung, welche die Römer bei dieser Botschaft ergriff. Ein großer Theil der Bürger, und die Vestalinnen, wanderten nach Cäre aus; die wenigen Krieger, die bei Allia dem Schwerdte entronnen waren, retteten sich auf das Kapitol, und die Staatsbeamten saßen, ihr Schicksal erwartend,

im heiligen Ornat ihrer Würde, auf den Atrien ihrer Häuſer und dem Markte. Die Wehrloſen wollten wenigſtens in ihrem Berufe ſterben, wenn ſie nicht etwa, von einem thörichten Wahne hingeriſſen, ſich einbildeten, auf dieſe Art durch Ehrwürdigkeit Theilnahme und Schonung zu erzwingen. Durch die ofnen Thore Roms, die noch nie ein Feind erſtiegen hatte, brachen die wilden Krieger des Nordens herein. Die Verwalter des Staats, welche ſich mit kalter Erwartung der Zukunft dem Tode für das Vaterland geweiht hatten, fielen unter dem Schwerdte der rächenden Sieger, keiner ward verſchont, alle Häuſer geplündert, an die Tempel Feuer gelegt, und ſo gingen im galliſchen Brande eine Menge der wichtigſten Dokumente für die Geſchichte Roms verlohren *). — Den begünſtigten Sieger hält nichts

*) Vielleicht iſt es hier nicht der unrechte Ort, darauf aufmerkſam zu machen, daß die ältere Geſchichte Roms bis auf dieſe Zeiten ſehr viel Unwahrſcheinlichkeiten enthält. Andere haben dies deutlicher auseinander geſetzt; hier genügt es den Leſer zu Zweifeln zu ermuntern, die in der Geſchichte weit ſchätzbarer als Leichtgläubigkeit ſind. Schon die römiſchen Geſchichtſchreiber hatten keine Denkmale mehr, aus denen ſie ſchöpften, ihre einzigen Quellen waren Volksſagen, die ſich erhalten hatten. So viel Reſpekt man für dieſe

auf, Schwierigkeiten reizen ihn nur. Im Dunkel der Nacht erſtiegen die Gallier das Kapitol, welches Manlius, von den der Juno geweihten Gänſen geweckt, rettete. Gleichwohl erkauften bald nachher die Helden des Kapitols ihr Leben mit Golde, zu deſſen Zahlung die Weiber allen ihren Schmuck hergaben.

Jetzt erinnerte ſich der vom mißtrauiſchen Vaterlande verſtoßene Mann von Verdienſt ſeiner Beleidiger. Sich mit Großmuth rächen, und das Geſchehene vergeſſen, iſt der Hauptzug edler Seelen. So rächte ſich Camill. Die nach Cäre geflüchteten Römer hatten ihn zum Diktator er-

hegen muß, wenn man die Geſchichte ſelbſt erhalten will, ſo erlaubt iſt es, gegen ſie Zweifel zu erheben. In der That, das ununterbrochene Glück des aufblühenden Staats erregt Mißtrauen, das ſich nicht ſogleich unterdrücken läßt, welche die überall ſichtbare Ruhmſucht der Römer nur beſtätigt. Den meiſten Zweifeln iſt die Geſchichte der Könige unterworfen. Sieben Könige herrſchen 244 Jahre, und unter dieſen ſind noch manche ermordete, und ein vertriebener. Ich zweifle, daß die Geſchichte irgendwo ähnliche Beiſpiele aufzeigen könne, und erlaube mir die Vermuthung, daß der Name manches unbedeutenden Königs verlohren gegangen ſein mag, oder daß manche Revolution, von welcher keine Nachricht auf uns kam, dieſe Reihe unterbrochen hat.

nannt, er ſich an die Spitze eines zuſammengeraften Heeres geſtellt, und ſo eilte er der Stadt zu Hülfe, als der Gallier ſich eben das goldene Löſegeld darwiegen ließe. — Er lehrte die Römer ihre Freiheit und Leben mit Eiſen, nicht mit Gold erkaufen, griff den ungerechten, ſeinen Sieg gewinnſüchtig nutzenden Sieger an, als er es nicht vermuthete, ſchlug ihn aus der Stadt hinaus, verfolgte ihn, und rächte die Schande des römiſchen Namens. — Ihm folgte das Volk, welches, von ſeinen Tribunen aufgefordert, ſchon willens war, Rom nach Veji zu verpflanzen. — Vergebens erhob ſich der Vertheidiger des Kapitols gegen ihn, Manlius ward von dem tarpejiſchen Felſen geſtürzt, den er ſo glücklich vertheidigt hatte. Der Schutz der Plebejer war fruchtlos, ſeine Abſichten waren einleuchtend, er ward getödtet, und ſein Haus geſchleift.

Die Gallier, welche an ſechs Monden in Rom verweilten, hauſten dort mit einer ſo gränzenloſen Wuth gegen das Belebte und Lebloſe, gegen das Geweihte und Ungeweihte, daß, nach ihrer endlichen Vertreibung, die Stadt ſich in wüſten Ruinen darſtellte, aus deren Mitte das Kapitol ſich allein erhob. Selbſt nach der Wiedereroberung der Stadt fanden ſich daſelbſt ſo wenig Spuren

von menschlicher Thätigkeit und ehemaliger Ruhe, und die Zerstörung hatte allem ihren Stempel so sichtbar aufgedrückt, daß man an einer künftigen Bewohnung dieser Wüste zu verzweifeln schien, und vor dem colossalischen Geschäfte, diese Häuser und Mauern wieder aufzuführen, zurückschauderte. Nur durch diese Vorstellungen wird es uns begreiflich, wie die Römer, die so stolz auf diesen Wohnsitz ihrer Vorfahren, den sie schon zu einer respektabeln Größe erhoben hatten, waren, auf den Gedanken kommen konnten, ihn zu verlassen, und mit ihrem Ruhm in eine Stadt zu wandern, die sie kurz zuvor erobert hatten. Eben so merkwürdig aber, und über ihre Kultur entscheidend bleibt es, daß sie nicht durch politische Gründe, welche von der vortheilhaften Lage an einem schiffbaren Flusse zwischen Latium und Etrurien hergenommen waren, sondern allein durch Argumente des Aberglaubens von diesem Entschlusse abzubringen waren. „Wollt ihr die Geburtsstätte eurer Vorfah„ren und eures Ruhms verlassen? Soll Veji auf„leben, indeß der Name Rom bestattet wird? „Wollt ihr die Altäre eurer Götter in Schutt „fallen lassen? der Götter, die euch Siege und „Triumphe schenkten? Wollt ihr die Stätte ver„lassen, wo die Leichen der Helden ruhen?" — —

So ſprach Camill, und beſiegte alle Zweifel an einer Wiederherſtellung der Stadt.

Glänzender ging ſie aus ihren Trümmern wieder hervor, und ihre Bewohner waren bald nachher eben ſo ſtolz auf dieſe neue Schöpfung, als ſie kurz vorher leichtſinnig genug an der Möglichkeit derſelben gezweifelt hatten. Sie wurden dadurch zu neuen Angriffen auf ihre Nachbaren begeiſtert, die eine ununterbrochene Reihe von Fehden hervorbrachten, in welchen die Römer gewöhnlich Sieger waren.

Allein auch im Innern des Staats brachen Unruhen und Partheien aus. Durch die Wiedererbauung der Stadt war ein großer Theil der römiſchen Bürger, der ſchon zuvor nicht ſchuldenfrei war, noch tiefer verſchuldet; andere hatten im Kriege ſich Reichthümer, und alle Verdienſte um den Staat erworben, für welche ſie ſich allein durch den Beſitz der Ehrenſtellen entſchädigt glaubten, die bis jetzt in den Händen herrſchſüchtiger Patricier waren. Glaubten die reicheren ſich durch ihr erkämpftes Vermögen dazu berechtigt, ſo wünſchten ſie die ärmeren um ſo lebhafter, je gewiſſer ſie durch dieſelben Befreiung von ihren Schulden hoffen durften.

Die Eifersucht eines Weibes auf die höhere Macht und den Glanz ihrer Schwester, die an einen Patricier verheirathet war, ward die Veranlassung, für ihren Vater und Gatten, mit theilnehmendem Eifer darauf zu dringen, daß dem Volke Rechte ertheilt würden, die man ihm zu lange vorenthielt. Durch die Gesetze, welche sie vorschlugen und durchfochten, ward die Schuldenlast gemildert, die Ungleichheit des Vermögens aufgehoben, und nach einer vierjährigen unruhigen Anarchie ward Lucius Sextius der erste plebejische Consul (387. J d. St.). Camill lebte noch, er hatte so eben über die Gallier einen Sieg erfochten, und sich von neuem als Beschützer Roms gezeigt, aber fruchtlos widersetzte er sich dem Eingriffe in die Rechte seines Standes.

Als die Consulwürde, die höchste des Staats, nicht mehr zu retten war, da dachten die Patricier darauf, ihr Gewicht wenigstens zu vermindern, und ihre Macht zu zertheilen. Vormals war der Consul zugleich der höchste Richter im Staat, und dieses Richteramt war um so wichtiger, da in der frühern Zeit die Gesetze sehr unbestimmt waren, und größtentheils auf dem Billigkeitsgefühl des Richters beruhten. Dies entzogen sie den neuen plebejischen Consulen auf den Antrag Camills, der

den Funken der Bürgerkriege ſchon glimmen ſah, unter dem Vorwande der mit der Erweiterung des Staats ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Die Prätur wurde geſtiftet, ſie ward den Patriciern zugeeignet, und ihre Tyrannei fand bald Mittel, ſich durch ſie den Verluſt des Conſulats zu erſetzen.

Mit ihnen zugleich entſtehen, durch öffentliche Volksfeſte veranlaßt, die curuliſchen Aedilen, eine Würde, welche ſchon ihres großen Aufwandes wegen, den ſie erforderte, nur für die Patricier beſtimmt zu ſein ſchien.

So bildet ſich während eines beſtändigen, bald verſteckten, bald offenbaren Kampfes die Staatsverfaſſung Roms aus; die Tyrannei iſt gebrochen, die übermächtige Parthei der Patricier daniedergeworfen, und die Rechte ſind zwiſchen beide Stände gleich vertheilt. Aber noch exiſtirt die Kaſte der Unterdrücker, noch iſt ein Theil der ausübenden Gewalt in ihren Händen, den ſie gewiß zu ihrer Tyrannei mißbraucht. Die Rache der Plebejer iſt ein armſeliges Mittel dagegen, welches mehr dazu dient, immerwährende Kämpfe als glückliche Ruhe hervorzubringen. Die Demokratie iſt noch nicht gegründet, aber alles iſt vorbereitet und thätig, ſie zu errichten.

In der That ſind die Römer in dieſem Zeitraum ein Volk, welches der Freiheit und eines ruhigen Beſitzes derſelben würdig iſt. Nur mit dem Pfluge oder Schwerdte beſchäftigt, nur darauf bedacht, ſich und ſeine Familie durch eigene Thätigkeit frugal zu machen, als für das Vaterland und die Freiheit, welche er ſchwärmeriſch liebte, zu ſterben, war ſein Haus das Heiligthum des Patriotismus und aller Tugenden, die jedes Laſter, durch Reichthum oder Schwelgerei erzeugt, entfernten. Die beiden Partheien erhielten eine nützliche und wachſame Eiferſucht auf ihre Rechte, die aber, als die Demokratie gegründet war, einſchlummerte, und eine Gleichgültigkeit hervorbrachte, die ſich mit dem Namen begnügt. Dieſe und der hinzugetretene Luxus, den man ſo willkommen aufnahm, machten den Demagogen und Uſurpatoren der Volksrechte die Ausführung ihrer Plane leicht.

Mit einem bewundernswürdigen Glücke breitet Rom nun ſeine ſiegreichen Waffen über Italien aus. Die patriotiſchen Helden, ein Curtius, der ſich freiwillig opfert, ein Torquatus, Corvinus, Decius Mus, und Manlius dem der größere Vater nach dem Siege das belorbeerte Haupt von den Lictoren abſchlagen läßt, begeiſterten das ganze

Volk. Alle Völker Italiens, Samniter, Gallier, Sabiner, ſelbſt die Hetrurier unterliegen ihnen, und nur einmal wird der römiſche Siegerſtolz bei den cardiniſchen Päſſen tief gedemüthigt.

Auch die cultivirteren Staaten griechiſchen Urſprunges in Unteritalien erheben ſich, im Bunde mit benachbarten Nationen, gegen die Römer, und ſuchen Hülfe gegen die übermächtigen Halbbarbaren in Griechenland. Pyrrhus, der epiroſiſche König, einer der erſten Feldherren ſeiner Zeit, kömmt mit geübten Truppen, kömmt mit Golde und mit furchtbaren Elephanten, dergleichen noch nie den italiäniſchen Boden betreten hatten, über das adriatiſche Meer, und landet in Tarent. Faſt reut es ihn, ſich des weichlichen partheiſüchtigen Volkes, welches mitten in der Gefahr ſich den Vergnügungen überläßt, angenommen zu haben; aber gleichwohl fürchtet er ſelbſt die Römer, die auch jenſeits des Meeres ihm einſt gefährlich werden könnten. — Die neue Kriegskunſt der Elephanten verſchaft ihm mehrere Siege, aber die Römer laſſen ſich nicht oft ſchrecken; von ihnen, wie vom Fabrizius an Großmuth, überwunden, flieht er nach Sicilien, um Syrakus von den Carthagern zu retten Nach einer fruchtloſen Rückkehr, und einer furchtbaren Schlacht, verläßt er

Italien von neuem, und Tarent fällt sammt seiner epirotischen Besatzung in die Hände der Sieger. — Durch diese Eroberung werden die Römer zuerst mit griechischen Sitten, griechischer Kultur und Weichlichkeit bekannt.

Italiens Küsten waren jetzt die Grenzen des römischen Gebiets; alle Nationen desselben, von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge, waren ihnen unterworfen, und durch sanfte oder drückende Bande mit ihnen vereinigt. Nichts widerstand ihrem Muthe, nichts dem patriotischen Stolze, mit welchem sie den römischen Namen in der damals bekannten Welt gefürchtet machen wollten. Auch konnten sie jetzt, da ihre Kräfte an kleinen Feinden geübt, ihr Muth durch Siege erzogen, und ihre Kriegskunst durch Gefahren und manchen Nachtheil geübt war, wagen, den dreisten Gedanken zu fassen, eine Welt zu Sklaven eines einzigen Freistaats zu machen. Denn ein Staat von so viel intensiver Kraft der Individuen, in seinen ersten Schritten durch ein schnelles Glück begünstigt, und auf allen folgenden begleitet, nie übermüthig im Glück, nie verzweifelnd im Unglück, konnte dreist einer ganzen Welt trotzen und nur sich selbst und der Zwietracht unterliegen.

Dieſe ſchien jetzt entfernt, und alle Gefahr eines politiſchen Selbſtmordes mit dem Partheigeiſt aufgehoben. So ſehr die Macht der Patricier gebeugt war, die nur wenige Vorrechte noch beſaßen, eben ſo ſehr war die Macht der Plebejer und mit ihr die des Staats geſtiegen. Das Recht, dem Vaterlande auf jede Art Dienſte zu leiſten, Gut und Blut für daſſelbe zu opfern, war unter alle Bürger gleich vertheilt, keiner ward durch Vorurtheile von dem Orte entfernt, den ſein Patriotismus ihm anwieß, und zu welchen ihn ſeine Verdienſte erhoben. Eine edle Rivalität hob beide, Patricier und Plebejer, jeder einzelne ſtrebte nicht ſich ſelbſt allein, ſondern ſein Geſchlecht und ſeine Parthei durch Edelthaten zu erheben. Im beſtändigen Wetteifer der patriotiſchen Tugend und Größe bildeten ſich daher die Staatsmänner, die von Rom aus einer Welt Geſetze gaben, und die Krieger, die der kleinen Republik und ihrem deſpotiſchen Scepter alles mit ihrem Schwerdte unterwarfen. — Gleich entfernt von edler Cultur wie von dem verderblichen Luxus, der ſie gewöhnlich begleitet, und vor deſſen Einfluſſe ſich das menſchliche Herz nicht zu bewahren vermag, ſuchten ſie jetzt in einer ſtillen Genügſamkeit und Entfernung von ſelbſtſüchtigen Eigennutz, die Muſter ihrer

Ahnen darzustellen. Jeder einzelne vergißt sich selbst, und findet sein Glück und seine ganze Existenz nur im Vaterlande; dem Ruhme desselben opfert er den seinen, er lebt nur um Roms Namen zu verewigen. Die Freiheit und das Vaterland sind die einzigen Ziele ihrer Blicke, und sie beobachten mit scharfem Auge die Bürger und Ausländer. Nur der Verlust dieses Charakters konnte der römischen Größe gefährlich werden, und dieser nahte sich mit jeder Ausbreitung ihrer Macht, die eben durch die Ausdehnung an innrer Stärke verlohr. Auf Italiens Grenzen eingeschränkt, hätte diese eiserne Republik jedem Schicksal getrotzt. Sie wagte sich in andre Länder und Welttheile, und erlag zuerst ihrer Größe, ihrem Reichthum und ihrem Glanze.

Von allen benachbarten Ländern muste keines so sehr die Aufmerksamkeit der glücklichen Eroberer reizen, als das kornreiche Sicilien, welches der immer wachsenden Stadt und ihren sich täglich mehrenden Einwohnern immer wichtiger ward. Gleichwohl war es von den mächtigen Carthagern zum Theil besetzt, zum Theil das Eigenthum blühender griechischen Pflanzstädte, unter denen Syrakus sich über alle erhob, die ehemalige Nebenbuhlerin Athens, die grade jetzt im Kriege mit

Carthago begriffen, und durch den weisen König Hiero eine Bundesgenossin von Rom war.

Bis jetzt hatten die Römer nur zu Lande gefochten und gesiegt, die Carthager beherrschten die Meere, und setzten ihren künftigen Eroberungen die nur zur See gemacht werden konnten, eben dadurch Grenzen. Begeistert von künftigen ausgedehntern Besitzungen und wichtigern Tributen, einen neidischen Blick auf Carthago und Sicilien gerichtet, ergriffen sie die Gelegenheit zu einem Kriege, der in seinen Folgen eben so verderblich zu werden drohte, als er in seinem Anfange glänzend war.

Appius Claudius erficht den ersten Sieg außerhalb Italien, mit dem ersten Schritte nach Sicilien machen die römischen Waffen sich furchtbar. Eine nicht unbedeutende Flotte entsteht plötzlich, und Duillius gewinnt die erste Seeschlacht, ihre Zahl mehrt sich, Regulus landet zuerst in Afrika, und die Carthager wünschen so sehr den Frieden, daß sie den gefangnen Feldherrn selbst nach Rom senden, und ihm mit dem Tode drohen, wenn er ohne Friedensbothschaft zurückkehren würde. Der edle Römer widerräth den Frieden und eilt dem Tode entgegen. Ein fortdauerndes Kriegsglück verschaft seinen Landsleuten bald darauf einen

ehrenvollen Friedensschluß. — Während indeß die römischen Flotten die illyrischen Seeräuber demüthigen und ihre Küstenstaaten sich unterwerfen, während die Gallier vom Marcell besiegt und ihre Länder bis an den Po und die Alpen mit dem Gebiete Roms vereinigt werden, während sie so sich zu künftigen furchtbaren Kriegen vorbereiten, erhebt sich die Stadt in den Künsten des Friedens. Aus den eroberten Staaten zogen sie in den Wohnsitz der Sieger ein. Gefangene und Sklaven brachten thätige und geschickte Hände, und wiewohl der Römer, eifersüchtig auf die Pflicht dem Vaterlande zu dienen, nur für diese lebt, so hat er doch Gefühl und Achtung für das Nützliche und Schöne. Die erste Kunststraße dehnt sich durch Italien, in Rom erheben sich Cirkus und Amphitheater, die Musen des Schauspiels ziehen in Rom ein, und neben ihnen entstehen die unedleren Fechterspiele, die dem rauhen Charakter der Römer, den auch später noch erhalten, ihren ersten Beifall verdanken.

Der nun folgende Zeitraum zeigt Rom in einer Lage, die für seine Existenz entscheidend ist. Es muß entweder die Beherrscherin der Welt oder vernichtet werden — Mit den äußern Verhältnissen zu sehr beschäftigt, ruht indessen das Auge der

Römers weniger auf den innern; von Feinden umlagert, und überall angegriffen und bedroht, wagen sie es nicht sich selbst zu befehden, aller Partheigeist ruht, und die Kräfte des Staats sind vereinigt nur gegen die Feinde des Vaterlandes gerichtet. — Wenn aber gleichwohl in der Verfassung durch die jetzigen Begebenheiten keine Veränderungen entstehn, so sind sie doch von zu großem Einfluß auf den Nationalcharakter der Römer, so bereiten sie doch zu große Erschütterungen vor, als daß sie nicht eine Erwähnung verdienen sollten, die dem kundigen Leser das Bild der jetzigen Lage Roms lebhaft vor die Phantasie stellt.

Die Römer trotzten nach dem Siege über Carthago, Gallien und Illyrien so sehr auf ihre Macht, daß sie den Carthagern, welche in Spanien eine große Anzahl von Handelskolonien besaßen, verboten über den Ebro zu gehn. Hieraus entspann sich der zweite punische Krieg, der allein schon im Stande wäre, diese Periode denkwürdig zu machen.

Die beiden größten Republiken der alten Welt bieten ihre Kräfte in der höchsten Anstrengung gegen einander auf; in beiden treten die größten Helden gegen einander in das Schlachtfeld, wechselnd treffen bald diese bald jene die hoffnungsvoll-

ſten und verzweifelndſten Lagen, und die beiden Nationen kämpfen auf Tod und Leben.

Ein Held, deſſen Name allein den ſeiner Vaterſtadt verewigen würde, — wenn ſie nicht wechſelſeitig einander unſterblich machten, der, wenn ihn ſein Vaterland nicht verlaſſen hätte, wenn ſein Heer aus Männern beſtanden, die ihm gleich auch dem heimlich ſchmeichelnden Feinde hätten Trotz bieten können, Carthago zur Herrſcherin der Welt, und Rom der Erde gleich gemacht haben würde, — Hannibal hatte ſchon als Knabe dem Vater am Altar der heimiſchen Götter den Schwur abgelegt, den er bis an das Grab hielt, als unverſöhnlicher Feind der Römer zu ſterben. — Ueber die Alpen drang er mit einem Heere durch Schneegebirge und Eisfelſen, die vor ihm keine Armee überſchritten war, und nach ihm nur die Franken zu Siegesfeldern machten, nach Italien hinab. Die kaum unterjochten Gallier wurden von ihm zur Freiheit und zum Bündniß aufgefordert, und, wiewohl nur wenig von ihnen unterſtützt, ging er durch Hetrurien mit einem geſchwächten Heere von Ausländern, denen nur ein Elephant geblieben war, in die Nähe von Rom. Siege bezeichnen ſeine Schritte, weder Scipio noch der Zauderer Fabius halten ihn auf, bis er

bei Cannä die römiſche Macht mit einem großen gewaltigen Schlage niederwirft.

Dies iſt der höchſte Augenblick der römiſchen Größe, weder die Vorzeit noch die nachfolgenden Begebenheiten zeigen uns einen Moment, wo der römiſche Charakter ſo in ſeinem höchſten Glanze erſchienen wäre. Ein großes Heer war geſchlagen, ein großer Feldherr, Aemilius Paulus, hatte ſich verzweifelnd auf dem Schlachtfelde ſelbſt den Tod gegeben, und nur mit wenigen flüchtet Varro der Vaterſtadt zu. Der Senat bewillkommt ihn freudig, er behält ſeinen Muth im Unglück, er iſt zu ſtolz um dem Verſehen oder Unglück eines Feldherrn dieſe rettungsloſe Lage zuſchreiben zu wollen. Obgleich alles in Rom die erſchütternde Nachricht ſich zuruft: Hannibal iſt vor unſern Thoren! obgleich alles ſich wegen der Gebliebenen, denn jede Familie hatte in dieſer Schlacht einen Verwandten verlohren, in Trauer hüllte, ſo blieben doch die Stellvertreter des Volks entſchloſſen und überzeugt, daß noch nicht alles verlohren ſei, wenn ſie ihren Muth nicht aufgäben. — Während in Rom ein Heer geworben wird, während vom Senat der feſte Muth ſich unter das Volk verbreitet, verſchwindet die Kraft des carthagiſchen Heeres im ſchwelgeriſchen Kapua; nur der Heer-

führer bleibt Mann, und schaudert gleichwohl vor dem Gedanken zurück, die mächtigen Römer, die er bei Cannä niederwarf, ganz zu stürzen.

Obgleich auf der einen Seite Partheigeist in Carthago, und eifersüchtige Scheelsucht mächtiger Familien sich der bedrängten Römer annimmt, so hört das Schicksal, welches sich entschlossen zu haben scheint den römischen Muth auf die höchste Probe zu stellen, doch nicht auf, neue Schläge gegen die eiserne Brust dieses Volkes zu führen: der edle Bundesgenosse der Römer, Hiero, stirbt, der Knabe Hieronymus liefert das mächtige Syrakus in die Hände der Carthager, und in Macedonien steht Philipp bewaffnet gegen sie auf.

Aber aus der Asche des Aemilius gehen Helden hervor, und das römische Volk, welches den drohenden Feind von Rom entfernt sah, hatte die Verzweiflung so sehr verlernt, daß neues Unglück seinen Muth nur in Trotz verwandeln, und seine Kräfte auf den höchsten Punkt spannen konnte.

Ungeachtet der Kunst eines Archimedes erobert Marcellus Syrakus, Scipio wirft Neucarthago nieder, landet in Afrika, erobert mehrere Städte, und erhebt durch die Schlacht bei Zama Rom für immer über Carthago, und seinen Namen über den Namen Hannibals. Ein Friede, der Carthago

entwaffnet und es von Rom abhängig macht, iſt die Folge dieſes Sieges.

Der katoniſche Haß, mit welchem der Römer auch auf die unbedeutendſte Exiſtenz Carthagos herabblickte, ließ den Frieden ſich bald in einen Krieg verwandeln, der nur mit dem Ruin dieſer Stadt enden ſollte. Zu gleicher Zeit bricht in Griechenland das Feuer des Krieges aus. Antiochus von Syrien, den Hannibal für ſein Vaterland aufgefordert hatte, vereint ſeine Waffen mit den Feinden der Römer, und Roms Kriegsflotten ſegeln in allen Meeren, in allen bekannten Welttheilen fechten ihre Armeen. —

Wo ſie fechten da erobern ſie, in allen Welttheilen erhalten ſie neue Beſitzungen. Antiochus tritt ihnen Aſien bis an den Taurus ab, in einem Jahre fallen Corinth und Carthago. Die nie beſiegten Griechen unterliegen weſtlichen Barbaren, und werden durch die Mittheilung ihrer Kultur ihre Erzieher, durch die Mittheilung ihres Luxus die Vernichter ihrer Siege.

So große Begebenheiten mußten von den gröſten Folgen ſein. Das römiſche Gebiet welches auf Italien eingeſchränkt war, wurde nun von den Säulen des Herkules und dem Taurus begrenzt. Minder vermögend, ſich im Glück als im

Unglück treu zu bleiben, und den altrömiſchen Charakter zu erhalten, gewähren die Römer itzt ein großes und lehrreiches Schauſpiel.

Rom ſteht jetzt, nach einer Reihe von Kämpfen und Siegen, auf dem für jeden Staat gefährlichen Punkte, Ruhe und Genuß für lange Anſtrengung zu fordern. Auf die Trümmer mehrerer Städte hatte es ſeine Macht gegründet, es war kein Staat in der bekannten Welt mehr übrig, der ihm hätte Troß bieten können, oder er lag zu fern, um mit ſeiner Macht gefährlich zu werden. Die Republik, welche in allen Welttheilen gehorſame Sklaven hatte, mußte ſich für gefürchtet und für unüberwindlich halten; ſie glaubte ſich berechtigt, einer ſorgloſen Ruhe ſich überlaſſen zu dürfen, und jeder Bürger durfte ſich einbilden, Anſprüche auf ihren Genuß machen zu können, weil er oder ſeine Vorfahren ſie mit ihrem Blute erkämpft hatten.

Der Reichthum, welcher mit einemmale aus allen Eroberungen in Strömen nach Rom floß, ſetzte die Republik in den Stand, ihre Bürger zu Herren der Welt zu erheben, die den Tribut aller Welttheile genoſſen. Seit dem Siege über die Macedonier zahlte kein Bürger Tribut.

Dies erhob ſie aber nicht über ihre Bedürfniſſe, die um ſo zahlreicher wurden, je leichter ſie befrie-

digt

digt werden konnten, die mit jeder neuen Eroberung wuchsen, und nach und nach, die Stadt, wo ehemals Genügsamkeit und Patriotismus ihren Lieblingssitz hatten, zum Wohnsitz der Schwelgerei und Treulosigkeit umschufen.

Der Römer fand nicht mehr, wie sonst, seinen Stolz in ämsiger Bearbeitung seiner Aecker, und in treuer Vertheidigung des Vaterlandes, sein Boden gewährte ihm seine Bedürfnisse nicht mehr, weil er nicht im Stande war, sinnlosen Forderungen Genüge zu leisten. Geitz, und noch weit mehr Habsucht, die immerdar zusammenrafft, um unaufhörlich verschwenden zu können, werden in Rom gewöhnlich, in den Provinzen erlaubt man sich Gelderpressungen, und die Klagen über dieselben erschelnen so häufig, daß ein eigenes immerwährendes Gericht zur Entscheidung dieser Processe niedergesetzt wird. Das gemeine Volk, der Arbeit entwöhnt, geht müssig umher, schwelgt von den Verschwendungen anderer, oder als Söldner der Ränke einzelner Demagogen, welche sich zu Despoten der Weltbeherrscherin erheben wollen, von dem Verkauf seiner Rechte. Eine Menge leibeigener Sklaven ersetzen ihre Dienste, sie bestellen die Ländereien, und arbeiten in den Manufakturen, die durch ihre Kenntnisse und Geschick-

lichkeit, welche sie aus dem Auslande mitbrachten, sich schnell emporheben. — Der Ritterstand, welcher sich nun ganz vom Volke und den Patriciern absondert, und zwischen beide in die Mitte tritt, pachtet die Finanzen des Staats, und auswärtige Ländereien, in denen Sklaven unter dem Drucke eigennütziger Despoten arbeiten. In seinen Händen befinden sich überdem Fabriken und Handel, denn der Römer, stolz auf das Recht, die Welt beherrschen zu dürfen, hielt es unter seiner Würde, anders als für den Staat thätig zu sein.

Diese Stimmung des Volks hatte eine Menge von Vorfällen vorbereitet, als mit der Eroberung von Korinth und Syracus die griechischen Künste und Wissenschaften nach Rom kamen. Was fanden sie? Gaffende, von Verwunderung staunende Augen. Carneades und Diogenes Reden rollten wie eine schöne Musik vor den Ohren und Herzen vorüber, und die Meisterwerke eines Phidias, Polyclet, Apelles und Zeuxis galten für Prunkstücke, durch die man seinen Reichthum zu zeigen im Stande war. Als Mummius die schönsten Werke der Kunst aus dem brennenden Korinth nach Rom in Schiffen bringen ließ, drohte er dem Schiffer, er solle alle die Kunstwerke wieder verfertigen lassen, wenn er sie verunglücken ließe.

Aber welche Aufnahme konnten ſie auch finden? Waren die Römer ſchon vorbereitet auf ſie? Wußten ſie etwas von dem Geiſte, der aus dem Marmor und von der belebten Leinwand zu uns ſpricht? Es gab nur ſelten einen Kälius und Scipio unter ihnen. Die Nachwelt handelt ungerecht gegen ſich ſelbſt, und verargt den Römern, was ſie ſich zu gute hielt, wenn ſie ihnen aus dieſer Annahme der Kunſtwerke einen Vorwurf macht. Wir haben ſehr viel verlohren, indem wir den eigenthümlich römiſchen Geiſt in keinem Kunſtwerke erblicken, ſondern überall nur Nachahmungen des verwandten griechiſchen Genius ſehen. Mag dieſer immer der vollkommenſte ſein, ſo iſt es doch unleugbar, daß jede Abweichung von demſelben belehrend ſein mußte. In Rom traten die Künſte mit einemmale in ein ſolches Verhältniß gegen die Individuen, daß keine Verbindung derſelben mit dem Vaterlande denkbar blieb, ſie wurden Diener des Luxus, ſtatt Triebfedern des Patriotismus zu ſein.

In dieſer Lage, entwöhnt der verdienſtlichen Thätigkeit, hingeriſſen zu Schwelgereien, und durch ſie zur Habſucht und Verkäuflichkeit, überdem von Schulden und Armuth, ja ſelbſt durch das geſtürzt, was ſeine letzte Stütze hätte ſein ſol-

len, durch Wissenschaft und Kunst, fand Tiberius Sempronius Gracchus sein Volk. Er, der Sohn einer Cornelia, voll Gefühl für den Werth der alten römischen Tugend, überzeugt, daß nur von ihr das Glück des Staats abhängen könne, bemühte sich aus allen Kräften, dem nahen Verderben zu steuren, und die Römer zu ihrer alten Größe und Kraft emporzuheben. Er dringt darauf, daß eine neue Vertheilung der Ländereien, die in den Händen habsüchtiger und despotisirender Aristokraten waren, geschehe, und sein Loos ist der Haß der mächtigeren, gegen welchen der Beistand der ärmeren Menge nur wenig vermag. Nach manchem Kampfe steht selbst ein Scipio (ein Name, den Rom so oft gesegnet hatte) gegen ihn auf, und sein Blut ist das erste Bürgerblut, welches die Straßen Roms befleckt. — Aber wiewohl der Senat alles billigt, was Scipio that, so glimmt doch der Funken fort, den Gracchus angezündet hatte: Scipio wird verbannt, und bald nachher ermordet in seinem Bette gefunden.

Ein neues Unglück für Rom ist, daß es die Erbin des Attalus, Königs von Pergamus, wird, daß eine Menge von Schätzen, die ihm weder Schweis noch Blut kosten, in seine Thore strömen, und daß ein König, wenn gleich sterbend,

der Republik das erſte Beiſpiel der Huldigung und Unterwürfigkeit giebt. — Noch einmal fließt fruchtlos das Blut eines edlen Gracchen, und Rom wird daran gewöhnt, Bürgerblut fließen zu ſehn.

Der Größe des römiſchen Staats ſind Gränzen geſteckt, aber nicht der Größe des römiſchen Bürgers. Ueber die zu herrſchen, die alles überwinden; von denen verehrt zu werden, vor welchen der ganze Erdkreis zittert: dies iſt ſein Ziel. Der eine ſucht es durch das Volk, der andere durch den Senat zu erringen, und ſo treten die alten Partheien und die alten Zwiſte wieder auf.

In dem Marius ſieht das Volk ſeinen Gott, in dem Sieger einer Nation, die Rom zum erſtenmale wieder zittern lehrt, und endlich ihren Siegen im Norden Gränzen ſteckt. Der Ueberwinder der Cimbern und Teutonen, der zugleich den drohenden Krieg gegen Jugurtha vollendete, mußte in dem erſchreckten Rom alles gelten, und durch die Plebejer, deren Parthei er ergriff, denen er von den Reichen Zinſen für die Aecker, die ſie ihnen entzogen, verſchafte, alles erreichen. Er wird ſiebenmal Conſul, greift mächtig in die Conſtitution von Rom, und erliegt einem Feinde, den er

in seinen Heeren erzog, der an seiner Größe ein Muster nahm.

Vor andern Kriegen, welche die Weltbeherrscherin gegen Sklaven und Seeräuber zu führen hatte, ist der lange Kampf gegen den Mithridat, König von Pontus, derjenige, der dem unternehmenden Kopfe eines Usurpators alle Gelegenheit, sich geltend zu machen, gab. Sylla benutzte sie; von Rom entfernt, nicht beachtet von den Augen der Republikaner, erwarb er sich eben so viel Gewalt über sein Heer durch Schätze, die er eroberte und erpreßte, als durch Kriegskenntniß und persönliche Tapferkeit. Er beendigte den Krieg; der stolze König von Pontus huldigte den Römern durch Nachgiebigkeit.

Unter Marius erzogen, und nach demselben Ziele mit ihm strebend, konnte er ohnmöglich hoffen, es auf gleichem Wege zu erlangen. Wenn Marius sich an die Plebejer schloß, so warb Sylla um den Beistand des Senats, hofte durch ihn sein Ziel zu erreichen, und die Aristokraten unterstützten den Mann, der sich mit so regem Eifer ihrer Parthei annahm, ohne zu bedenken, ob das, was er that, um ihrer selbst, oder seinetwegen geschah. Schon ehe Sylla gegen den Mithridat zog, standen er und Marius gegen einander im

Kampfe, aber nicht offenbar, und beide wählten einen Partheigänger, der ihre Absichten gleich gefällig versteckte, Cinna, den ein jeder seinem eigenen Plane so früh als möglich Preis zu geben bereit war.

Marius ward im Laufe seines Glücks, obgleich fast am Ziele des menschlichen Lebensalters, vom Tode überrascht, und er gab der Selbstsucht eines Sylla Raum, die um so unbegränzter war, je größer ihm der Abstand zwischen seiner jetzigen Lage und der Zukunft erschien, und jemehr er sich selbst, vermöge des eigenen Selbstbewußtseins der ihn belebenden Kraft, zutrauen durfte.

Es ist ein großer Verlust für die Kenntniß und Geschichte der Menschen, den wir in der eigenen Lebensgeschichte Sylla's erlitten haben. Denn nie gab es einen kühnern und zugleich bedachtsamern, einen grausamern und zugleich glücklichern Usurpator aller Volksrechte, nie einen Tyrannen, der mit aller Schonung der republikanischen Form einen Freistaat so despotisirte, als ihn. Wenn man die Geschichte seines Lebens beobachtet, so staunt man eben so sehr über die Kälte des eigenmächtigen Despoten, als über seine Grausamkeit; eben so sehr über die Eigenmacht, mit welcher er verfuhr,

als über die Kunſt, mit welcher er dieſe Eigenmacht zu verſtecken wußte.

Da er als Sieger über Mithridat nach Rom zurückkehrte, da man in ihm den Friedensſtifter erblickte, eilten ihm Cinna und Marbonius mit einem Heere entgegen. Siege bezeichnen ſeine Bahn, er ſchlägt in dieſen Widerſachern ſeines Eigennutzes die Feinde des Vaterlandes, befreit Rom, ſiegt über eine Parthei von Anhängern des Marius, verfolgt, was ihn verfolgte, mit grauſamen Proſcriptionen, und wird immerwährender Diktator. Die Ariſtokratie hebt ihr Haupt empor, ſie bereichert ſich an der Beute der Proſcribirten, und mit ihr wächſt zugleich die Macht des Sylla. Der Einfluß der Tribunen ſinkt, und Rom wird durch den Sylla vom Senat deſpotiſirt. — Vergebens erhebt ſich Pompejus, er muß um einen Triumph bitten, der ihm abgeſchlagen wird, und gleichwohl fürchtet Sylla den künftigen Mitbewerber um die Herrſchaft über Rom ſo ſehr, daß er bald nachher alle ſeine Würden niederlegt, von einem Gerichte ſeine Thaten unterſuchen läßt, und aus der blutigſten Tyrannei über einen Freiſtaat in die ſorgenloſeſte Ruhe zurückkehrt In der That, nie hat ein eigenmächtiger Deſpot blutiger geherrſcht, und nie iſt er von dem deſpotiſirten

Volke mit größeren Ehrenbezeigungen beſtattet worden; aber nie wußte auch ein Mann ſich furchtbarer zu machen, und als er nicht mehr furchtbar war, zu gelegener Zeit ſeine Herrſchaft aufzugeben.

Nur ein Sylla konnte einem Cäſar die Bahn zum Throne ebnen, und was ſich ihm in den Weg ſtellte, konnte ihm zwar das Erlangen des Thrones erſchweren, aber mußte eben dadurch den Beſitz deſſelben ſichern. Durch Sylla hatten die Römer ſich an die Befehle eines einzigen gewöhnt, ſie hatten den Herrſcher reſpektiren gelernt, und zugleich hatte Sylla ſo eigenmächtig und gewaltſam geherrſcht, daß ein nachfolgender Uſurpator leicht durch Gelindigkeit und eine Menge von demagogiſchen Künſten die Liebe des beherrſchten Volks erhalten konnte.

Eye indeſſen Cäſar erſchien, trat Pompejus auf. So verächtlich ihn Sylla vor den Thoren Roms abwies, als er um einen Triumph warb, ſo fehlte doch nur das Zurücktreten Sylla's, um den Pompejus an ſeine Stelle zu ſetzen. Ob er aber gleich durch ſeinen Vorgänger das Volk auf einen Beherrſcher vorbereitet fand, ſo hatte doch das glückliche Beiſpiel Sylla's ihm zu viele Nebenbuhler erweckt. — Man ſah es nur zu deutlich,

daß die Freiheit aus Rom verſchwunden war, daß die Beherrſcher einer Welt es verlernt hatten, ſich ſelbſt Geſetze zu geben, daß ſie dem gehorſamen Auslande nur gebieten wollten, um von ſeinem Tribute zu ſchwelgen, und daß ſie ſelbſt durch die Ausübung der Freiheitsrechte ſich in dieſem Genuſſe nicht wollten ſtören laſſen.

Pompejus war ein zu guter Patriot, ein zu ſtrenger Mann, um gegen die Menge von Bewerbern um die Herrſchaft Roms glücklich zu ſein. Ihm fehlte die kalte Grauſamkeit des Sylla, der ſchlaue intrigante Kopf des Cäſar; er wollte durch Verdienſte und Großthaten ſich die Achtung ſeiner Bürger erwerben, und erhalten; uneingedenk, daß die leichtgeleitete Menge, die ſich jeder Beſtechung Preis gab, es müde ward, nur einem zu folgen; daß ſie ewige Veränderungen wollte, weil dieſe allein ihre Lüſte und Schwelgereien befriedigten. — Die jetzt ununterbrochenen Kriege boten jedem ehrgeizigen Kopfe Gelegenheit, ſich aus dem Dunkel der Unbekanntheit über eine gleichgültige Menge zu erheben. Keiner zeigte ſich indeſſen größer und verdienſtvoller in derſelben, als Pompejus, der den Gladiatoren- und Corſaren-Krieg beendigte, und dann auf den Vorſchlag des Manilius zur Beilegung der mithridatiſchen Unruhen nach Aſien ging.

Faſt jede Begebenheit dieſes Zeitraums iſt eine große belehrende Erſcheinung; jeder Schritt, den der Uſurpator thut, den ſo oft das Volk begünſtigt, jede Gefahr die von außen hereindringt, oder im Schooße des Vaterlandes erzeugt wird, und jeder Name, den die Geſchichte in dieſer Zeit aufzeichnet, iſt unſterblich, — wodurch er es auch ſei.

Eine nicht gleichgültige Anſicht Roms, und des ſeine Verderbtheit nachahmenden Italiens, gewährt der Fechterkrieg *). Von einem einzigen tollkühnen, der Gladiatorenſchule entſprungenen Waghals, wird eine bis hundert tauſend wachſende Schaar von Fechtern aufgeboten, die, von Spartakus geführt, die römiſchen Legionen ſchlagen, und nachdem ſie Rom, wie einſt Hannibal, zittern gelehrt, nur vom Pompejus überwunden werden. — Welch eine Menge von künſtlichen, dem Uſurpator willkommenen Geſindel, und — wenn auch nicht alle Fechter waren — welch eine Menge von Schlachtopfern barbariſcher Vergnügungen!

Auf ſolche Leute mußte Katilina, der ehemalige Geſchäftsträger eines Sylla, rechnen, als er ſeine Verſchwörung entſpann, die, von einem

*) Meine Leſer finden eine intereſſante Darſtellung der Begebenheiten deſſelben in dem Spartakus des Hrn. Profeſſor Meiner.

Weibe verrathen, vom Cicero vernichtet ward, und ihm den Namen Vater des Vaterlandes erwarb, den seine ämsige Wachsamkeit und seine sonst nicht gewöhnliche Hintenansetzung seiner eigenen Sicherheit verdiente. — So sehr die Geschichte über diese Begebenheit schon durch den Titel der Verschwörung entschieden hat, so war sie doch ausgebreiteter, als der schnelle Sturz derselben zu vermuthen uns berechtigen dürfte. Theilnehmer wie Cäsar und Crassus, und Heere wie sie die Anhänger des verbannten Katilina ins Feld stellen, zeugen dafür.

In der That war auch der jetzige Römer — zu entmannt und unpatriotisch für den großen Schlag einer Revolution — gerade um desto mehr zu den Machinationen einer Verschwörung aufgelegt, wo er seinen eigenen Vortheil baar erhielt, und wo an das Wohl des Ganzen nicht gedacht ward. — Römer von so alten Gesinnungen, daß sie nur im Vaterlande sich beglückt und verherrlicht gefunden hätten, existirten nicht mehr, oder — wenn es ihrer noch einzelne gab — so hatten sie sich von dem Tummelplatze einer unwürdigen Menge in den Genuß einer philosophischen Ruhe zurückgezogen, fern von allem thätigen Antheil an den Begebenheiten und dem Schicksale ihres Vaterlandes. — Ein müßiger, träger, dabei stolzer und schwelge-

rischer Pöbel füllte die Hauptstadt der Welt, war das Spiel einzelner, die einander ihre Partheigänger streitig machten, und mit ein und denselben Waffen gegen einander kämpften. — Die Unruhen eines Lepidus, Clodius und Milo, noch mehr aber die Zwiste der nachherigen Triumvirn beweisen dies genug. Der war Sieger, der den Römer am besten bezahlen, und am öftersten erkaufen konnte, — Cäsar, der, um seine Macht zu gründen, den Schatz des Staats erbrach, und drei Millionen herausnahm. Pompejus, der, als er aus dem mithridatischen Kriege triumphirend zurückkehrte, fünf und zwanzig Millionen in den Schatz gelegt hatte, verschmähte dieses Mittel; und Lucull, den man aus dem Pontus zurück rief, zog sich mit den für sich selbst erworbenen Schätzen in eine epicurische Muße zurück. Fern von allen Ansprüchen auf Macht und Herrschaft, lebte er hier dem Wunsche gemäß, den er einst in Asien äußerte, als er, in dem Schatten eines Baums hingestreckt, seufzend ausrief: Wenn das doch Arbeit wäre!

Die Geschichte dieser Periode Roms ist zu reich an großen Ereignissen, als daß sie eine kurze, dem jetzigen Zwecke angemessene Darstellung erduldete. Auch war es nur die Absicht, das römische Volk

bis auf dieſen Punkt zu begleiten, auf den ſeines Glanzes, der, weil er erkünſtelt, nicht durch innere lebendige Kraft erzeugt, zugleich der Zeitpunkt des Verluſtes ſeiner Nationalgröße und ſeiner Freiheit war.

Denn wenn man das römiſche Volk dieſer Zeit betrachtet; wenn man die Verderbtheit derer, welche den Staat, und mit ihm die Welt beherrſchen, wenn man ihren Eigennutz, Habſucht, Schwelgerei und Feilheit ſieht; wenn man bemerkt, daß die Patrioten und Denker, wenn ſie nicht, wie Cicero, vom Stolze zurückgehalten werden, ſich immer mehr vom Staate entfernen, und ſtatt in Rom dem Vaterlande thätig zu ſein, für eine idealiſche Republik nach den verſchiedenen Syſtemen ihrer Philoſophie leben; — wenn man gewahr wird, daß die Machthaber und Wetteiferer um die Herrſchaft mit Geſetzen ſpielen, ſich unverholne Beſtechungen erlauben, und eben darum die Verwaltung der ihnen anvertrauten Provinzen mehr für ſich, als für den Staat führen: — ſo iſt es gewiß, daß die Nation — der Freiheit unwerth — ſich ſelbſt der Deſpotie nähert; daß man nicht mehr fragt, ob Rom einem Herrſcher gehorchen müßte? ſondern nur: wer dieſer Herrſcher ſein werde? — In der That war

die Republik längſt, ſeit Sylla ſchon, geſtürzt; nur die Form und ihre Namen fanden ſich noch, und dieſe fürchtete man zu vertilgen, weil man beſorgt ſein mußte, daß hier und da ein Schwärmer ſich für dieſen Schatten aufopfern könnte. Man irrte nicht; Brutus und Caſſius bewieſen dies, aber das leichtgeleitete Volk achtete ihrer, trotz des verdienſtvollen Namens des einen nicht; es ſah auf die Erbſchaft Cäſars, hörte auf Antonius Schmeichelworte. — Selbſt die nachherige, mit Grauſamkeiten conſtituirte Regierung Auguſts, zeigt von einer ſchüchternen Schonung der ehemaligen Republik und ihrer Formen, die man wie Inſchriften auf Gräbern heilig hielt.

Meine Leſer ſtehn jetzt auf dem Punkte, wohin ich ſie führen wollte, um von dort das alte Rom zu überſehen. Ehe wir aber den Blick auf einzelne Verhältniſſe dieſer großen Volksmaſſe wenden, wird es nothwendig ſein, ſie noch einmal im Ganzen zu überſehen, und den Werth derſelben in jeder Hinſicht auf unpartheiiſcher Wage zu wägen.

Diejenige Nation, welche durch ſo große Begebenheiten und Erſchütterungen, als die römiſche

ſeit ihrer Exiſtenz erfuhr, hindurch gehen könnte, ohne einen nachtheiligen Einfluß derſelben zu empfinden, die, mit einem großen und edlen Charakter ausgeſtattet, dieſen aller Ereigniſſe und Gefahren ohnerachtet erhalten, und ſo über die allmächtige Zeit und ihre Wirkſamkeit triumphiren könnte, — eine ſolche Nation wird in der Geſchichte, ſo lange ſie die Darſtellung menſchlicher Begebenheiten bleibt, nie erſcheinen. Wenn wir daher in dem Bilde, welches Rom unter Cäſar uns darbietet, nicht die kraftvollen Helden der frühern Zeit, nicht die edlen und liebenswürdigen Bürger einer ſo eben errungenen Demokratie, entdecken, ſo werden wir um ſo weniger uns über dieſen Wechſel verwundern dürfen, da er nichts anders als das verkleinerte Bild der Geſchichte der ganzen Menſchheit iſt. — Fern ſei daher jeder Scheelblick auf die entarteten Nachkommen edlerer Ahnherren, fern jeder Stolz, mit welchem wir aus der Ruhe unſerer Zeit auf die Stürme der Vorzeit ſehen; das Bewußtſein, daß wir in dieſen Zügen die Darſtellung der Zukunft — oder der Gegenwart? — unſerer eigenen Nation ſehen, verpflichtet uns zu einer Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit, die wir von unſern Nachkommen wünſchen. — Der Geſchichtſchreiber, der das

Band der Vergangenheit und Zukunft knüpfen soll, muß über allen Einfluß der Gegenwart erhaben, jene verehren und diese fürchten. — — Sollten diese Gedanken nicht ganz dem angemessen, sein, was ich leiste, so bleibt mir bei dem Geständniß meiner Schwäche, nur das Bewußtsein meiner Pflicht, und der Hochachtung gegen das erhabenste Geschäft des menschlichen Geistes.

Skizze von Rom
unter
Cäsar und Augustus.

Die Stadt. (Urbs.)

Die Herrscherin von den sieben Hügeln war in dieser Zeit ihres Glanzes, weder auf ihren ehemaligen Umfang eingeschränkt, noch glich sie von innen der Stadt, die ein Brennus so leicht einäscherte. Die oft erweiterte Mauer beschrieb einen Bogen von funfzehntausend Schritten, oder wenn man den Trümmern, die in dem neuen Rom noch jetzt sich finden, folgt, von vier Stunden, und war von sieben und dreißig Thoren durchbrochen. Die von der durchströmenden Tiber zerschnittenen Theile verbanden acht Brücken.

Obgleich die Römer jetzt noch nicht die Muße besaßen, welche die Völker zur Verschönerung ihrer Wohnsitze antreibt, obgleich noch kein erklärter Regent es für gut fand, die Augen einer unru-

ligen Menge, welche um so stolzer auf ihre Rechte war, je unbedeutender sie wurden und je weniger sie deren noch besaß, von dem geheimen Spiel seiner herrschsüchtigen Absichten, durch öffentlichen Luxus und prachtvolle Ausschmückung des Kerkers freier Bürger abzulenken, so war doch Rom auch in seinem Aeußern seiner ersten Gestalt nicht mehr ähnlich. — Die reichen Beuten des besiegten Auslandes, die Meisterwerke fremder Kunst die man erobert hatte, und, wiewohl unbekannt mit ihrem innern Werthe, nach Rom brachte, schmückten zuerst die Heiligthümer der Götter, und, bei dem Ueberfluß der Beute, bei dem einreissenden Eigennutze der Eroberer, die nicht mehr für das Vaterland sondern für sich erbeuteten, auch Privathäuser. Eben diese aus Syrakus und Corinth, so wie aus dem ganzen eroberten Griechenland und Asien herbeigeführten Kunstwerke, wurden alsdann auch die Lehrer hetrurischer Künstler, der einzigen, welche Rom damals kannte.

Statt ehemaliger Hütten bildeten große aus Steinen erbaute Häuser die breiten Straßen, von denselben trat man hier auf einen mit Rasen belegten freien Platz (campus) wo der römische Jüngling seine gymnastischen Uebungen anstellte, dort an einen Tempel, welcher aus einem dichten

Hain hochstämmiger Bäume hervorleuchtete, daß das Herz des nahenden Verehrers der Gottheit schon zuvor mit Verehrung erfüllte. Portikos und Basiliken nahmen den Wandrer in den Schatten ihrer Hallen, und führten ihn entweder zu einem Cirkus, zu einem Theater oder Amphitheater, oder waren die kühlenden Vorhallen erquickender Bäder für diejenigen, die in der brennenden Hitze des italiänischen Himmels auf den gepflasterten Märkten (forum) in Geschäften des Staats thätig gewesen waren. Hie und da prangten Triumphbogen, Bildsäulen, Obelisken und prächtige Grabmähler, die in früheren Zeiten nur die appische Heerstraße schmückten. — Eine aufmerksame Polizei sorgte für die Reinlichkeit der mit Menschen angefüllten Straßen. Die Kloaken führten allen Unrath in die Tiber, und die Aquädukten, prächtige und kunstvolle Anlagen, eine Menge von Wasser zur Stadt, dessen der Römer in seinen Bädern bedurfte, und welches hier und da kühlend aus künstlichen Brunnen sprang.

Das Getümmel einer mit Menschen angefüllten Hauptstadt, in welche die Geschäfte einer halben Welt ein- und ausströmen, belebte diese Straßen und Plätze; und neben diesem, eine große Zahl von Menschen, die entweder von den edleren

Neigungen der Beſten im Volke, von dem Verhältniſſe des Ganzen, oder von den Laſtern des verderbten Theils ſich nährten. Reiche und Arme, Mächtige und Unbekannte, Geſchäftsmänner und Müßiggänger, Freie und Sklaven, Patrone und Clienten, Philoſophen, Künſtler, Schauſpieler, Fechter, Krieger, Seefahrer, Kaufleute, Wucherer, Kupler, Dirnen, Bettler, feile Partheigänger, Beutelſchneider und Banditen, bildeten in Rom wie in jeder großen Stadt ein Gewühl, von welchem die lebhafteſte Beſchreibung noch nicht einen Schattenriß giebt. — In der That läßt ſich die geräuſchvollſte Hauptſtadt der jetzigen Welt nur in ſo fern mit Rom vergleichen, als ſich ein einzelnes Land gegen drei Welttheile halten läßt.

Eine Menge von Ausländern, die in den Zeiten der Kaiſer theils als Agenten ihrer Nationen, theils als Leibwächter im Solde des Kaiſers, ſich in Rom aufhielten, machten das Getümmel noch mannigfacher und auffallender, ſo wie die Stadt ſelbſt durch die verſchwenderiſcheſte Prachtliebe ihrer Herrſcher noch glänzender ward. — Der von ältern chriſtlichen Schriftſtellern ſo ſehr angefeindete Nero hat in dieſer Hinſicht die gröſten Verdienſte um Rom, wiewohl er Mittel wählte, die

bei aller ihrer Zweckmäßigkeit eine Vertheidigung unmöglich machen.

Roms Einwohner

waren weder zu allen Zeiten gleich zahlreich, noch in Rücksicht ihrer Rechte und Lebensart dieselben.

Sie waren entweder Herrscher (römische Bürger, in der weitesten Bedeutung des Worts,) oder Unterthanen; freie Leute (Bürger, Ausländer, Bundesgenossen) oder Sklaven. Zwischen den letzten stehn die Freigelassenen in der Mitte, weil sie durch Herkommen und Gesetz noch zu gewissen Dienstleistungen gegen ihren Freilasser verpflichtet waren.

Die Zahl der römischen Bürger war eben so sehr dem Steigen und Fallen unterworfen, als die der Einwohner Roms. Zu Kriegszeiten waren sie nie so stark als im Frieden, dessen Rom freilich selten genoß. Aber auch hier blieb sie sich nicht gleich, denn seit man angefangen hatte, Bundesgenossen entweder an den vollen Rechten römischer Bürger, oder doch an einzelnen Prärogativen derselben Antheil nehmen zu lassen, ward es ein Kunstgriff der Usurpatoren, durch eine plötzliche Ausdehnung der Bürgerrechte auf Völker oder Freigelassene, die sie bis dahin nicht besessen hat-

ſten, ihre Parthei zu verſtärken. Als Sylla ſtarb, war die Zahl der römiſchen Bürger vierhundert und funfzigtauſend, ſie ſtieg mit der wachſenden Verſchwendung des Bürgerrechts auf neunhundert tauſend, ſank aber durch Bürgerkriege und Unruhen ſo ſehr herab, daß Cäſar nur dreihundert zwanzig tauſend Bürger fand.

Aber dieſe Bürger lebten nicht alle in Rom, eine Menge derſelben hielt ſich in Italien (ſelbſt im Auslande) auf, und lebte daſelbſt von allem Antheil an Staatsgeſchäften entfernt, entweder in altrömiſcher Simplicität oder in einer litterariſchen Muße. Viele von ihnen kamen an Geſchäftstagen zur Stadt, und übten auf dieſe Art, ohne in Rom anſäßig zu ſein, ihre Bürgerrechte aus.

Eben ſo ſchwankend iſt die Zahl derer, die als Nichtbürger in Rom lebten; doch iſt gewiß, daß die geſammte Zahl der Einwohner Roms, wohl nie oder doch nicht ſehr eine Million überſtieg.

Der Mann von Einfluß

war in Rom entweder durch ſeine Vorfahren dazu gelangt, indem er zu den Patriciern gehörte, oder ein anſehnliches Vermögen beſaß, oder er verdankte ihn ſich ſelbſt, indem er durch eigene Kraft aus der Unbekanntheit ſich empor ſchwang. Denn

In Rom hatte ein jeder Bürger das Recht an der Herrschaft des Staats und seiner Welt denjenigen Antheil zu nehmen, den seine Vorzüge ihm zueigneten. Der Census machte zwar gewisse Abschnitte in Rücksicht des Ranges, aber nicht in Rücksicht der Rechte; Reichthum beförderte wie überall die Absichten, aber er gab keine Prärogativen.

In den frühern Zeiten der Simplicität und des Patriotismus bahnten Verdienste den Weg zum Einfluß und Ansehn, späterhin schlaue Machinationen, Reichthum, und alle diejenigen Mittel, welche die Kennzeichen eines verderbten Staates sind. — Die einzige Laufbahn war die der Ehrenstellen, die man früher seinem Werthe, späterhin erkaufter oder erschlichener Volksgunst verdankte. Volksfeste, die der Römer als Aedil gab, bei welchen er oft sein ganzes Vermögen verschwendete, verschafften ihm die Liebe des Volks, der er dann die Statthalterschaft in Provinzen verdankte, aus welchen er das und noch mehr wieder erhielt, was er einst an das Volk verschwendet hatte.

Alle höhere Staatswürden, mit denen sehr oft die Befehligung einer Armee verbunden war, berechtigten zur Thätigkeit und gaben Einfluß; von der niedern stieg der Römer bis zu der höchsten

emper. Gewöhnlich machte die Quäſtur den Anfang.

Die Art, wie dieſer Einfluß ausgeübt ward, wird in der Darſtellung der Staatsverwaltung entwickelt werden; hier erwähne ich nur eines beſondern Verhältniſſes der angeſehnen Römer, nemlich

des Patronats.

Ueberall ſchließt der unbemerkte ſich an den geachteten Mann, und der verfolgte ſucht Schutz bei dem mächtigen. So mag das römiſche Patronat allerdings älter als die Stadt ſein, und dieſe Art von Lehnsrechten und Lehnspflichten ſchon unter dem latiniſchen Adel ſtatt gefunden haben. Das Patronat war an den Stand des Patriciers, ſo wie die Clientel an den Plebejerſtand geknüpft, und eben daher hörte es in ſeiner ganzen Kraft auf, als dieſer Unterſchied aufgehoben ward. —

Indeſſen verſchwand es doch nicht ganz; der Mann von Einfluß blieb nie ohne Anhänger, die ihres Vortheils wegen ſich an ihn ſchloſſen, und er ſelbſt erſchien gern, von einer Menge von Schützlingen begleitet, die ihm auf das Forum und in die Curie folgten, die, wenn er ſprach, um ihn her ſtanden, und ſo einen Beweis von ſeinen An-

sehn und der Achtung gaben, die er verdiente. — Da jetzt alle drückenden Rechte der Clientel sich verlohren hatten, so war das Gefolge, in welchem der römische Große erschien, mehr ein Hofstaat freiwilliger Begleiter, und gegenseitige Gefälligkeiten — vielleicht noch mehr Hofnungen, die einer von dem andern faßte — bestimmten das Verhältniß, in welchem beide Theile gegen einander standen.

Der Römer von Stande

muß sehr von dem Manne von Einfluß unterschieden werden. Viele vermieden die Erhebung in einen Stand, um ihren Einfluß zu behalten.

Das Vermögen bestimmte zuerst den Stand des Römers; wer nicht wenigstens 400000 Sestertien (12500 Rthlr.) besaß, gehörte zu dem Plebs. Dann konnten aber auch Ehrenstellen, welche die Ahnherren bekleidet, dazu berechtigen; und die höhere Staatswürde erhob selbst den, welcher sie zuerst verwaltete, zu einem Mann von Stande, den der Römer homo novus nannte. Es war das Geschäft des Censors, dem Römer seinen Stand anzuweisen; er hatte das Recht, ihn zu erhöhen und herabzusetzen.

Wenn in den älteren Zeiten der Unterschied der Patricier und Plebejer statt fand, so trat später an die Stelle desselben ein gewisser Adel des Ruhms und Verdienstes, den man entweder den Vorfahren oder sich selbst verdanken konnte. Hiezu war jeder Römer berufen, der reichste wie der ärmste berechtigt. — Es ist ein nicht verwerflicher Glaube, daß die Tugend der Vorfahren durch ihr Beispiel auf die Nachkommen forterbe, und das Recht, die Bildsäulen verdienstvoller Ahnherren in der Vorhalle des Hauses aufstellen zu dürfen, war ein nicht unglückliches Mittel, den erschlaffenden Ehrgeiz zu spannen.

Bürger dieser Art lebten entweder zu Rom in den Geschäften des Staats, zu welchen sie sich durch die beständige Begleitung eines angesehnen Mannes, dessen Beispiel sie belehrte, als Jünglinge vorbereitet hatten, oder sie hielten sich fern von Rom, nur den Wissenschaften, ihrer eigenen Kultur, oder den Freuden des Landlebens sich widmend, auf ihren Villen in Italien auf. — Die mehrsten von ihnen theilten ihr Leben in beide Arten der Beschäftigung.

Aus diesen Männern bildete sich dann gewöhnlich, durch die Wahl der Censoren,

der Senat.

Ehrenſtellen bahnten den Weg in die Curie, und eine Summe Vermögens, welches nicht zu allen Zeiten gleich war. Es ſtieg von 800000 Seſterzien bis zu 1,200000, von 25000 Rthlr. bis zu 37500.

Die Ritter

bildeten eine Pflanzſchule des Senats. Sie ſtanden in der Mitte zwiſchen dem großen Haufen und den angeſehenen durch Verdienſte geadelten Männern. Aus der ehemaligen reitenden Leibwache des Romulus, waren ſie durch Gracchus zu einem Volksſtande erhoben. Sie verlohren den Dienſt zu Pferde im Felde, den nun Söldner übernahmen, und bereiteten ſich in den Gerichtshöfen auf ein praktiſches Leben für den Staat vor. — Da ſie aber zugleich die Pächter der geſammten Finanzen des Reichs waren, da durch eine Menge von Unternehmungen ſich der Großhandel von Rom und die Wechſelgeſchäfte faſt allein in ihren Händen befanden, ſo ſaßen ſie zugleich an der Quelle des Reichthums, der zu jeder Zeit in Rom die Abſichten des Ehrgeizes ſehr befördern mußte.

Zum Volke

zählte man in Rom alle diejenigen, die entweder

durch ihr Vermögen in diese Klasse geworfen wären, oder die freiwillig in Privatgeschäften lebten, und ihre Thätigkeit dem Vaterlande entzogen. Auf Verdienste Verzicht thun, hieß, sich zu dem Plebs gesellen.

Diese freiwilligen Plebejer sind indeß hier nicht so sehr gemeint, als die geringere Klasse dürftiger Bürger, die entweder in den niederen Bedienungen des Staats, oder als Ackerbauer, Kaufleute, Soldaten, Handwerker und Bettler lebten, auch diejenigen nicht ausgeschlossen, die ihre Bürgerrechte verkauften, und als Maschinen von den Großen unterhalten wurden.

Eine Menge ärmerer Bürger lebten in den niederen Bedienungen des Staats, als Schreiber in den Büreaux, als untere Polizeiaufseher, als Diener in den Gerichtshöfen, und als Gehülfen bei den religiösen Ceremonien und Opfern, von Besoldungen in Rom. Noch weit mehrere aber als Unterbedienten der Statthalter und Finanzpächter in den Provinzen, und bei dem Proviantwesen der Armeen, bis man in der späteren Zeit Freigelassenen diese Stellen gab.

Der Ackerbauer

gab es in dieser Zeit zu Rom sehr wenige. Die

ehemalige Verehrung des Feldbaues und das Abholen der Diktatoren vom Pflug, klangen wie schöne Sagen aus der goldenen Zeit Saturns. — Wenn ehemals die Landleute nur an den Markttagen zur Stadt kamen; wenn aus diesem Grunde die Vorschläge zum Gesetze drei Markttage hinter einander bekannt gemacht werden mußten, damit diese ihre Stimme geben konnten: so lebten sie jetzt, dem lästigen Landbau die bequemere Lebensart der Bestechungen vorziehend, für immer in Rom. Ihre Ländereien waren entweder Sklaven zur Bearbeitung übertragen, oder wenn es ihnen hiezu an Vermögen fehlte, an Pächter überlassen. Ein großer Theil derselben war durch Schulden und Versatz an die reichsten Häuser Roms gekommen, und so zu den großen Villen verwandt. — Ein Römer klagte einst, daß der Kornmangel, an welchem Rom so oft litt, nur allein daher entstehe, daß die Kornfelder Italiens in Prachtgärten umgeschaffen wären.

Der Handel

war früher in Rom nie geachtet, denn er forderte eine öftere Abwesenheit aus Rom, welche der römische Patriotismus nicht billigen konnte. Dem Senator war er, als seiner unwürdig, untersagt;

und der Ritter ſelbſt ward gewarnt, ſich ihm nicht zu ſehr zu widmen.

Der Kleinhandel blieb daher auch immer ein Erwerbszweig der niederen Klaſſen, und mit ihm hat ſich nie ein Römer befaßt, der irgend bedeutende Plane gemacht hätte. Hieher gehören auch die Wechsler, die an mehreren Orten der Stadt in den Portikos ihre Buden aufgeſchlagen hatten, und die Freunde junger Römer waren, die unter zu ſtrenger väterlicher Aufſicht ſtanden.

Sobald die Geſchäfte aber ins Große und in das Ausland gingen, waren ſie in den Händen der reicheren und angeſehneren, die zur Betreibung derſelben viele Negoziateurs hielten, während ſie ſelbſt in Rom blieben. Auch hiezu wählte man römiſche Bürger, die in den eroberten Provinzen vor jedem Einheimiſchen als Verwandte der Regierung große Vorrechte hatten. — Der bedeutendſte Handel war in den Händen der Ritter, ſie machten auch die größten Geldgeſchäfte, ſchoſſen Königen große Summen vor, und bildeten, als Finanzpächter, zugleich eine Societät von öffentlichen Banquiers der Republik.

Der Sklavenhandel — ein Gewerbe, deſſen Vertilgung unſerm Jahrhundert aufbehalten zu ſein ſcheint — war im ganzen Alterthume ausge-

breitet, und selbst in Rom so wenig gebrandmarkt, daß selbst der strenge Cato sich nicht schämte, ungebildete und unerzogene Sklaven unterrichten zu lassen, und alsdann um höhere Preise zu verkaufen. — Crassus hielt auf eine ähnliche Art Baukünstler, und ließ von ihnen schlechte Häuser, die er erkauft hatte, prächtiger aufführen. Auch gab er sie Baulustigen in den Sold.

Große und schöne Landstraßen, und eine immer mehr sich vervollkommende Schiffahrt beförderten die Handlung, so wie die große Zahl der Sklaven, als Boten, die Verbindung zwischen den Handelsorten. Der Handelsgeist bemächtigte sich der Römer mit der zunehmenden Schwelgerei und Habsucht immer mehr; so wie man auf Ge-Genuß raffinirte, so mußte man wieder auf Erwerb des Verschwendeten denken.

Handwerker

gab es eine lange Zeit unter den Römern gar nicht. Sie, nur allein mit Krieg und Ackerbau beschäftigt, überließen diese Art des Erwerbes ganz den Fremden und Sklaven. Von diesen scheinen sie erst gelernt zu haben. — Später gab es eine große Anzahl von Handwerkern aller Art, die sich in gewisse Zünfte vertheilten, oft ämsig bei ihrer Arbeit

blieben,

blieben, oft aber auch, derſelben überdrüßig, ihre Werkſtatt verließen, um an den Unruhen des Staats Antheil zu nehmen, und ihre Rechte und Stimmen zu verkaufen. — Dies ſind die unruhigſten Köpfe, denen ſelbſt die Machthaber oft ſchmeicheln mußten.

Zu ihnen geſellte ſich dann die ganze Schaar derer, welche

Partheigänger

von Profeſſion waren, die von der politiſchen Conſtellation Vortheil zu ziehen ſuchten, und ſich von einem jeden für jede Art von Abſichten erkaufen ließen.

Seitdem durch die Volksverſammlungen nach Tribus die Stimmen der reichſten und geringſten auf einen gleichen Werth geſetzt waren, ſeit durch ſie alle Staatsämter beſetzt wurden, war die Stimme auch des gemeinſten Bürgers eine wichtige Waare geworden, die er, ſobald ſie ihm feil war, zu jedem Preiſe anſchlagen konnte. Früher wurde jede Art der unrechtmäßigen Bewerbung an beiden Theilnehmern beſtraft, ſpäterhin aber, beſonders in der jetzigen Periode, verheelte niemand ſeine Beſtechungen. Durch öffentliche Kornvertheilungen, durch große Volksſchmäuſe, welche

das Volk zu fordern berechtigt war, hatte man sie sogar constituirt. Noch allgemeiner und unverschämter wurde dieser Stimmenhandel, als das Volk in den Versammlungen auch den höchsten Gerichtshof bildete.

Wie groß muß bei dem allgemeinen Verderbniß der Sitten, und bei den verführerischen Aufforderungen ehrgeiziger Demagogen die Zahl derer gewesen sein, die eine so schmeichelhafte und bequeme Art des Erwerbes jeder andern vorzogen? Crassus speiste das Volk an zehntausend Tafeln. Wen anders als diese Söldner der Privatabsichten anderer? die, zu allem erbötig, nicht allein ihre Stimme, sondern auch ihre Fäuste und ihr Leben feilboten. — Es giebt unter jeder Klasse des Volks Menschen, die durch irgend etwas auf ihres gleichen imponiren, die durch ihre lautere Stimme den Ton angeben, und selbst im Kleinen ihre Parthei bilden. Diese waren vorzüglich besoldet, und trieben selbst mit den Stimmen anderer, die von ihnen abhingen, einen Handel. Gewöhnlich gesellte man zu diesen Schaaren, sobald sie einen Aufstand bilden sollten, Sklaven und Fechter, deren ein jeder angesehene Römer für Volksspiele entweder selbst eine Anzahl hielt, oder die er doch für Geld von den Unternehmern der Fechterspiele und aus den Gladiatorenschulen erhalten konnte.

Da mehr als ein Beiſpiel der römiſchen Geſchichte zeigt, daß durch ein feſtes Anſchließen an eine Parthei ſich intriguante Köpfe aus den Hefen des Volks zu Staatswürden und zu Gewaltigen emporſchwingen konnten, ſo lag hierin noch ein neuer Reiz, ſich dem Solde einer Parthei zu überlaſſen, für welchen der ſtolze Römer — und ſtolz war auch der geringſte — um ſo mehr Gefühl hatte, da nicht allein ſein Ehrgeiz, ſondern auch ſeine übrigen Leidenſchaften befriedigt werden konnten.

Die Soldaten Roms

beſtanden in den älteſten Zeiten aus den waffenfähigen Bürgern. Sie hörten auf es zu ſein, ſobald ſie die Stadt betraten. Früher dienten ſie ohne Sold; erſt bei Veji, welches ſie zehn Jahr belagerten, ward er ihnen aus der Kaſſe des Staats gereicht.

In unſrer Periode war der römiſche Geiſt der Tapferkeit ſchon verſchwunden, man vermied den mühſeligen Kriegsdienſt. Selbſt das Geſetz, daß jeder Römer eine beſtimmte Anzahl von Jahren die Waffen tragen müſte, verlohr ſeine Kraft; viele entzogen ſich dem Kriegsdienſte, und ſetzten die unbemerkten Verdienſte im Auslande den auf-

fallenden in der Stadt nach, indem sie wohl wusten, daß die Römer taube Ohren aber hellblickende Augen hatten.

Da die Feldzüge aber immer eine bequeme Gelegenheit Schätze zu sammlen blieben, so wählte man diese Lebensart auf einige Zeit, und eben darum arteten die Kriege in Räubereien, Siege in Plünderungen aus. — Einen andern sehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter der Soldaten hatten die bürgerlichen Kriege und der Partheigeist im Heere. Diese bildete vorzüglich den Trotz, mit welchem sie überall erschienen, den sie nicht allein gegen den Feind, auch gegen den Bürger und selbst gegen den Feldherrn zeigten. Sie sahen ein, daß, so wenig sie ohne den Feldherrn waren, eben so wenig galt der Feldherr ohne sie, daß er mehr um ihre Gunst, als sie um die seine zu buhlen hatte, und so entstanden die Veteranen, unter welche nachher ganz Italien, welches man seinen rechtmäßigen Eigenthümern entriß, vertheilt ward. — Die würdigen Vorgänger von Prätorianern die nach ihrer Willkühr Kaiser schufen und entfernten.

Die große Menge von Hülfsvölkern und Soldnern eroberter Nationen, welche die Römer in Dienste genommen hatten, gab dem Militair der Römer eine eigne Farbe und Charakter. Diese

hatten jedoch weniger Einfluß auf ſie, weil ſie theils immer in den Provinzen lagen, theils in unaufhörlichen Kriegen beſchäftigt wurden. — Die Römer hatten auf dieſe Art ein ſtehendes Heer, ohne ein müßiges Heer zu halten.

Bettler

konnten einer ſo großen Stadt als Rom war, welche dieſem Handwerke einen ſo guten Markt darbot, nicht fehlen. — Die Zahl derſelben muß zu allen Zeiten nicht klein geweſen ſein, wenn man einmal den Vorſchlag thun durfte, zwölf Colonien von dieſem Geſindel, jede zu dreitauſend, zu verpflanzen, nur um die Stadt einigermaßen zu ſäubern. — Gleichwohl gehörte bei weitem nicht die ganze letzte Claſſe der Bürger hieher, die keiner Schätzung fähig waren, weil ſie gar kein Vermögen beſaßen, unter dieſen gab es manchen, der als Krieger, Handelsmann, niederer Staats- oder Tempeldiener, und viele die als Partheigänger ſich unterhielten. Wirklich hat die letzte Art des Erwerbes, die nur in einem freien Staate möglich iſt, die Bettler in Rom ſehr vermindert.

Indeſſen gab es bei alle dem in Rom eine Menge von Fremden, von Krüppeln, Blinden und Lahmen, die auf das Mitleid der Menſchen

Anſpruch machten. Schiffbrüchige und Abgebrannte geſellten ſich zu ihnen und umlagerten das Forum, ſo wie die beſuchteſten Plätze der Stadt. Die Erzählung ihrer Schickſale ſammlete die Menge um ſie her. Andere ſpielten die Beſeſſenen, geberdeten ſich wie Jongleurs, zerfleiſchten ſich ſelbſt, und ſangen Wahrſagungen und Beſchwörungen.

Gewiß iſt die Zahl ſo unglücklicher Menſchen durch die rechtmäßige Ausſetzung ungeſtalter Kinder ſehr vermehrt worden, ob ſich gleich annehmen läßt, daß dieſes Geſetz nie ſo ſtreng ausgeübt iſt, als es dem Römer frei ſtand. Eine gottloſe Gewinnſucht nahm ſich der Unglücklichen an, ſchuf ſie noch mehr zu Krüppeln um, und ſandte ſie dann auf Gewinn aus.

Die Sklaven der Römer

wurden von ihren Herren auf eine ſo verſchiedene Art behandelt, daß ſich über die Lage derſelben im allgemeinen gar nicht abſprechen läßt. Es hing von ihnen ſelbſt ab, ſich dieſelbe zu erleichtern oder zu erſchweren, ihr Charakter, ihre Geſchicklichkeit und Kenntniſſe konnten ihrem Schickſal eine ſehr vortheilhafte Wendung geben.

Zu Cäſars Zeit war die Zahl derſelben in allen Familien, die nur einiges Vermögen beſaßen, ſehr

groß. Sie gehörten zum Prunke der Römer, und mehrere Familien zuſammen hätten von ihren Leibeigenen ein nicht unbedeutendes Heer aufſtellen können. Gleichwohl hat man in Rom ſelbſt nie von einer Sklavenrebellion gehört.

Das ganze innere Hausweſen der Römer war ihnen anvertraut, und ſie bildeten in dem Hauſe des Herrn einen kleinen Staat, deſſen Deſpot ihr Gebieter über Leben und Tod war. — Ein großer Theil derſelben befand ſich gewöhnlich auf großen Landhäuſern der Römer außer Rom.

Es giebt kein Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein Römer durch Sklaven eine Revolution hätte bewirken wollen. — Faſt ſollte es ſcheinen als hätten die freien Weltbeherrſcher ſich dazu ſo leicht erkaufen laſſen, daß man keine Sklaven bedurfte.

Je mehr der Luxus ſtieg, deſto mehr Aufmerkſamkeit und Thätigkeit forderte der kleinſte Dienſt, und dadurch wuchs die Zahl der Sklaven. Man verlangte ſie zugleich von verſchiedenen Nationen, und unter Auguſt ſchon aus Indien. — Daß ſie oft im Solde des Laſters ſtanden, zeigt der ſchnelle Wachsthum manches Freigelaſſenen, und am unwiderſprechlichſten die Geſchichte eines Sejan.

Außer den Römern hielten aber die Sklavenhändler eine große Menge, die ſie, ſchön geſchmückt

und durch eine Menge von Täuschungskünsten aufgeputzt, auf einer Bühne feil boten. — Ein Täfelchen am Halse verkündete ihr Vaterland, ihre Eigenschaften und ihren Charakter, wonach der Preiß bestimmt ward Sklaven aus barbarischen Ländern waren die wohlfeilsten, Griechen die theuersten. Diese gehörten lange Zeit zu den gebildetsten Einwohnern Roms. Doch gehörten dazu auch

die Fremden,

welche sich für einige Zeit in Rom aufhielten, oder daselbst niedergelassen hatten. Zu ihnen zählte man alle freien Ausländer, welche die Stadt bewohnten. Je mehr sich Rom und sein Gebiet ausdehnte, um desto größer mußte sein Verkehr mit dem Auslande, und eben darum die Zahl seiner ausländischen Bewohner werden. Sowohl Handel als Provincialangelegenheiten, auch die Größe und der Glanz der Stadt, zogen Reiche welche hier nur genießen, und Arme die mit ihren Talenten hier gewinnen wollten, an. Der Grieche, der in seinem Vaterlande verarmte, ward hier Erzieher, ohne Sklav zu werden, trat als Lehrer der Beredsamkeit auf, lehrte die Philosophie seiner Schule, oder Tanzkunst und Fechten. — Ihre

Rechte waren bei weitem nicht die der Bürger, sie mußten daher immer einen Beschützer unter den mächtigen haben, der ihre Angelegenheiten zu den seinigen machte. Ganze Nationen und Landsmannschaften hatten oft eine sie protegirende Familie. — Sie durften übrigens nicht in der Toga erscheinen, sondern trugen die Kleidung ihres Vaterlandes. Der einzelne Fremdling ward in Rom mit der Achtung behandelt, die man seiner Nation schuldig zu sein glaubte. — Ein besonders für sie bestimmter Prätor schlichtete ihre Processe. — Mehr als einmal wurden sie plötzlich verwiesen.

Es muß uns schwer fallen, ein lebhaftes Bild von dem Gewühl, welches in den Straßen dieser Hauptstadt der Welt auf und abwogte, vor unsre Phantasie zu stellen. — Rom war nichts ohne seine Provinzen, die großen Kraftäußerungen der Nation wären nicht entstanden, wenn nicht Provinzen aufgeboten wären. Denn der Staat, die Heere, die Unterdrückung und Freiheit, Habsucht und Luxus, alles erhielt erst durch sie sein Dasein und sein Gewicht.

Um sich von den auswärtigen Geschäften der Römer einen Begriff zu machen, muß man das Auge auf

werfen. Man darf nur die Grenzen bestimmen, und die große Zeichnung fällt auch bei dem jetzigen Verfall dieser einst so blühenden, und während ihrer Blüte von den Römern beherrschten Staaten auf.

Drei Welttheile gehörten zu ihrem Gebiet; wo man Länder entdeckt hatte, da war Rom bekannt und gefürchtet. Vom Euphrat, vom taurischen und caucasischen Gebirge und dem rothen Meere bis an die Saulen des Herkules und des atlantischen Meeres war alles ihnen zinsbar. Vom Rhein und der Donau, wo unsre tapfern Ahnherren ihre eroberungssüchtigen Waffen zerbrachen, über das Mittelmeer hin, bis in die jetzt noch unbekannten Gegenden des mittlern Afrika's dehnten sie ihren Scepter aus. Die blühenden Reiche Syriens und Pontus, der schwelgerische Staat von Pergamus, Persien, Colchis, Judäa und Phönizien, waren ihnen in Asien unterthan, Griechenland und seine Inseln gehorchten ihnen, Gallien und das reiche Spanien war ihnen zinsbar, und in Afrika geboten sie von Aegypten bis an die westliche Küste über alle die Länder welche einst Carthago, Jugurtha, Massinissa und Syphax beherrscht hatten.

Und wie herrschten sie?

Die Provinzialregierung

der Römer wird in der Geſchichte als ein Beiſpiel des Uebermuthes von der einen, und der ſklaviſchen Duldung von der andern Seite immer merkwürdig bleiben. Einem einzigen wurde die Provinz anvertraut, der als Deſpot mit einem anſehnlichen Gefolge ſich dahin begab, und um welchen Rom ſelbſt ſich ſo lange nicht bekümmerte, als er die Gefälle, welche von dieſem Lande erwartet wurden, richtig in die Staatskaſſe lieferte. Das Schickſal der Provinzialen lag ihm nicht am Herzen, und es entſtand nie die Frage, ob er das Land ausſauge? — Und gleichwohl war dies gewöhnlich geworden, der reiche Bürger Roms verſchwendete ſein Vermögen in Spielen und öffentlichen Luſtbarkeiten die er dem Volke gab, überzeugt daß er dadurch eine Provinz erhalten würde, die ihm weit mehr als das verſchwendete eintragen muſte. Der Proceß des Verres gab dem Cicero Gelegenheit das Schickſal von Proconſuln deſpotiſirter Provinzen auf das furchtbarſte zu ſchildern. Uns beweiſen die permanenten Gerichtshöfe über Geld-erpreſſungen und Provinzendruck (judicia perpetua de repetundis) daß dieſe verbrecheriſche Behandlung eben ſo gewöhnlich als empörend war. Gleichwohl wurde nicht jeder angeklagt, nur der,

welcher den, durch das Herkommen geheiligten, Druck zu laſtend machte, nur die, welche in Rom Neider und Feinde fanden, die ihnen die Mittel zur Uſurpation der Volksgewalt, welche ſie in der Provinz erpreßt hatten, aus den Händen reißen, und ſo mit einem Schlage ihre Plane niederwerfen wollten. Denn auch bei dieſem Proceß muſte eine Anklage ſtatt finden, und dieſe erhob entweder der Patron der gemißhandelten Provinz, oder der Feind des zurückgekehrten Proconſuls.

Da man dieſe Provinzen nur auf einzelne Jahre decretirte und übertrug, ſo kehrte in der Habſucht eines neuen Vicekönigs alljährlich eine neue Plage in die Provinz. Kein Wunder daher daß ſie, als die römiſche Macht ihnen minder furchtbar ward, als gewaltige Nachbaren ihnen Unterſtützung boten, den Fremdling gern aufnahmen, der nicht grauſamer als ihr alter Tyrann ſein konnte.

Je ausgeſognet aber die Provinzen waren, um deſto mächtiger und glänzender ward Rom. — Alles was Ehrgeiz und Habſucht ſchmeichelte, ward dahin gezogen, und Künſte und Wiſſenſchaften die Begleiter und Diener des Luxus folgten. Gewaltthätig ſchleppte man alle Kunſtwerke aus den Provinzen nach der Hauptſtadt, und die gebil-

deten Köpfe eilten dahin wo ihnen Achtung und Unterhalt ward.

Die römiſche Kunſt und Litteratur gleicht in jeder Rückſicht einer Ausgewanderten, die mit allen Eigenthümlichkeiten ihres Mutterlandes, ſich in der Fremde niederließ. Römiſcher Charakter iſt in ihr nicht zu erkennen, es iſt der griechiſche Genius der uns überall begegnet.

Die Geſchichte der Menſchheit und ihrer Bildung hat durch dieſe ängſtliche Nachahmung des griechiſchen Geiſtes in den Wiſſenſchaften und Künſten Roms ein wichtiges Dokument verlohren. Die in dieſem kriegeriſchen und männlichen Staate durch ſich ſelbſt entſtandene Kunſt, die hier gebildete Wiſſenſchaft würde den Stempel einer ganz eignen Originalität tragen.

Ein neues Unglück für Rom war, daß nicht Römer die Wiſſenſchaften und Künſte aus ihrem Mutterlande Hellas herüber holten, daß Fremdlinge ſie brachten, daß ſie wie ein ausgetretener Strom alles überſchwemmten, und zu einer Zeit, wo der Römer noch nicht im Stande war, den Werth deſſen einzuſehen, was er erhielt. Seit Syrakus und Korinth erobert waren, ſeit man mit dem geſammten Griechenlande und den Meiſterwerken ſeiner Künſtler bekannt ward, ſchleppte

man alles nach Rom, was entweder durch innern oder äußern Werth reizte. Man schmückte zuerst die Tempel der Götter und die öffentlichen Plätze der Stadt, bald aber setzte auch der Bürger seinen Stolz in den Besitz von Kunstwerken, von denen er höchstens den Werth der Masse verstand. — Es ist ein merkwürdiger Unterschied, der zwischen dem Römer und Griechen in Rücksicht der Bildung des Gefühls für das Schöne statt findet. — In Athen hatte alles Sinn und Verstand für den feinsten Ausdruck, für den leisesten Uebelstand, alles ward von den Bildsäulen der Helden und von den Gemälden ihrer Thaten, welche die Hallen schmückten, angezogen und begeistert, und durch dieses feine Gefühl für das Schöne allein, nicht durch grübelnde Spekulation, hob Hellas sich zu dem Gipfel der Humanität, den noch keine andere Nation erstiegen hat.

Wie anders dagegen in Rom! Kaltes Staunen bei der Menge statt theilnehmender Bewunderung, nirgends eine Spur von Verwandtschaft zwischen dem Geiste des Künstlers und seines Bewunderers. Nur bei Einzelnen erlerntes Mitgefühl, welches bald in den Stolz antiquarischer Gelehrsamkeit sich verlohr. — Auch dieser Kenner der Werke eines Phidias und Praxiteles war Zu-

ſchauer bei gladiatoriſchen Spielen, ſah mit Vergnügen Fechter auf Tod und Leben unter einander oder auch mit reißenden Thieren da kämpfen, wo der griechiſche menſchliche Genius in den edlen Werken ſeiner Zöglinge gegenwärtig war. — Die Bekanntſchaft mit entfernten Nationen konnte den Geſchmack verderben, aber nicht verfeinern, und führte geradezu den ſchwelgeriſchen Luxus ein. Als die Römer mit Aſien vertrauter wurden, als ſie in die Länder des Erbfeindes aller Griechen drangen, und die Sitten der Weichlinge annahmen, die ſie ſo eben überwunden hatten, da entfloh der Genius Griechenlands, und ließ für weitere Nachkommen und Fremdlinge die Denkmale zurück, zu denen alles, was Humanität ſchätzt und wünſcht, mit heiliger Andacht wallfahrtet.

Was die Wiſſenſchaften in Rom betrift, ſo ſind auch dieſe nie ausgebreitet geweſen, und der Römer entzog ſich dem Staate, der ihm ſo viel verſprach und gewährte, ungern, um ſich ihnen zu widmen. Es war Sprachgebrauch in Rom, alle Thätigkeit des Geiſtes, die nicht in der genaueſten Verbindung mit dem Vaterlande ſtand, Unthätigkeit, Muße (otium) zu nennen. Dieſe fand der Große auf ſeinen prächtigen Landſitzen, wohin ihm ſpäterhin, ſtatt der Muſen, Luxus,

Schwelgerei und Laſter folgten. In keinem Fache originell, ſind die Römer in wenigen nur groß geweſen, und in allen unter ihren Muſtern, den Griechen geblieben.

Was die Lage des Staats vorzüglich bewirkte, war eine fleißige Uebung in der Beredſamkeit. Auch hierin waren Griechen ihre Lehrer und Vorbilder. Faſt alle Rhetoren, deren es in Rom ſo viele gab, und zu denen ein jeder in die Schule ging, der durch Vortrag und Beredſamkeit einſt im Staate glänzen oder mächtig werden wollte, waren urſprünglich Griechen, Zöglinge der Weltweiſen. — Philoſophie unterſtützte das Studium der Beredſamkeit, obgleich diejenige nicht ſo ſehr, welche zuerſt in Rom einzog und Anhänger fand, weil ſie mit dem alten rauhen Charakter der Römer mehr übereinſtimmte, die ſtoiſche. — Das Syſtem der Entſagung, welches ſie vortrug, paßte ganz für Menſchen, welche noch nichts vermißten, und die Verſchmähung alles Schmucks und aller Grazie eignete es denen ganz zu, die mit beiden ganz unbekannt, und für ſie gefühllos waren.

Mit dem erwachenden Gefühl für feinere Freuden des Lebens, bei der näheren Bekanntſchaft mit den Künſten, und mit dem ſich hinter ihnen herdrängenden Luxus, verſchwand zugleich mit dem rauheren

rauheren römiſchen Charakter die Vorliebe für das ſtoiſche Syſtem. — Die einwandernden Griechen, welche immer das Schöne mit dem Guten zu vereinigen ſtrebten, brachten gefälligere Wahrheiten, trugen ſie anziehender vor, als die Schule der Stoa, und freuten ſich bald einer Menge von Anhängern. Vorzüglich die Schule Artiſtipps und die gefälligen Zöglinge Epicurs. — Wenn man bei der Betrachtung der herrſchenden Philoſophie nicht ſo wohl auf das ſehen darf, was gelehrt, als was praktiſch ausgeübt wird: ſo iſt das Syſtem der Epicuräer das ausgebreitetſte und beliebteſte in Rom. Nicht das ihres Lehrers Epicur, der die Glückſeeligkeit in reuloſe Ruhe und Selbſtzufriedenheit ſetzte; ſondern ſeiner Zöglinge, die das unbeſtimmte Wort: Vergnügen, zur Beſchönigung jeder Schwelgerei und Sinnlichkeit mißbrauchten.

Einzelne Catonen, dem altrömiſchen Charakter mit einem gewiſſen Stolze treu, machten einen ſonderbaren Contraſt, jedoch mehr in den Grundſätzen, als in den Handlungen.

Schwankend ſtehn zwiſchen beiden die Akademiker in der Mitte, die den Ernſt der Stoiker mit der Grazie der Epicuräer vereinen. — Hie und da drängen ſich cyniſche Sonderlinge hervor,

deten Zahl sich später durch die Stoiker sehr vermehrte, die, um desto greller von den Epicuräern abzustechen, sich mit der Sekte Diogens vereinten.

Der Charakter der Römer

ist, wie überall der Charakter einer ganzen Nation, sehr schwer zu bestimmen. Die Züge, welche, von den einzelnen Individuen entlehnt, auf das Ganze passen, sind immer nur sehr allgemein und flach, und dulden dabei eine Menge von Ausnahmen. Indessen ist die römische Nation keine von denen, die nicht durch hervorstechende Eigenthümlichkeiten sich auszeichnete, die aber freilich in der Periode, in welcher wir sie betrachten, durch eine fast allgemeine Nachahmung des Auslandes und seiner Schwächen verschwunden waren.

Nicht ganz so rauh und allein dem Kriege gewidmet, wie der Spartaner, ist der Römer doch beides mehr, als irgend eine andere gebildete Nation der alten Welt. Der Ruhm des Siegers galt ihm so lange als der höchste, so lange Ruhm überhaupt gesucht ward; später schätzte man ihn nur, in sofern er als Mittel zu dem Zwecke der Hab- und Herrschsucht diente. Nicht das Verdienst, welches friedliche Thätigkeit daheim sich um das Vaterland erwirbt, sondern den auffallenden Glanz

des Redners und Volkslenkers ſuchte man; und wenn ein Feldherr ſich hervorthat, ſo ſorgte er, durch eine Menge von Beute, durch gefangene Könige, und durch die glänzendſten Triumphe, das Volk von ſeiner Tapferkeit zu belehren. Wenn einſt die Diktatoren vom Pfluge gerufen, mit dem Ruhm ihrer Großthaten und dem Danke ihrer Mitbürger zufrieden, zum Pfluge zurückkehrten, ſo verſäumte jetzt der Feldherr nicht, die Lorbeern ſeiner Verdienſte in Rom zu ſammlen, in der Abſicht, ſie bald um ein Diadem zu ſchlingen.

Von alle dem, was ſonſt den freien Römer charakteriſirte, war nichts als ein gränzenloſer Stolz übrig, der den geringſten wie den höchſten beſeelte. Sie ſelbſt, die Freiheit, hatte ſich in eine ſolche Zügelloſigkeit verwandelt, daß der edlere Theil der Bürger ſie auszuüben ſich ſchämte, der feile käufliche aber um ſo eiferſuchtiger darauf hielt. Eine Nation, welche die Freiheit nicht anzuwenden verſteht, iſt ihrer unwerth, und bewirkt ſich ſelbſt den Verluſt derſelben. Seit Sylla, ſprach man in Rom nur von Freiheit, das Volk war ein Ball einzelner Uſurpatoren, und gab ſich dem Meiſtbietenden Preis. Man ſchätzte die Freiheit und ihre Rechte nur, weil ſie bezahlt wurden.

So viel Denkmale der Künste, so viel Lehrer der Wissenschaften auch in Rom versammlet waren, so blieben jene doch unverstanden, diese auf einen kleinen Kreis von Geweihten eingeschränkt. Das Volk, bis in die tiefern Klassen hinab, war in Rom stets ungebildet, und alle seine Vergnügungen mußten den Geist unterdrücken, der auch den geringsten Athenienser beseelte. Eine ungebildete Nation (wenn nicht Lycurgs Gesetze sie beherrschen) wird nie sich selbst regieren, nie die Freiheit erhalten, wenn sie dieselbe besitzt, nie sie erringen, wenn sie darnach strebt.

Statt des ehemaligen Patriotismus fand man überall Eigennutz und Selbstsucht, nirgend ein Gedanke an das Ganze des Staats und an Vaterland. Daher war es nothwendig, daß einer aufstand, der im Wohl des Ganzen das seine fand, und dem das Vaterland als Eigenthum an dem Herzen lag. Die Bürger, welche ihre Sorge dem Vaterlande entziehen, verdienen, daß einer sich dieses Vorrecht anmaße, und eben dadurch sich zum Herrscher, und sie zu Sklaven mache.

Der

Römer als Bürger

in ſeinen

Verhältniſſen zum Staate

betrachtet.

Römiſche Conſtitution.

I.

Erklärung der Rechte eines römiſchen Bürgers.

Jus Quiritium. Civitas.

Unter Romulus waren alle Bewohner Roms Bürger deſſelben. Das Bürgerrecht wurde jedem Fremdlinge, der ſich daſelbſt anſiedelte, zu Theil. Die Rechte, welche man hier verſchwendete, waren aber auch nicht von gleichem Werthe mit denen, die ſpäterhin ein koſtbarer Lohn für Verdienſte wurden.

Zu dieſer Zeit gehörten zu den Bürgern nur die freigebohrnen, die aus einer rechtmäßigen Ehe zwiſchen einem Römer und einer Römerin erzeugt, und nie geſetzmäßige Leibeigene eines andern geweſen waren. — Der freie Römer gehorchte nur dem Geſetze, welches er ſelbſt gab; ſelbſt der

Obrigkeit, die er bestellt hatte, war er nicht unterthan.

Diese Freiheit von aller Knechtschaft, und von der Tyrannei gebietender Obern, ist das erste Vorrechte des Römers. Kein Diener des römischen Staats konnte über die Mitglieder desselben eine Lebensstrafe verhängen, und gegen Mißhandlungen derselben schützte den Bürger die Appellation an das Volk, oder die Aufrufung der Tribunen. Der Druck der Gläubiger, unter welchem die Schuldner seufzten, schuf diese Rechte, die sich auf die Vernichtung der Schuldengesetze in den zwölf Tafeln gründen; und es war die heiligste Pflicht der Tribunen, jeden Hülfeflehenden in den Schutz ihrer Unverletzlichkeit zu nehmen.

Dem Bürger allein mußte nach römischem Gefühl alles an der Erhaltung des Staats liegen, der ihm so große Vortheile gewährte. Daher gehörte, nach dem Gesetz nur dem Bürger

das Recht, den Staat zu vertheidigen (jus militiae), und

das Recht, den Staat durch Abgaben zu unterstützen, und zu erhalten (tributum).

Beide veräußerte das entartete Volk, indem es Miethstruppen in den Sold nahm, und seine Na-

tionaltruppen ſich für Beute und Ländereien an Uſurpatoren verkauften, — auf der andern Seite aber ſich von allem Tribute frei ſprach, und ihn doppelt aus den Provinzen zog.

Für die Vertheidigung und Erhaltung des Staats bekam der Bürger aber das Recht, ihn zu beherrſchen. Jeder Bürger hatte in den Verſammlungen des Volks ſeine Stimme, und war ein Mitglied der geſetzgebenden Gewalt.

Eben ſo hatte er das Recht, als Geſchäftsträger des Staats in die exekutive Gewalt zu treten, und jede Staatswürde zu bekleiden. Zwar maßten ſich die Patricier anfangs alle dieſe Würden an, aber der Muth der Plebejer entriß ſie ihnen bis auf wenige, die faſt allein: Titel und nur dem Aberglauben wichtig waren.

Um alle dieſer Rechte zu genießen, mußte der Bürger unter einer gewiſſen Abtheilung (tribus) in die Bürgerrolle eingetragen ſein. Hier wurde er bei dem Cenſus verleſen, und mit ihr bewieß er ſein Eigenthumsrecht auf die Würde eines römiſchen Bürgers.

Ueberdem konnte nur der Bürger ein Geſchlecht (gens) mit allen daran haftenden Rechten der Erbſchaft bilden. Er allein konnte Hausvater ſein, und die faſt gränzenloſen Rechte der väterlichen Ge-

walt nach seiner Willkühr üben; er allein konnte ein gesetzmäßiges Grundeigenthum besitzen, Testamente machen und beerben. Auch war nur den Bürgern vergönnt, sowohl an den öffentlichen religiösen Feierlichkeiten Antheil zu nehmen, als auch eine besondere häusliche Götterverehrung zu haben.

Nicht jeder römischer Bürger genoß dieser Vorrechte in ihrer ganzen Kraft; die niedrigste Klasse derselben, unfähig, zur Erhaltung des Staats etwas beizutragen, war auch von dem Rechte, ihn zu vertheidigen, ausgeschlossen, und durfte auf die Ehrenstellen keine Ansprüche machen. Doch dauerte dies nur so lange, als der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern statt fand.

Zu dem Bürgerrechte gelangte man, entweder durch Geburt von einem Römer und einer Römerin, oder durch eine gesetzmäßige Entlassung aus der Sklaverei, welche aber nur den Eintritt in die städtischen Tribus verschafte; oder durch eine feierliche Schenkung, wo das ganze Volk entweder einem einzelnen oder ganze Völker damit belohnte. — Die Kaiser boten das unter ihnen unbedeutende römische Bürgerrecht feil.

Veräußern konnte seine Rechte nur der Bürger selbst, keine Gewalt war im Stande sie ihm zu

entreißen. Die Verbannung — welche in der Sprache des römiſchen Geſetzes die Unterſagung des Feuers und Waſſers heißt, ſo wie eine Gefangenſchaft, in welche er durch den Krieg oder andere Unglücksfälle gerathen mogte, konnten ihm nur die Ausübung dieſer Bürgerrechte nehmen.

Wenn das Volk in ſeinen Verſammlungen über das Leben eines Bürgers entſchied, — und dies konnte, ſeit Gracchus, niemand als die Nation ſelbſt — ſo nahm man an, daß der Beklagte, welcher zum Tode verurtheilt wurde, ſich durch ſeine Verbrechen des römiſchen Bürgerrechts unfähig gemacht, und eben darum das Volk zu dieſem Urtheilsſpruche berechtigt habe. Verbrechen waren alſo eine freiwillige Entſagung aller Rechte.

Weil man die Ehre, ein Bürger des weltbeherrſchenden Roms zu ſein, für die höchſte hielt, zu welcher der Wunſch ſich erheben konnte, ſo wurde die Annahme des Bürgerrechts in einem auswärtigen Staate für eine Entſagung des römiſchen Bürgerrechts gehalten. — Der römiſche Bürger konnte nicht zugleich Mitglied eines andern Staates ſein.

Anhang.

Als Rom seine Macht weiter ausdehnte, sich mit seinen besiegten Nachbarn näher vereinte, und die entfernten Staaten unterjochte, da knüpfte es seine Unterthanen näher an sich, indem es ihnen, zum Theil unter dem schmeichelhaften Titel der Bundsgenossen, einigen Antheil an den Vorrechten seiner Bürger gab. In der That wird dadurch nichts anders, als ihr oft lästiges Verhältniß gegen Rom bezeichnet.

Das latinische Recht (jus Latii) war das Eigenthum der nächsten Nachbarn von Rom, die einst Mitglieder des latinischen Bundes waren, an dessen Spitze sich Rom stellte. Sie durften, wenn sie aufgefordert wurden, in den Versammlungen des Volks ihre Stimme geben, und alle die, welche in ihrer Mutterstadt höhere Staatswürden bekleidet hatten, waren eben dadurch römische Bürger geworden. — Usurpatoren vermehrten sehr oft durch Schenkungen diese Rechte, um ihre Partheien zu verstärken, und so kam's, daß alle latinische Bundsstädte später das römische Bürgerrecht derer erhielten, die zu der niedrigsten Klasse gehörten.

Das **Italiſche Recht** umfaßte alle übrigen Bewohner Italiens. Ohne zu Rom in Volksverſammlungen ihre Stimme geben und durch Staatswürden in der Heimat ſich zum römiſchen Bürger emporſchwingen zu können, hatten ſie von den Vorrechten des römiſchen Bürgers nur das der Vertheidigung derſelben und der Abgaben. — Nicht zufrieden mit dieſem Schein von Vorrechten, forderten ſie ſpäter auch Antheil an den übrigen und erhielten Bürgerrechte.

Die **Municipien** (einzelne Städte, denen die Römer Antheil an ihren Bürgerrechten vergönnten) hatten bald mehr bald weniger dieſe Vorrechte. Einige hatten Stimmrecht und Anſprüche auf Staatswürden, andere, von welchen die Stadt Cäre die erſte war, welche dieſe Einſchränkung erfuhr, nur das Recht Truppen zu ſtellen. Es hing dies von ihrer Annahme der römiſchen Geſetze ab.

Verſchiedenheit der Bürger Roms.

An Gleichheit der Rechte und des Standes der Bürger dachte man in Rom nicht, und als die erſte mit der Demokratie einzutreten ſchien, als Patricier und Plebejer aufhörten bedeutend zu

ſein, da verſchwanden doch die Namen nicht ganz, und ſtatt ihrer hob ſich ein neuer mächtiger Unterſchied hervor, die Nobilität. — Beide Vorzüge konnten durch die Geburt erlangt werden, das Patriciat allein durch die Geburt, die Nobilität auch durch Verdienſt. Sie gleichen inſofern unſerm Adel, ſelbſt darin, daß die Nobilität des Verdienſtes der der Geburt nachſtand, indem man denjenigen, welcher ſich zuerſt durch ſich ſelbſt zu ihr emporſchwang, mit einer Art von Spott (novus homo) einen neuen Mann nannte.

Patricier

war ein jeder, der aus einer Familie ſtammte, welche vor Alters ſchon Mitglieder des Senats, und eben darum auch Verwalter des Staats in den verſchiedenen Aemtern deſſelben geliefert hatte. — Romulus trennte ſeine Bürger ſchon auf dieſe Art, indem er die Senatoren ganz von den übrigen unterſchied. Der Titel der Senatoren, Väter, (patres) gab wahrſcheinlich dem Unterſchiede dieſen Namen, ſo wie eine gewiſſe Verächtlichkeit, mit welcher die Patricier auf diejenigen herabſahen, die es nicht waren, dieſen den Namen der Plebejer verſchafte.

Mit dem Patriciat waren in den ältern Zeiten die größten Vorrechte verbunden, denn nur ſie

konnten in die verſchiedenen Aemter des Staats treten, ſie allein konnten Feldherrn, Verwalter des Staats und der Gerechtigkeit, wie auch Prieſter werden; ſie allein hatten das Recht, Auſpicien, religiöſe Forſchungen der Zukunft, welche in dem abergläubiſchen Rom jeder wichtigen Unternehmung vorausgiengen, anzuſtellen. — An dieſe Würde war überdem das Patronat geknüpft, welches den Plebejer mit ſeiner ganzen Freiheit in den Schutz, d. h. in die Willkühr eines Mächtigen warf. — Die ganze Geſchichte Roms iſt eine Darſtellung der ununterbrochenen Kämpfe beider Partheien gegen einander, die ſogleich ausbrachen, als die Geduld der Plebejer dem Drucke der Patricier nicht mehr gewachſen war. — Die Unterdrückten ſiegten, ſie traten in alle Rechte ihrer Unterdrücker, und dieſe, denen nur zu wenig blieb, behielten den Namen als Eigenthum für ſich, in der Hoffnung, ihn künftig wieder geltend zu machen. — Seit dieſer Zeit finden ſich in Rom Senatoren und Staatsbeamte, die dieſer Würde ungeachtet Plebejer ſind, und ſein wollen. Ja, als die Plebejer anfiengen, die mächtigern zu werden, ließen mehrere Patricier ſich durch Adoption in plebejiſche Familien aufnehmen.

Diese Aristokraten Roms hatten ihre Würde wieder in verschiedene Klassen getheilt. Alte Patricier (Patricii majorum gentium) nannten sie diejenigen, welche aus den Familien derer stammten, die vom Romulus in den Senat waren aufgenommen worden; neue Patricier aber die, welche später erst dem Senate einverleibet waren, und welche, ehe sie in dieser Versammlung aufgenommen wurden, zu Patriciern erhoben sein mußten. — Der Adelstolz erzeugt unter jedem Himmelsstriche gleiche Erscheinungen. -- Die Kaiser verschenkten das Patriciat, wie — einen Titel.

Die Nobilität

entstand, als das Patriciat gesunken war. Durch das Verschwinden dieses Unterschieds war eine Art von Gleichheit wenigstens in den Rechten unter den Bürgern Roms eingeführt, und wenn diese Nobilität gleich einen neuen Unterschied schuf, so that sie doch vieles um den alten tyrannischen Unterschied der Patricier und Plebejer vollends zu stürzen.

Das Volk ertheilte jedem seiner Staatsbeamten, wenn er eine der höchsten Würden bekleidet hatte, das Recht, sein Bild in der Vorhalle seines Hauses aufzustellen (jus imaginum). Wer dieses

Recht

Recht hatte, war Nobilis; besonders wenn es schon von seinen Ahnen auf ihn gekommen war; er war homo novus, wenn er es sich selbst verdankte. So hing die Nobilität an der Würde, welche der Staat ertheilte, und diese Bildsäulen, die man bei Leichenfesten und andern Feierlichkeiten zur Schau umhertrug, waren nur das Zeichen.

Als die Plebejer das Recht der höchsten Staatsämter erkämpften, ward ihnen auch die Nobilität, und dieser neue Glanz fiel gleichstrahlend auf das Verdienst des Plebejers und des Patriciers.

Die Art, wie der Römer an der Ausübung der Souveränitätsrechte der Freiheit Antheil nahm, ward eine neue Bestimmung eines Unterschieds zwischen den Bürgern, und hieß in der Sprache des römischen Staatsrechts

der Stand oder Rang (ordo).

Denn der Römer saß entweder im Senat, und gehörte alsdann zum senatorischen Stande (ordo senatorius), oder er übte als Privatmann seine Freiheitsrechte nur durch die Stimmengebung in den Volksversammlungen aus, alsdann gehörte er zum Volk, (ordo popularis). Die Ritter, durch Gracchus zu einem besondern Stande erhoben (ordo equestris) standen zwischen ihnen in der

Mitte. Ihnen waren die Gerichtshöfe der Nation anvertraut, und so hatten sie, wenn auch nicht an der gesetzgebenden doch an der ausübenden Gewalt vorzüglichen Antheil.

Der Senatoren

waren in dem entstehenden Rom nur hundert, bei der Vereinigung des jungen Staats mit den Sabinern aber stieg schon unter Romulus ihre Zahl auf zweihundert. Tarquin, der Tyrann, den diese Versammlung der reichsten und auf ihre Ahnen und Macht gleich stolzen Familien einschränkte, ließ sie aussterben, so daß der erste Consul nach seiner Vertreibung eine Menge von Plebejern aufnehmen mußte, deren Ahnherrn er, um den Rechten des Patriciats keinen Eintrag zu thun, in die Liste der Patricier eintrug. — Nachher ward die Zahl der Senatoren immer schwankender. Cäsar ließ sie bis zu tausend anwachsen, aber August verminderte sie.

Die Wahl der Senatoren war anfangs dem Könige überlassen, dann ward sie ein Vorrecht der Consuln, und von diesen ging sie auf die neue Würde der Censoren über. Um von ihnen in die Liste derselben eingetragen zu werden, wurde in den ältesten Zeiten eine patricische Herkunft erfor-

dert; nachher ſtand auch Plebejern die Thür der Curie offen, und gewöhnlich wählte man die Senatoren aus den Rittern. Doch war es nothwendig, daß derjenige, welcher erwählt werden ſollte, eine nahmhafte Summe in Vermögen hatte, weil der Senator von der Nation nicht beſoldet ward, und jeden Aufwand, den dieſe Würde erforderte, aus ſeinen eignen Mitteln beſtreiten mußte. Anfangs war dieſe Summe auf 800000 Seſtertien beſtimmt; ſie wuchs mit dem Vermögen der Bürger und dem allgemeinen Reichthum des Staats bis zu 1200000 Seſtertien. Der Reichthum war aber nicht hinreichend. Der Römer, welcher ſeinen ehrwürdigen Senat von jedem Makel frei wiſſen wollte, ſah auch darauf, wie dies Vermögen erworben war. — Ueberdem heiſchte das Geſetz für die Mitglieder des Raths der Alten eine beſtimmte Anzahl von Jahren, — wenigſtens dreißig, und man ſah darauf, ob der Bewerber dem Staate ſchon in irgend einem ſeiner höheren Aemter Dienſte geleiſtet hätte. Da die Quäſtur diejenige Würde war, mit welcher der junge Römer ſeine politiſche Laufbahn begann, da die, welche ſie bekleideten, während dieſer Zeit bei den Verſammlungen des Senats gegenwärtig waren, ſo überging man ſie ſelten. — Das Zeichen der Auf-

nahme in den Senat war die Eintragung des Namens in die Liste der Senatoren von der Hand des Censors, der bei dem Census — der allgemeinen Musterung — diese Liste ablas. — Eben diese Senatsrolle entschied auch über die Verstoßung aus diesem Collegium. Der Censor hatte das Recht, jeden, den er dieses erhabenen Sitzes unwürdig fand, zu entfernen, doch mußte er seine Gründe angeben. Die Entfernung geschah durch die Auslassung des Namens, und war entehrend, sobald Verbrechen sie verursachten, ohne Schande aber, wenn etwa Schmälerung des Vermögens der Grund davon war.

Zu den äußern Auszeichnungen der Senatoren gehörten, außer dem Ehrensitze bei öffentlichen Schauspielen im Theater und Amphitheater, ihre Kleidung. Diese bestand in einem Unterkleide (Tunika) welches mit einem breiten Purpursaume eingefaßt war, und in einer Fußbekleidung von schwarzem Leder, auf deren Riemen eine silberne oder elfenbeinerne Spange in der Form eines halben Mondes saß. Wir können nicht bestimmen in welcher Gegend des Fußes sie angebracht wurde, da die Denkmale uns hierüber nicht belehren. Eben so ist es wohl mehr witzig als wahr, daß die Figur C auf die ursprüngliche Zahl der Senatoren

deute. — Uebrigens war der Ausdruck: die Schuhe wechseln, wenn er von einem Senator gebraucht wurde, so wenig er es zu sein scheint, von einer sehr unangenehmen Bedeutung; denn der Senator, der aus dieser Versammlung entfernt wurde, muste alle Ehrenzeichen seiner ehemaligen Würde ablegen.

Die Ritter

wurden erst durch Gracchus im J. d. St. 631 in einen besondern Stand umgeschaffen.

Vorher bildeten sie die Reuterei der Römer und dienten bei den Legionen. Sie gehörten nach der Servischen Eintheilung in Centurien, in die erste Classe der Bürger. Damals gab der Senat ihnen das Pferd (equus publicus) auch den Unterhalt für dasselbe, und ob sie gleich sehr oft von dem Feldherrn ernannt wurden, so standen sie doch unter der Aufsicht der Censoren.

Der alljährliche feierliche Aufzug zu Pferde (annua transvectio) in welchem die Ritter am 15ten Julius sich vom Tempel des Mars nach dem Forum begaben, wo vor dem Heiligthume der ritterlichen Dioskuren die Censoren saßen, war in den ältern Zeiten die Gelegenheit der Musterung, ward aber später ein eben so glänzendes als leeres Gepränge.

Der Ritter erschien dabei in voller Waffenrüstung zu Roß vor den Censoren, und stieg ab. Diese musterten sowohl ihn als auch seine Waffen und sein Roß mit der strengsten Genauigkeit, und hatte er ihren Beifall, war seine Tapferkeit wie sein Betragen untadelhaft, hatte er nichts von alle dem, was zu seinem Dienste gehörte, vernachläßigt, so ertönte die Formel: Führe dein Pferd weiter (traduc equum). — Fand dies aber nicht statt, verstießen die Censoren den Ritter aus der Zahl der Reuterei, so sagten sie: Verkaufe dein Pferd (vende equum), und mit diesem einsilbigen Richterspruche war alles entschieden.

Bei der spätern Umschaffung dieses Standes aber verlohren die Ritter den Dienst zu Pferde, und man hielt nun theils Reuterei von Bundsgenossen, theils nahm man sie von fremden Nationen, besonders Numidiern, in Sold. — Sie selbst erhielten die Gerichtspflege, und bereiteten sich da zu höheren Diensten, besonders zum Senate vor. Ueberdem pachteten sie die Staatseinkünfte, wie schon oben gesagt ist.

Außer dem Ehrensitze in den Schauspielhäusern auf vierzehn Bänken, dicht hinter den Senatoren, zeichneten sie sich durch ein Unterkleid mit einem schmalen Purpurstreif aus. Der Ring, welchen

ſie trugen, der in der Zeit der Tapferkeit eiſern war, ward von dem Luxus in Gold verwandelt Ringe dieſer Art waren es, die Hannibal in ſo großer Anzahl von Cannä nach Carthago ſandte. — Das Pferd, welches ſie in den frühern Zeiten erhielten, fiel ſpäterhin weg.

Um Ritter zu werden, wurde wenigſtens die Hälfte von dem Vermögen eines Senators erfordert. Die Ableſung der Liſte ihrer Namen, ſo wie Hinzufügung und Weglaſſung derſelben, entſchied über die Aufnahme und Verſtoßung. Der Cenſor verrichtete ſie, und dieſe trat an die Stelle der ehemaligen Prüfung bei dem ſolennen Aufzuge.

Das Volk

bildete den dritten Stand, und zu ihm gehörten alle diejenigen Privatleute, welche zu keinem der andern Stände gezählt wurden, ohne Rückſicht auf ihre Lebensart oder Geſchäfte. In dieſen Stand traten alle die zurück, die einen von jenen beiden verließen. Doch trat der Senator oft nur unter die Ritter.

Bei dieſer Eintheilung des Volkes in Stände ward in der ſpätern Zeit, weder auf Patricier, noch auf die Nobilität Rückſicht genommen. Alles iſt unter dieſen Ständen gemiſcht.

II.

Gesetzgebende Gewalt.

Es liegt in dem Begriffe eines Freistaats, daß die legislative Gewalt ein unveräußerliches Vorrecht der gesammten Nation sei. Alle alten Republiken setzen in den Verlust desselben die Tyrannei. — So auch in Rom.

Die Nation übt, entweder in ihren Versammlungen oder durch ihre Stellvertreter die gesetzgebende Gewalt aus. Nur was sie selbst als Gesetz geweihet hatte, was durch die Zustimmung jedes Bürgers zur Norm für alle erhoben war, hatte allgemein verpflichtende Kraft.

Dies fand selbst in den Zeiten der Könige statt, auch hier war der Staat unter einem Oberhaupte frei, und als dies Oberhaupt sich vom Verwalter der Nationalgesetze zum willkührlichen Gebieter emporheben wollte, ward es gestürzt; der Tyrann Tarquin ward verjagt.

Auch unter dem lastendsten Drucke der Aristokratie verschwand diese Freiheit nicht. Obgleich die Patricier durch List und Macht alle Vorrechte in ihre Hände gespielt hatten, obgleich sie über die Plebejer einen tyrannischen Druck ausübten, so

wagten ſie es doch nicht, die Form der Republik zu verletzen. Das Volk hatte ſeine Verſammlungen und gab in denſelben die Geſetze, die ihm die Patricier durch ihre Uebermacht und die Ueberzahl ihrer Stimmen vorſchrieben.

Die römiſchen Bürger übten aber das Vorrecht der Geſetzgebung in verſchiedenen Verſammlungen aus,

entweder im Senat,
oder in den Volksverſammlungen.

Dies bezeichnet die Inſchrift: S. P. Q. R. (Senatus populusque romanus). Sie deutet überall, wo man ſie antrift, auf die Volksmajeſtät. - Aus eben dieſem Grunde mußten die Lictoren aus ihren Ruthenbündeln (Faſces) die Beile niederſenken, ſobald der Staatsbeamte, dem ſie dieſelben vortrugen, die Straßen von Rom betrat.

Der Senat

war, ſo lange die patriciſche Ariſtokratie in Rom die Oberhand hatte, faſt ganz unumſchränkt, und die Nation in einer großen Abhängigkeit von ihm. Er - oder vielmehr die Patricier, welche von ihm aus die Nation tyranniſirten, — gab dem Volke die Erlaubniß, ſich zu verſammlen, beſtimmte was ihm vorgetragen werden ſollte, verſtattete ihm nur

über das zu rathſchlagen, was bei ihm ſchon genehmigt war, und beſtätigte es dann von neuem durch einen zweiten Senatsſchluß. — Bei alledem ließ er dem Volke den Schein ſeiner Majeſtät, und eine Poſſe, bei welcher es heilige Freiheitsrechte auszuüben wähnte. — Selbſt das Recht, welches dem Volke allein vergönnt war, ſeine Staatsbeamten ſelbſt zu wählen, ward durch die Art zu ſtimmen, von welcher wir bald nachher hören werden, und durch eine Menge von Kunſtgriffen, wohin auch die Auſpicien gehören, ſo ſehr eingeſchränkt, daß das Volk in jeder Rückſicht von ihm dependent war.

So durfte es nicht bleiben; die Nation, von allen Seiten gedrückt und betrogen, aber muthlos dabei und ohne Vertheidiger, entwich auf den heiligen Berg. Es fehlte ihr an Sprechern, dieſe errang ſie, und kehrte mit freimüthigen Tribunen, die ſie auf ihre Rechte aufmerkſam und für die Ausübung derſelben muthig machten, zurück. Ohne zu den Mitgliedern des Senats zu gehören, waren die Tribunen in den Verſammlungen deſſelben, auf niedrigen Bänken an der Thür ſitzend, als Freiheitswächter gegenwärtig, und zerriſſen oft durch ein gebietendes Veto, im Namen der Nation geſprochen, das Reſultat langer Debatten.

Seitdem ſind Volk und Senat in einer beſtändigen eiferſüchtigen Rivalität gegen einander, einer thut Eingriffe in die Rechte des andern, und aus dieſem Grunde läßt ſich jetzt die Gränze der Macht zwiſchen beiden nicht genau ziehen. — Zuweilen erſcheint der Senat, dem die Geſetzgebung zuſtand, als eine blos exekutive Gewalt.

Seine Geſchäfte waren ohngefähr folgende:

Er beſtimmte die Verſammlungen des Volkes, und ſetzte die Tage feſt, an welchen ſie gehalten werden ſollten, auch wurden durch vorläufige Debatten im Senat die Sachen eingeleitet, welche in den Volksverſammlungen abgemacht werden ſollten. Doch waren hiervon die Verſammlungen nach Tribus ausgenommen, die frei von allem Einfluſſe der Ariſtokratie und des Senats waren.

Seiner Aufſicht und Verwaltung war der Nationalſchatz anvertrauet, über welchen er ohne Rechenſchaft entſcheiden konnte.

Ihm war die Religion mit allen ihren Dienern und Heiligthümern unterworfen, er beſtimmte die Feſttage, er erlaubte Tempel und Altäre zu errichten.

In ihm erkannte Italien ſeinen höchſten Gerichtshof.

Seiner Entscheidung war das Schicksal überwundener Könige und Nationen überlassen, er bestimmte ihren Tribut und ertheilte ihnen Vorrechte und Freiheiten. -- Die Gesandten des Auslands wurden an ihn gerichtet und von ihm gehört, er ernannte diejenigen, die als Geschäftsträger der Nation in auswärtige Länder geschickt wurden, und gab ihnen Vollmachten und Aufträge.

Alle Provinzen des römischen Reichs standen zunächst unter ihm, und er ernannte die Statthalter derselben

So war auch seiner Aufsicht und seinem Befehl der ganze Militärstaat unterworfen. Er ernannte die Feldherrn, dekretirte Werbungen, — oder richtiger Requisitionen, so lange die Armee aus freien Bürgern bestand, — versorgte die Armee im Felde mit allen Kriegsbedürfnissen, und entschied zuletzt über ihr Wohlverhalten und ihre Tapferkeit, indem er das Recht hatte, dem Feldherrn den größern oder kleinern Triumph zu bewilligen.

Ein großes Vorrecht des Senats war, die ersten Geschäftsträger der Nation mit einer unumschränkten Gewalt auszurüsten. In großen Verlegenheiten des Staats sprach er die wichtige Formel aus:

Videant Consules (Praetores, Tribuni Plebis) ne quid detrimenti capiat res publica.

Die Consulen (Prätoren, Volkstribunen) sollen auf die Rettung des Vaterlandes bedacht sein.

Sogleich war alsdann die Republik verschwunden, alle Volksversammlungen, der Senat selbst waren aufgehoben, und alle Staatsbeamten außer Thätigkeit gesetzt. — Krieg und Frieden stand alsdann in den Händen der Bevollmächtigten, ihre Macht war ganz unumschränkt, sie hatten das Recht über Leben und Tod der Bürger, die Beile drohten in den Fasces, sie waren Könige. Aber gleichwohl mußten sie von der kurzen Herrschaft, sobald sie ihnen genommen war, Rechenschaft geben.

Außerdem hatte der Senat den größten Einfluß in die exekutive Gewalt des Staats, indem die Staatsbeamte sehr oft sich bei ihm Raths erholten, und von ihm Befehle einziehen mußten. Was einer schnellen Entscheidung bedurfte, war überdem ihm ganz vom Volke überlassen, so wie die Vollziehung dessen, was das Volk in seinen Versammlungen beschlossen hatte, welche der Senat durch Instruktion an die Staatsbeamten bewirkte.

Die gewöhnlichen festgesetzten Versammlungen des Senats fielen auf die Calenden, Nonen und Idus jedes Monats; schleunige Vorfälle bewirkten, daß der Senat zu einer außerordentlichen Versammlung berufen ward (Senatus indicitur); doch durfte dies kein Festtag, auch keiner von denen sein, an welchen sich das Volk versammelte. Das Recht, ihn zu versammeln, hatten alle höhere Staatsbeamten; es geschah durch einen Herold, oder durch einen Anschlag, der zugleich die Gegenstände der Berathschlagung als Ursache der Versammlung darlegte.

Curien und Tempel, an welchen besondere Säle zu diesen Versammlungen angelegt waren, besonders auf dem Capitol, der Tempel der Eintracht, des Saturns u. a., waren die gewöhnlichen Orte, wo der Senat zusammenkam. — Um den Triumpf einem Feldherrn zu bewilligen, versammelte man sich außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona; denn der Feldherr durfte, so lange er das Commando (imperium) hatte, nicht die Stadt betreten, und doch war seine Gegenwart bei der Versammlung nothwendig, damit er durch die Erzählung seiner Thaten, die versammelte Väter geneigt machte, ihm die Ehre des Triumphs zu bewilligen.

Weder vor Sonnenaufgang, noch nach dem Untergange derſelben, konnte eine Berathſchlagung im Senate ſtatt finden, außer in den Zeiten der Gefahr Opfer und Auſpicien begannen. Eine beſtimmte Anzahl von Senatoren mußte gegenwärtig ſein; ſie ſaßen auf Stühlen rund umher, die Staatsbeamten auf erhöhten Thronähnlichen Seſſeln von Elfenbein (Sella curulis).

Der Präſident des Senats, jedesmal derjenige, welcher ſeine Zuſammenberufung veranlaßt hatte, eröfnete die Sitzung mit dem Vortrage derjenigen Vorfälle, um derentwillen das Collegium ſich verſammlet hatte, und forderte alsdann einem jeden Senator ſein Gutachten ab. In der Folge der votirenden beobachtete man einen gewiſſen Rang; derjenige, deſſen Namen der Cenſor zuerſt von der Liſte der Senatoren ablas (princeps Senatus), machte den Anfang; ihm folgten die Staatsbeamten nach dem Range ihrer Würden, und dann die übrigen Senatoren.

Jedem Mitgliede des Senats ſtand es frei, entweder kurz ſein Gutachten anzugeben, oder in einem Vortrage ſeine Meinung umſtändlich auseinander zu ſetzen, und mit Gründen zu belegen. Jenes geſchah ſitzend, dieſes ſtehend In einer ſolchen Rede durfte er auch noch anderer Gegen-

stände erwähnen, welche er der Berathschlagung würdig hielt, und der Vortrag derselben ward sehr oft ein Mittel, die Berathschlagungen über den Vorschlag des Präsidenten so lange hinzuhalten, daß die Sitzung ohne einen entscheidenden Senatsschluß geendigt werden mußte. — Natürlich konnte diese Art zu votiren nicht statt finden, wenn ein schleuniger Entschluß nöthig war; dann bediente man sich eines andern Mittels. Der Präsident fügte dem Vortrage der Angelegenheit sogleich einen Vorschlag zu einem Dekrete über denselben bei, trat dann auf die eine Seite des Saals, und sagte: „Wer meiner Meinung ist, geselle sich „zu mir; wer anders denkt, trete dorthin.“ — Die Zahl der Köpfe hier oder dort gab dann die Entscheidung für oder wider den Vorschlag. Man nannte dies: mit den Füßen votiren; und weil die jüngern Senatoren selbst dann, wenn man laut votirte, selten dazu kamen, ihre Stimmen zu geben, weil schon zuvor eine entscheidende Summe sich ergeben hatte, so nannte man diese spottend: Fußsenatoren (Senatores pedarii).

Sobald die Tribunen des Volks und die Plebejer in den Senat traten, fing die Aristokratie der Patricier, welche zuvor hier ein offnes Spiel gehabt hatte, an, zu Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen.

nehmen. Man umfaßte mit einem Vortrage mehrere Dekrete, ward umſtändlich bei den unbedeutenden, und verſchleierte damit das wichtige und nachtheilige ſo dicht, daß die unbedachtſamen dieſes mit jenem in einem Gutachten beſtätigten. — Dieſem kam man durch den Aufruf, den Vortrag zu zerlegen, welches jeden Senator freiſtand, zuvor. — Eben ſo befahl man den Senat zu zählen, ſobald man das oben angeführte Mittel der Beſchleunigung bei einer wichtigen Sache zu raſch forderte, oder man drang auf den namentlichen Aufruf und auf lautes Stimmen. — Zuletzt blieb in dieſen Fällen den Tribunen das Recht, einen Vortrag zu halten, oder mit einem einzigen Veto die Sache ganz niederzuſchlagen.

Hatte keins von dieſen Hinderniſſen die Berathſchlagungen des Senats geſtört, hatte kein Tribun ſich erhoben, ſo ward aus dem Reſultat aller Stimmen ein Senatsſchluß (Senatus conſultum). Der Präſident der Verſammlung, welche ihn veranlaßt hatte (auctor), dictirte ihn einem Sekretär (Scriba); alle die ihn durch ihre Stimme beſtätigt, unterzeichneten, die übrigen wurden entlaſſen mit den Worten: nil vos moramur nil vos tenet euch heißt nichts mehr verweilen. — Die Senatsſchlüſſe bewahrte

man im Archiv derselben auf, welches vormals im Tempel der Ceres war, und unter der Aufsicht der Aedilen stand; wichtige grub man in Metall, und verwahrte sie auf diese Art; wir besitzen noch einen derselben gegen die Bacchanale. — Sie hatten noch nicht gesetzliche Kraft, außer in einzelnen Fällen, und wenn die Parthei der Demokraten unterdrückt war. Der Senat hatte nur das Recht, Vorschläge zu Gesetzen zu machen (censere), das Volk gab Gesetze (jubere).

Wenn die Berathschlagung der Senatoren durch eins der obigen demokratischen Mittel gestört war, besonders durch das Veto eines Tribuns, so behielt der Senatsschluß seine Existenz, wurde aber nur ein Senatsgutachten (Senatus auctoritas) genannt, und nicht im Archiv niedergelegt.

Der gewöhnliche Titel des Senats war Patres Conscripti, entstanden aus Patres et Conscripti. Jener Name, den er seit seiner Entstehung führte, erläutert sich selbst; dieser ist unübersetzbar, und bezeichnet diejenigen, welche von Brutus dadurch in den Senat aufgenommen waren, daß er ihre Ahnherren in die Liste der Patricier eintrug. — Der Titel blieb, als diese Verhältnisse schon längst aufgehört hatten, wichtig zu seyn.

Uebrigens genoß der Senat, ſo ſehr man ihn in Rom anfeindete, die höchſte Achtung im Auslande. Seine Gerichtsbarkeit, die ſich anfangs nur über Italien erſtreckte, dehnte er dann über die ganze von Rom beherrſchte Welt aus. Könige huldigten ihm. Pruſias ſtürzte, als er in den Senat trat, auf die Schwelle deſſelben nieder, und betete zu den Senatoren als zu ſeinen Schutzgöttern. Man baute ihm ſogar, wie Münzen beweiſen, Tempel.

Das ſouveräne Volk.

Die Majeſtät und Souveränität iſt allein bei der Nation, welche aus allen denen beſteht, die das volle römiſche Bürgerrecht genießen. Sie kann dieſelbe nie veräußern, nur in einzelnen Fällen kann ſie, bei dringender Gefahr, die Ausübung derſelben, einem ihrer Staatsbeamten auf eine kurze Zeit übertragen.

Dies war Grundgeſetz der römiſchen Verfaſſung. Das Volk übte dieſe höchſte Gewalt in ſeinen Verſammlungen aus, die nach den verſchiedenen Eintheilungen deſſelben, von verſchiedener Art, ſowohl in Rückſicht der Gegenſtände derſelben, als

auch in Rückſicht des Gewichts und der Volksmacht waren. Sie hießen Comitien.

Das Volk war eingetheilt:

in Curien,
Centurien, und
Tribus;

und man hatte daher Comitien nach jeder dieſer Abtheilungen.

Die Volksverſammlungen nach Curien.

Als Romulus die erſten Bürger ſeiner Pflanzſtadt in drei Tribus eingetheilt hatte, zerlegte er jede Tribus wieder in zehn Theile, die er Curien nannte. Wenn jene Eintheilung, ſo weit die unvollkommenen Nachrichten uns belehren, nur Beziehung auf die Kriegseinrichtungen hatte, ſo ſtand dieſe hingegen mit der Religion in Verbindung. — Jede Curie hatte ihren eigenen Tempel, ihre beſondern Opfer und Feſte, ja ihren eigenen Prieſter, der Curio hieß, und welche insgeſammt unter einem Curio maximus ſtanden. Sie feierten alljährlich ihre Opfer, die mit Schmäuſen verbunden waren, welche eine engere Verbrüderung der Mitglieder der einzelnen Curien zum Zweck hatten. — Die Eintheilung der Bürger nach Curien veraltete indeß, ſeitdem die neue Claſſification der-

ſelben nach Centurien aufkam, noch mehr aber, ſeitdem die Tribus und die Volksverſammlungen nach denſelben die allgemeinſten wurden.

Wenn das Volk ſich nach Curien verſammelte, ſo hatte jede Curie nur eine Geſammtſtimme. Auf dieſe hatten aber Reiche und Arme, Patricier und Plebejer gleichen Einfluß, denn dieſe waren nicht in einzelne Curien geſondert, ſondern in allen gemiſcht. Darum iſt unter den beiden älteren Arten die Majeſtät des Volks auszuüben, die nach Curien, die freiſte und unbeſchränkteſte.

Gleichwohl waren ſie aber doch durch zwei Geſetze unter die Gewalt des Senats und der Patricier gegeben. Denn die Comitien nach Curien mußten zuvor durch einen Senatsſchluß zuſammenberufen und angeordnet werden; ihren Schluß mußte ferner ein neues Senatusconſult beſtätigen, wenn es Geſetzeskraft erhalten ſollte. Nicht genug, ſo zwiſchen die Willkühr der Machthaber in die Mitte geſtellt zu ſein, forderte ein anderes Geſetz, daß die Comitien nach Curien mit Auſpicien, religiöſen Ceremonien zur Erforſchung der Zukunft und des Willens der Götter, angefangen werden mußten, die nach römiſchem Geſetz kein anderer, als die höchſten Staatsbeamten und Prieſter anſtellen durften. Da dieſe Würden ganz allein den

Patriciern gehörten, so erhielten sie hiermit einen neuen Zügel für die Willkühr des Volks.

Anfangs machte man alles, was das Volk entscheiden sollte, in den Comitien nach Curien ab; nachher, als noch andere Volksversammlungen aufkamen, blieben ihrer Entscheidung vorzüglich folgende Gegenstände:

Die Ertheilung des Commandos an Feldherren oder Staatsbeamten, welche in die Provinz gingen.

Die Arrogation, oder die feierliche Aufnahme eines Bürgers, der nicht mehr unter väterlicher Gewalt stand, an Kindesstelle.

Die feierliche Verpflichtung der Erben, die Familienfeste des Erblassers zu feiern.

Die Wahl einiger Priester und niederer Staatsbeamten.

Später die Bestätigung der Volksbeschlüsse in den Comitien nach Tribus, um die bei diesen fehlenden Auspicien zu ersetzen.

Nur unter dem Vorsitze der höchsten Staatsbeamten konnten diese Volksversammlungen gehalten werden, nur die in Rom ansäßigen Bürger nahmen Antheil daran. Bei religiösen Gegenständen hatte der oberste Priester, Pontifex Maximus, den Vorsitz. — Der Präsident trug die Gegenstände

vor, und die Curien gaben ihre Stimmen in der Ordnung, wie die Zahlen derselben aus einer Urne gezogen wurden; und alles war entschieden, wenn die Vota von sechszehn Curien einstimmig waren. Diese Comitien wurden immer auf dem Forum gehalten.

Später kamen diese Volksversammlungen so sehr in Verfall, daß die Bürger nicht mehr in Person erschienen, sondern den Lictoren die Stimmen im Namen der Curien auftrugen.

Unter den Kaisern verschwanden sie ganz.

Mag die königliche Gewalt in Rom noch so ausgedehnt gewesen sein, so ist es doch außer Zweifel, daß das Volk, durch diese Art seine Rechte auszuüben, ungleich freier war, als seit der Regierung des Servius Tullius. Dieser, durch den Senat auf den Thron gehoben, konnte nicht dankbar genug sein, und die Macht der Patricier nicht hoch genug erheben, mit welcher die seinige steigen und sinken mußte. — Die neue Eintheilung der Bürger, die er constituirte, ist oben p. 43. angeführt und erläutert. Es war ein feines System der Trennung eines gemeinschaftlichen Interesses, der Vereinigung der Macht in den Händen der

Herrschsüchtigen und Begüterten, und der Unterdrückung derer, — welche anfangs durch die Abnahme von Lasten getäuscht, und nicht klug genug, den Plan zu durchsehen, ihre Rechte veräußerten, — um sie mit Rache zurückzufordern.

Die obige Liste der Klassen und ihrer Centurien zeigt, daß die Aristokraten in denselben immer das Uebergewicht haben mußten. Die erste Klasse, welche sie ausmachten, hatte eine Pluralität von drei Stimmen mehr, als das gesammte übrige Volk. — Gleichwohl waren die Bürger mit dieser Eintheilung zufrieden, weil ihnen dadurch Lasten des Kriegsdienstes und der Abgaben, die gleichfalls nach dem Vermögen bestimmt waren, abgenommen wurden.

Die Volksversammlungen nach Centurien.

(Aristokratie).

Auch vor diesen Versammlungen des Volks mußte ein Senatsschluß vorausgehen, durch welchen dem Volke, so zu sagen, erlaubt wurde, das in Erwägung zu ziehen, was es derselben wichtig fand. Nur einer der höchsten Staatsbeamten konnte auch hier den Vorsitz haben, der Consul, Prätor, Diktator oder Interrex, und bei der

Wahl eines Opferkönigs (der einzigen Würde, welcher die Römer aus Aberglauben einen ihnen ſonſt verhaßten Titel ließen) der Oberprieſter. Auſpicien begannen ſie, und die ganze Leitung der elben war auf dieſe Art in die Hände der Patricier geſpielt.

Wie bedeutend der Einfluß dieſer Herrſchſüchtigen in die Staatsverfaſſung durch dieſe Einrichtung ward, leuchtet ſogleich ein, wenn man mit der Wichtigkeit der Gegenſtände bekannt wird, die in dieſen Verſammlungen abgehandelt und entſchieden wurden. — Die geſammte Regierung des Staats, und ſeine geſetzliche Verfaſſung mit allen Rechten und Freiheiten der Bürger, ja ſogar die exekutive Gewalt, und — das Leben einzelner Bürger war dadurch unter ihre Willkühr gekommen.

Die Gegenſtände der Volksverſammlungen nach Centurien, die man theils ihrer Feierlichkeit, theils ihrer Wichtigkeit wegen Maximus Comitiatus nannte, waren folgende:

Die Wahlen der wichtigſten Staatsbeamten, der Conſulen, Prätoren, des Cenſors und des Opferkönigs. — Die Erwählten hießen bis zum Antritt ihres Amtes Ernannte (deſignati).

Alle Gesetze, sie mochten Bezug haben, worauf sie wollten, denn nur sehr wenige, welche die Religion betrafen, waren den Curien vorbehalten.

Krieg und Frieden und Bündnisse wurden hier geschlossen.

Sie bildeten den höchsten Gerichtshof für die Verbrecher des Hochverraths und der beleidigten Nation.

Hiemit war das Schicksal des Staats und jedes einzelnen Bürgers ihren Entscheidungen überlassen.

Und wie verfuhr man dabei? Mit der offenbarsten Zurücksetzung der armen Bürger; denn die freche Aristokratie versteckte sich nicht einmal.

Der ihnen geweihte Versammlungsplatz war das Marsfeld, vor den Thoren der Stadt: denn da nach Servius Einrichtung die Bürger anfangs bewaffnet erscheinen mußten, nach einem römischen Staatsgesetz es aber verboten war, eine Armee in den Ringmauern der Stadt zu bilden, so hielt man diese Versammlungen der bewaffneten Nation vor den Thoren auf dem geräumigen Marsfelde, wo jede Classe und ihre Centurien den ihnen bestimmten Platz einnahmen.

Entweder durch einen Herold oder durch öffentliche Anschläge, welche zugleich den Gegenstand der

Verſammlung bekannt machten, zeigte man drei Markttage zuvor (per trinundinum) den Tag an, wo das Volk ſich auf dem Marsfelde nach ſeinen Centurien verſammeln ſollte. Man that dies um diejenigen Bürger Roms, die auf dem Lande lebten, und nur an dieſen ihren Geſchäftstagen in die Stadt kamen, damit bekannt zu machen, und den Bewerbern um Staatswürden Zeit zu laſſen, ſich den Vertheilern derſelben zu empfehlen. An den einzelnen Markttagen traten ſchon hier und da Volksredner auf, welche die Menge um ſich her ſammelten, und entweder für oder gegen den Vorſchlag zu einem Geſetze ſprachen. — Doch mußte dies einer von den Comitialtagen ſein, welche im römiſchen Calender dazu beſtimmt waren.

Ehe man ſich auf den Verſammlungsplatz begab, ſtellte der Präſes der Volksverſammlung, von einem Augur unterſtützt, die Auſpicien an. — Von dieſen Beobachtungen, d. h. von der Willkühr der Beobachtenden, welche den Aberglauben als Vorwand benutzten, hing es ab, ob das Volk ſich an dieſem Tage noch verſammeln ſollte, denn mit dem einzigen Worte: heute nicht (alio die) hob der Augur alle Anſtalten zur Verſammlung auf.

Wenn das Volk ſich nun auf dem Marsfelde verſammelte, ſo bezog indeß ein anderer Theil

desselben die Burg auf dem Berge Janiculus, um die Stadt nicht einem plötzlichen Ueberfalle der Feinde Preis zu geben. Eine aufgesteckte Fahne war das Signal für die Bürger auf dem Marsfelde, wenn sie verschwand, so war die Versammlung aufgehoben, und alle mußten zur Stadt zurückeilen. — Auch diese Fahne ward in den Händen schlauer Machthaber ein Mittel, Volksbeschlüsse, die sie fürchteten, zu verhüten.

War das Volk beisammen, so erhob sich der Consul oder präsidirende Staatsbeamte auf ein besonders dazu erbautes hölzernes Gerüst, welches Tribunal genannt wurde, sprach ein feierliches Gebet, und ermahnte die gesamte Nation zum Patriotismus und allen mit ihm verwandten Tugenden. Alsdann machte er noch einmal den Gegenstand der jetzigen Versammlung bekannt, und forderte sofort das Volk selbst auf, seine Stimme zu geben.

Dies geschah nach den Centurien, die rund um das Gerüst her vor gewissen Schranken standen, die dasselbe umgaben, und vom August und Agrippa in durchbrochne Säulenwände umgeschaffen wurden. — Die erste Classe hatte das Vorrecht, zuerst ihre Stimme zu geben, und hieß daher prärogativa. Die Centurien derselben loosten um den Rang und

so die der übrigen Classen. Wer irgend mit der Macht des Beispiels und mit dem Gewicht der Vorgänger in einer Republik nicht ganz unbekannt ist, der sieht ein, wie viel Uebergewicht dieses neue Vorrecht den Aristokraten einräumte. Da überdem zur Bestätigung oder Verwendung irgend eines Vorschlages nur sieben und neunzig Stimmen erfordert wurden, so kamen die Classen der ärmern Bürger nicht zum Votiren, sobald das Interesse der Reichern Eintracht erforderte. — Es ist klar, daß der wichtigste Theil der Freiheit und des römischen Bürgerrechts für den Aermern durch diese Einrichtung bis auf den Namen verlohren ging, der für ihn nur in der Rücksicht Werth haben konnte, daß er ihn berechtigte, die Constitution umzuwerfen, die seine Bürgerrechte zu einem Possenspiel heruntersetzte. — Vergebens drang Gracchus darauf, daß dieses Vorrecht der ersten Classe auf mehrere ausgedehnt würde, und daß sie zugleich loosen sollten; man hielt um so mehr darauf, je imposanter der Eindruck des lauten Votirens war.

Denn bis auf das Jahr 614 gab jeder einzelne Bürger in diesen Volksversammlungen, so wie wahrscheinlich überall, seine Stimme laut, nachher führte man Täfelchen ein. — Das ganze Vo-

tiren hatte sehr viel umständliches und langsames. Jede Centurie ging Mann für Mann auf schmalen Stegen (ponticuli) in die Schranken (septum) bis an das Gerüst, auf welchem der Präses stand. Am Eingange in die Schranken empfing ein jeder von einem Vertheiler (Diribitor) seine Täfelchen, von denen er eins in einen dazu bestimmten Kasten unter dem Gerüste warf. Beim Hinausgehen aus den Schranken gab er die übrigen in einen Kasten ab. Hatte nun eine Centurie ihre Stimme gegeben, so zählte eine dazu bestellte Person, die von dem ehemaligen lauten Stimmengeben den Namen (Rogator) Frager *) hatte, die einzelnen Vota, und bemerkte sie mit Punkten auf eine Schreibtafel, und das Resultat derselben machte ein Herold, noch ehe die nächste Centurie ihre Stimme gab, bekannt. War die Sache nun ganz entschieden, so machte sie der Präses vom Tribunal öffentlich bekannt (Proclamatio). Es stand dem Consul frei, diese Abkündigung zu verweigern.

Die Täfelchen selbst verdienen eine nähere Erwähnung. Man hatte verschiedene Arten derselben, nach den verschiedenen Gegenständen der Ver-

*) Diesem Geschäfte unterzogen sich oft die angesehensten Staatsmänner, um der Sache oder ihren Freunden desto mehr Gewicht zu ertheilen.

handlung. Bei Vorschlägen zu Gesetzen erhielt jeder Bürger zwei Tafeln, eine mit den Buchstaben U.R. (uti rogas) wie du vorschlägst, eine andere mit einem A bezeichnet, (antiquo) es bleibt beim alten. — War das Volk hier als Richter über ein Verbrechen gegen die Nation versammelt, so bekam jeder Richter 3 Täfelchen. Eine mit einem A (absolvo) ich spreche frei; die zweite mit einem C (condemno) ich verurtheile; die dritte mit N.L. bezeichnet (non liquet) es ist noch nicht klar. — Sollte irgend eine Staatswürde vergeben werden, so wurden so viele Täfelchen vertheilt, als Bewerber um dieselbe waren, auf welchen die Namen derselben standen.

Zu diesen Versammlungen war ein jeder Bürger Roms berufen, er mogte in der Stadt oder auf dem Gebiete derselben leben. Seinen Platz wies ihm der Censor an, der zu eben diesem Zwecke das Recht hatte, alle Classen und Centurien zu versammeln. Nur wer über sechzig Jahr alt, und eben dadurch von allen Kriegsdiensten freigesprochen war, hatte, weil er den Staat nicht mehr vertheidigen konnte, keinen Antheil an der Regierung desselben.

Es wirft ein eigenes Licht auf den Charakter der Römer, daß sie dem Aberglauben und der Re-

ligioſität durch ihren Einfluß auf die Verſammlungen des Volkes, ſo viel Gelegenheit gegeben hatten, auf den Staat zu wirken. Schon oben habe ich der Auſpicien erwähnt, deren man ſich zur Aufhebung der Verſammlungen bedienen konnte. Aber nicht genug, die Vorbedeutungen waren noch umſtändlicher angegeben. Ein Bliß, den ein einzelner geſehn, ein Donner, den des Augurs beſtochenes Ohr gehört hatte, ein Epileptiſcher, der in Zuckungen niederfiel, oder ſie nachahmte, alles dies hob mit einemmale die Geſchäfte der Nation auf. Ein ſolcher Zufall entſchied über das Leben der Bürger, über Krieg und Frieden und über das Schickſal ganzer Staaten. — Es iſt den Conſtituenten eines Staats von nicht ganz gebildeten Bürgern nicht zu verargen, wenn ſie ſolchen Mitteln einer drohenden Gefahr plötzlich vorzubeugen, und eine Kabale in dem Augenblicke zu zernichten, wo ihr alles gelingen ſoll, die öffentliche Sanktion geben; und wohl dem Staate, wo nur der Edelmuth ſich dieſer Mittel zur Vertilgung boshafter Machinationen bedienen kann; — aber in Rom war dies der Fall nicht. Hier, wo alles dahin abzweckte, die Macht der Ariſtokraten durch dieſe Verſammlung zu befeſtigen, wurden auch dieſe Mittel von ihnen in den Sold genommen. Selten

mögen

mögen ſich die Freunde des Volks derſelben bedient haben, wahrſcheinlich nur bis auf die Zeit, wo ſie als Tribunen das Recht erhielten, mit ihrem allmächtigen Veto auch hier zu entſcheiden.

Zu allen dieſen Vorrechten der Patricier und Reichen kam nun noch das des Senats, alles was in den Volksverſammlungen nach Centurien beſchloſſen war, durch einen neuen Senatsſchluß zu beſtätigen. Nicht genug, daß ehe etwas vor die Entſcheidung des Volks kam, es ihre Billigung haben müſſe, auch nachdem entſchieden war, mußte das Volk ſeinen Willen ihrer Beſtätigung unterwerfen.

Die Vorrechte der Unterdrücker waren indeß hier zu gehäuft, als daß das Volk auf dieſes Mißverhältniß nicht hätte aufmerkſam und eiferſüchtig werden ſollen. Sobald die Plebejer in den Tribunen ihre Sprecher erkämpft hatten, fing man an in dieſen Einrichtungen vieles zu ändern. Publilius Philo ſetzte im Jahre d. St. 414 das Geſetz durch, daß der Senat zum voraus die Schlüſſe des in Centurien verſammelten Volkes beſtätigen ſolle. — Aber der Senat behielt, in der Hoffnung ſein veraltetes Recht wieder einmal geltend zu machen, die Sitte bei, und beſtätigte ungefragt, was das Volk beſchloſſen hatte.

So viel auch hiedurch gewonnen war, so konnten sich doch die Plebejer, die von ihren Tribunen immer aufgemuntert wurden, dabei nicht beruhigen. Die Auspicien und der vorhergehende Senatsschluß schränkten sie noch immer sehr ein, und das Uebergewicht der reicheren lag lastend auf ihren Schultern. Der heftige Kampf der Aristokratie und Demokratie begann, die Plebejer errangen

die Volksversammlungen nach Tribus,

und erhoben diese nun zu den wichtigsten Nationalversammlungen, indem sie ihnen nach und nach alles vindicirten, was auf das Wohl des Staats Einfluß hatte, und durch die Beschlüsse in denselben sich Gesetze gaben, welche das Ansehn der aristokratischen Versammlungen sehr schwächten. Das so eben angeführte Gesetz ist ein Beweis davon. Mit ihnen beginnt die

Demokratie;

denn sobald bei den Tribus, und der Eintheilung des Volks in dieselben, weder auf Vermögen noch Stand Rücksicht genommen ward, so hatten die Aristokraten allen Einfluß auf dieselben verlohren.

Die Tribus sind die älteste romulische Eintheilung der Bürger. Er zerschnitt nämlich seine neu-

angelegte Stadt in drei Theile, und daher den Name; jeder derſelben war noch einmal in zehn Curien getheilt. — So wie die Curien auf religiöſe Verhältniſſe Beziehung zu haben ſcheinen, ſo ſtanden die Tribus mit dem Kriegsdienſt in Verbindung, und noch ſpäterhin geſchahen alle Werbungen in Rom, ſo daß entweder alle Tribus, oder einzelne looſen mußten, wer von ihnen die Waffen ergreifen ſollte. — Durch die ſpätere ſerviſche Eintheilung der Bürger in Centurien ward die alte in Tribus nicht aufgehoben; dieſer König fügte vielmehr eine vierte hinzu. In welchem Verhältniß aber beide Eintheilungen der Bürger gegen einander ſtanden, iſt nicht ganz deutlich. Jeder Bürger ſcheint in jede derſelben beſonders eingetragen zu ſein.

Als Roms Gebiet ſich erweiterte, viele ſeiner Bürger auf das Land zogen, und ſpäterhin den Gränznachbarn dieſer Republik, den Latinern und andern italiſchen Völkerſchaften, das Bürgerrecht ertheilt ward, da vermehrte man die Tribus, und theilte ſie in ſtädtiſche und ländliche ein. Jener blieben zu allen Zeiten nur vier, dieſe aber ſtiegen nach und nach zu der Zahl von ein und dreißig, ſo daß im Ganzen der Tribus fünf und dreißig waren. — Die ſtädtiſchen faßten ſpäterhin

nur die geringeren Bürger, weil faſt alle angeſehenere Landſitze hatten, nach welchen ſie vertheilt waren; es fiel ſogar eine Art von minderem Recht auf ſie, indem man die Freigelaſſenen und manche Bundesgenoſſen nur in dieſe eintragen durfte. — Die Uſurpatoren ſuchten daher oft den Vorſchlag durchzuſetzen, daß die Bürger der ſtädtiſchen Tribus in alle übrigen vertheilt werden ſollten, um durch die feilen Gemüther die ganze Volksverſammlung zu ſtimmen.

Einzelne Bürger hatten in zwei verſchiedenen Tribus einen Platz und eine Stimme. Wenn ſie nämlich von jemand adoptirt waren, ſo ſtanden und votirten ſie in den Tribus ihrer beiden Väter. Der Name der Tribus, ſelbſt beider, ward dem Namen des Bürgers vorgeſetzt, z. B. Servius Sulpicius Q. F. Lemonia Rufus. — Opimius Veſjentina Tromentina Antius.

Sehr lange fand indeſſen dieſe Eintheilung des Volks ſtatt, ohne daß die Nation nach derſelben die höchſte Gewalt ausüben konnte. Erſt nachdem die Plebejer ihre Tribunen erhalten hatten, und dieſe einſahen, daß ihre Macht ohne eine Ausdehnung der Volksgewalt, und ohne Schmälerung der Rechte der Patricier nichts ſein würde, erfanden dieſe eine Art der Stimmengebung, bei wel-

cher arme und reiche Patricier und Plebejer gleiches Recht hatten, und dieſe nur durch die gröſsre Zahl alles ausrichten konnten.

Coriolan und ſeine tyranniſchen Anmaſsungen gaben die erſte Gelegenheit dazu; denn die Tribunen, welche ſeine Vorſchläge im Senat gehört hatten, wollten ihren gefährlichſten Feind entfernen, der ihre kaum conſtituirte Würde zu vernichten drohte. — In den Verſammlungen nach Curien und Centurien war dies unmöglich, ſie konnten nicht ohne einen vorhergehenden Senatsſchluſs gehalten werden; und wie hätte wohl der Senat einen Gerichtshof über den Vertheidiger ſeiner Rechte feſtgeſetzt?

Mit einemmale beriefen daher die Tribunen das Volk nach ſeinen Tribus, und hielten eine Verſammlung deſſelben, ohne Auſpicien anzuſtellen, und ohne einen Senatsſchluſs zu erwarten. Coriolan ward verdammt, und, durch dieſen Erfolg aufgemuntert, luden in der Folge die Tribunen alle diejenigen, welche ſie entfernen wollten, und ſie für gefährlich anſahn, vor die Comitien nach Tribus.

Nicht zufrieden, ſie zu einem Gerichtshof über Volksfeinde gemacht zu haben, dehnten ſie die Rechte derſelben noch weiter aus, ſie erhoben ſie

zu den Wahlversammlungen der Tribunen und andern plebejischen Staatsbeamten. Der Senat, wachsam auf seine Macht und Rechte, welche durch diesen Eingrif in die Constitution sehr geschmälert werden mußten, widersetzte sich demselben, wollte die Wahlen nicht anerkennen, die Urtheilssprüche und Gesetze derselben nicht für gültig und verpflichtend erklären. Denn er behauptete, daß diese Versammlungen, weil sie ohne vorhergehende Auspicien und Senatsschluß gehalten würden, ganz constitutionswidrig wären. — Dieser Streit zwischen den beiden Partheien dauerte so lange, bis in den Comitien nach Centurien ein Gesetz durchgesetzt ward, vermöge dessen erklärt wurde, daß alle Verordnungen, die auf den Versammlungen nach Tribus gegeben würden, für alle Bürger gleich verpflichtend sein sollten. J. d. St. 304.

Nun war mit einemmale die Macht des Senats gestürzt, das Volk trat mit seinen Tribunen als alleiniger Gesetzgeber auf, und übte nun, ungekränkt durch Vorrechte der Geburt und Anmäßungen des Reichthums, die Souveränität allein aus.

Die Gegenstände der Versammlungen nach Tribus waren, seitdem man sie constituirt hatte, folgende:

Die Wahl aller plebejiſchen Staatsbeamten, d. h. die Beſetzung der Aemter, welche nach der Verfaſſung nur den Plebejern zukamen.

Die Wahl der Proconſulen und Proprätoren, welche entweder zu einer Armee, oder als Vicekönige in eine Provinz abgingen.

Die Beſetzung einiger Prieſterwürden.

Die Geſetzgebung; denn auf den Comitien nach Tribus wurden ſpäterhin, wenn auch nicht alle Geſetze, doch diejenigen gegeben, an welchen dem Volke vorzüglich gelegen war.

Die Entſcheidung von Proceſſen. Die Nation übte ihr höchſtes Recht über das Leben der Bürger in denſelben aus.

Die furchtbarſte Periode dieſer Volksverſammlungen iſt die ihrer Entſtehung. Als durch ſie die Plebejer ihre Macht gegründet hatten, hörten die Centurien auf ihnen gefährlich zu ſein, und man entriß denſelben nichts mehr, um es vor die Behörde der Tribus zu ziehen. Im Gegentheil vereinten ſich dieſe ſo ſehr unterſchiedene Arten der geſetzgebenden Gewalt ſo nah mit einander, daß eine Vermiſchung unter denſelben entſtand, welche uns aber nicht ganz verſtändlich iſt.

Die Art der Haltung derſelben war ganz der unter den Centurien gleich, nur verſammlete man

ſich auf dem Forum, wo das Volk durch gezogene Garne, wie dort durch die Schranken abgetheilt war.

Da auf allen dieſen Verſammlungen des Volks jeder Bürger ſelbſt erſcheinen mußte, um ſeine Stimme zu geben, ſo iſt an dem tumultuariſchen Lärmen der Volksverſammlungen nicht zu zweifeln. In dieſem Getümmel aber mußte nothwendig diejenige Parthei, für welche die Form der Stimmengebung entſchied, ihren Vortheil finden, und durch denſelben erklärt ſich auch die Nachgiebigkeit, mit welcher die nachfolgenden Klaſſen der zuerſt ſtimmenden ſich beigeſellten.

Minder ſtürmiſch mögen die Verſammlungen geweſen ſein, ſo lange die Ariſtokratie die Oberhand behielt; und hätten die Patricier ihre Gewalt nicht gemißbraucht, ſo würde durch dieſelben ſich auch die Freiheit ungleich länger erhalten haben.

Denn obgleich mit den Volksverſammlungen nach Tribus die Freiheit der Römer zuerſt beginnt, ſo iſt doch gewiß, daß eben dieſe Verſammlungen, als die Bürger entartet und ſchwelgeriſch geworden waren, durch die Feilheit der Stimmen der Verſammleten, den Sturz der Republik nothwen-

dig machten. Die geringere Klaſſe der Bürger, am wohlfeilſten bezahlt, und alſo am leichteſten erkauft, trennte in Rom die Gefühle, welche den Bürger mit dem Staate vereinen, nur kurze Zeit. Uſurpatoren, welche die Menge bald hierhin bald dorthin wendeten, verurſachten, daß das Volk in ihnen den Staat erblickte, und, ſtatt an das Ganze, an ſie ſich ſchloß; Schwelgerei und Luxus aber legten den eigenen Vortheil dem Bürger ſo ſehr an das Herz, daß er das allgemeine Wohl vergaß.

In der That wird es auch eine ſo allgemeine Sitte, Stimmen zu erkaufen, daß ſelbſt der ſtrengſte unter allen Römern, M. P. Cato, ſich dieſe Geſetzwidrigkeit erlaubte, weil er ohne dieſelbe auch das Gute nicht durchſetzen konnte.

III.

Vollziehende Gewalt.

Die vollziehende Gewalt kann in einem Freiſtaate nicht in den Händen der Nation ſein, und von ihr unmittelbar ausgeübt werden. Sie würde auf dieſe Art verwaltet nie ſchnell würken können, und ſehr oft mehr zerſtören als herſtellen.

Auch in Rom war sie daher ganz von der gesetzgebenden getrennt, und nur in sofern gränzte sie daran, daß ein Theil derselben dem Senate anvertrauet war, und daß die Staatsbeamten oder Geschäftsträger der Nation zunächst unter ihm standen. Sonst war sie ganz in den Händen einzelner von dem Volke in seinen Versammlungen ernannten

Staatsbeamten, (Magistratus)

unter welche man alle die Macht und das Ansehn vertheilt hatte, welches vormals in der Person des Königs vereint war.

Diese Staatsbeamten theilte man in Rom

in ordentliche, die zu der constitutionellen Staatsverwaltung gehörten, und

in außerordentliche, die vermöge der Constitution nicht immerwährend, sondern nur im Nothfall auf gewisse Zeiten erwählt wurden.

Zu jenen gehören Consulen, Prätoren, Aedilen, Tribunen des Volks, Quästoren und Censoren, welche jedoch nur alle fünf Jahr erwählt wurden. — Zu diesen der Diktator, der Chef der Reuterei (magister equitum), der Interrex und andre.

Obgleich der Unterschied zwischen Plebejern und Patriciern sich längst verlohren hatte, und

jene zu dem Rechte gelangt waren, alle Staatsämter zu bekleiden, ſo behielt man doch den Unterſchied zwiſchen patriciſchen und plebejiſchen Staatsämtern bei, vielleicht um die letzten vor dem Einfluſſe der Patricier und ihrer Uſurpation zu bewahren. — Das Recht, auf einem elfenbeinernen Thronſeſſel (ſella curulis) zu ſitzen, war nur wenigen Staatsbeamten eingeräumt, und es ſcheint ganz den ehemaligen patriciſchen zu gehören.

Eine neue Eintheilung derſelben war die in höhere und niedere, in römiſche (urbani) und Provinzialbeamten.

In der Darſtellung derſelben leitet die erſte Eintheilung am ſicherſten.

Faſt alle Nationen ſetzen ein gewiſſes Alter, als das der Mündigkeit und Brauchbarkeit zu Staatsgeſchäften feſt. Wahrſcheinlich iſt dies auch in Rom geſchehen, uns iſt es aber nicht mehr möglich, daſſelbe genau zu beſtimmen. Es war Geſetz, daß jeder Staatsbeamte zehn Jahr gedient haben mußte, folglich hätte jeder, der um die Quäſtur, den erſten Schritt in der politiſchen Laufbahn des Römers, anhielt, ſechs und zwanzig Jahr alt ſein müſſen. — Allein der dreiundzwanzig jährige Conſul Valerius Corvus und Scipio Africanus der ältere, der ebenfalls ſehr jung zu dieſer höch-

ſten Würde gelangte, machen die Ausübung dieſes Geſetzes ſehr ungewiß, von welchem ſehr oft Losſprechungen müſſen ſtatt gefunden haben.

Folgende Geſetze beſtimmten die Macht der Staatsbeamten.

„Von dem Urtheil eines jeden Staatsbeamten „kann an das Volk appellirt werden. — Dies Geſetz bekam ſpäter folgenden Zuſatz.

„Jeder, der eine Staatswürde vorſchlägt, „von welcher keine Appellation an das Volk ſtatt „finden ſoll, wird für einen Feind des Vaterlandes, und für geächtet erklärt."

„Niemand kann zwei Staatsämter zugleich bekleiden."

„Niemand kann ein und daſſelbe Staatsamt „früher als nach zehn Jahren bekleiden." — Ein Geſetz, welches ſehr häufige Ausnahmen erlitt.

„Nur derjenige, welcher perſönlich ſich um ein „Staatsamt bewirbt, kann dazu erwählt werden. — Cäſar erhielt Diſpenſation von dieſem Geſetze.

„Alle Staatsbeamten ſtehen im Solde der „Ehre, und erhalten kein Gehalt."

„Jeder Staatsbeamte muß innerhalb der erſten fünf Tage nach dem Antritt deſſelben einen „Eid leiſten, daß er die Geſetze beobachten wolle."

„Jeder Staatsbeamte muß, ehe er ſeine

„Würde niederlegt, schwören, daß er die Gesetze „nicht verletzt habe.“

„Jeder Staatsbeamte kann, wenn er seine „Würde niedergelegt hat, vor das Volk gefordert „werden, um Rechenschaft abzulegen.“

Nicht die Gesetze allein, sondern vorzüglich die Verwaltung und Anwendung derselben ist im Stande, das Glück eines Staats zu gründen. Ein Freistaat kann durch die Mißhandlung der Volksgesetze unglücklich, eine Monarchie durch die edle Verwaltung derselben zu dem Glücke eines Freistaats erhoben werden.

Kein Wunder daher, daß nicht allein die schon angeführten Gesetze gegeben wurden, man mußte auch

der Bewerbung um Staatsämter

Vorschriften geben, die um so wichtiger waren, da das Volk das Recht der Wahlen hatte, da jeder einzelne Bürger nicht ohne Einfluß auf dieselben war, und Bestechlichkeit und Verrätherei hier einen weiten Spielraum erhielten.

Nach römischen Gesetzen mußte ein jeder, der sich um ein Staatsamt bewerben wollte, sich zuerst

bei dem Conſul melden, welcher alsdann, ſobald er ſein Alter und ſein bisheriges Betragen geprüft hatte, ihn entweder zurückwies, und als einen der Bewerbung unwürdigen bei dem Senat angab, oder ihm die Bewerbung freiſtellte, und mit ihr die Erlaubniß, eine weiße Toga zu tragen gab.

Dieſe weißgekollerte und glänzende Toga war die auszeichnende Tracht der Bewerber, und gab ihnen den Namen der Candidaten. Sie trugen dieſelbe gewöhnlich ohne Unterkleid, (tunica) auf dem bloßen Leibe, um durch die ſtumme Beredſamkeit ihrer Wunden, die ſie für das Vaterland erhalten hatten, und zu zeigen ſich nicht ſcheuen durften, auf das Volk zu wirken. — Wahrſcheinlich geſchah es aber auch um nicht Geldſummen zu verbergen, mit denen man das Volk bei den Wahlen beſtechen konnte.

Die Vorliebe des Volks zu erhalten war nun der erſte Zweck aller ihrer Bemühungen, nach welchem ſie zuweilen ſchon Jahre lang vorher geſtrebt hatten, indem ſie überall mit buhleriſcher Popularität ſelbſt dem niedrigſten Bürger ſich wohlwollend nahten, und ihm die Hand drückten. Jetzt, mehr als zuvor berechtigt alles dazu anzuwenden, erſchienen ſie unabläßig auf dem Forum, oft von einer Menge der angeſehenſten Bürger (ehmals

Clienten) begleitet, um durch dieſe Verbindung mit den erſten und geachtetſten Römern des Staats ſich als beliebt, geſchätzt und wichtig zu zeigen. Hier beſtiegen ſie dann die Rednerbühne und empfahlen ſich durch freimüthige Reden, wo das Selbſtlob durch keine falſche Scham eingeſchränkt ward, dem Volke.

Unedle Mittel hat man zu keiner Zeit — wenn man nicht vielleicht die Periode der Ariſtokratie ausnehmen darf — ungenutzt gelaſſen. Die Beſtechung war immer thätig, und die Beſtechlichkeit jederzeit willig zu empfangen. — So ſehr auch Geſetze dies verboten, indem auf das Verbrechen der unedlen Bewerbung (crimen ambitus) eine große Strafe geſetzt war, ſo unterblieb es doch nie; man brachte es vielmehr ſpäter in ein vollkommnes Syſtem. — Der Tribus oder Centurie, welche ihre Stimme zuerſt gab, und deren Beiſpiele die andern gern folgten, machte man die gröſten und dreiſteſten Verſprechungen; man bediente ſich gewiſſer Mäkler und Unterhändler (Interpretes, Sequeſtres) welche umhergingen und mit den Bürgern handelten, bei denen man auch wohl die Summe, welche man verſprochen hatte, niederlegte. — Andere Diener der Candidaten

vertheilten gradezu unter das Volk Summen, die ihnen zu diesem Zwecke anvertraut waren. — Daher verschwand in den spätern Zeiten der Verderbtheit das Verbrechen und die Klage wegen unedler Bewerbung fast ganz, auch hätte das Volk, welches bei demselben sich so gut stand, keinen deswegen verurtheilt.

Am Tage der Wahl standen sie, von ihren Freunden umgeben, auf einer Erhöhung des Forums, die man den Gartenhügel nannte. Auch hier suchten sie noch durch ihre Gegenwart zu würken, während ihre Unterhändler unter dem Gewühl des wählenden Volkes umherschwärmten.

Der Erwählte ward alsdann vom Vorsitzer der Volksversammlung ernannt, und vom Herolde ausgerufen. Er bestieg dann das Tribunal, um in die Hände des Präsidenten einen Eid abzulegen, und verließ dasselbe von Glückwünschen begleitet. Eine zweite Volksversammlung bestätigte alsdann die Wahl.

Die gewöhnliche Stuffenfolge der Staatsämter war: Quästur, Aedilat, Prätur, Consulat. Jedes dieser Aemter bekleidete man ein Jahr, der Censor allein behielt sein Amt achtzehn Monden.

Unter

Unter den

ordentlichen Staatsbeamten

der Republik ſteht oben an

der Conſul.

Von den Königen erbten die erſten Conſulen ihre ganze Macht und alle ihre Ehrenzeichen, nur das verhaßte Diadem und den Purpurmantel legten ſie ab. Die Einſchränkung ihrer Herrſchaft auf ein Jahr, und die Theilung derſelben unter zwei, waren es allein, was ihre Macht begränzte und unter die königliche herabſetzte. — Einen neuen Sturz erhielt dieſe Würde aber durch das Geſetz der Appellation an das Volk, und einen eben ſo großen durch die Trennung der Gerichtsbarkeit von derſelben, welche die Ariſtokraten der neuerfundenen Prätur zueigneten, als die Plebejer das Conſulat erhielten.

Man muß ſie, was ihre Geſchäfte betrift, als die Repräſentanten der Volksmajeſtät, als ſeine erſten Geſchäftsträger, beſonders des Senats, anſehen. Alle übrigen Staatsbeamten ſtanden unter ihnen, die Volkstribunen ausgenommen; ſie verſammelten Senat und Volk, und hatten überall den Vorſitz, an ſie wurden die Geſandten des Auslandes gewieſen, und ſie fertigten die Staats-

papiere an fremde Mächte aus. Ihnen war auch der Nationalschatz (aerarium) anvertraut. — So lange die Prätur nicht errichtet war, gehörte ihnen die höchste Gerichtsbarkeit in Civilsachen, daher standen die Provinzen auch unter ihnen, deren Klagen an sie gerichtet werden mußten. — Die Insignien derselben deuten noch in der spätern Zeit ganz auf diese Gerichtsbarkeit hin. — Ueberdem bezeichneten ihre Namen die römischen Jahre, und diejenigen Gesetze, welche unter ihrem Vorsitz gegeben waren.

Außerhalb Roms, besonders im Felde, war ihre Gewalt noch ausgedehnter. — Wenn ihnen der Oberbefehl über die Armee (imperium) durch ein Gesetz der Curien übertragen war, so waren sie unumschränkte Gebieter derselben, und von ihnen hing die Ernennung aller Unterbefehlshaber, selbst der Anführer von den Hülfstruppen ab. — In ihrem Namen geschahen alle Werbungen und Requisitionen, und sie hatten über die unter ihnen dienenden Bürger selbst das Recht über Leben und Todt. — Daher steckten auch die Liktoren, welche vor ihnen hergingen, die Beile auf, sobald sie vor die Thore Roms kamen, denn in der Stadt durften sie dieselben seit dem Gesetz über die Appellation an das Volk nicht tragen.

Der auszeichnende Schmuck des Conſuls beſtand zuerſt in den genannten zwölf Liktoren, die ſie unter einander entweder theilten, oder die der, welcher im Felde war, dem Conſul zu Rom überließ. Sie gingen in einer Reihe vor ihm her, und machten ihm Platz, wenn er durch das Gedränge des Volks ging. Er ſelbſt trug eine mit einem Purpurſtreif eingefaßte Toga (praetexta) ſtatt des ehemaligen königlichen Purpurmantels, in ſeiner Hand hielt er einen elfenbeinern Scepter, auf deſſen Spitze ein Adler, das kriegeriſche Sinnbild Roms, ſchwebte. Ihm gehörte der elfenbeinerne Thronſeſſel, von dem er ſeine Urtheile ſprach.

Unter den Kaiſern fingen ſie an die Faſcen mit Lorbeern zu umwinden (faſces laureati), auch erhielten ſie, zum Erſatz für wichtige Rechte, die man ihnen willkührlich nahm, den unbedeutenden Putz einer geſtickten Toga, welche dem ehemaligen königlichen Mantel glich, ſogar zum Spott die ehemals blutigen Beile.

Die Wahl neuer Conſulen ſetzte man ſehr früh an, weil man beſorgen mußte, daß dieſe, als die Ernennung der wichtigſten Staatsbeamten, durch alle nur mögliche Mittel geſtört werden mögte. Schon im Julius und Auguſt geſchah dieſelbe, obgleich der neue Conſul erſt im März und ſpäter im

Januar sein Amt antrat. — Der Senat und die ersten im Volke statteten dem neuen Consul ihre Glückwünsche ab, und von ihnen begleitet ging er dann auf das Capitol, um ein feierliches Gebet für das Wohl des Vaterlandes zu verrichten, und dem Jupiter einen weißen Stier zu opfern.

Unter den Kaisern *) verwandelte sich diese Würde in einen Schatten, man setzte sie so sehr herab, daß man sogar Titular-Consulen ernannte.

Der abgehende Consul behielt nachher ein Andenken seiner Würde und seiner Verdienste in dem Titel eines Consularen (vir consularis).

Der Censor

gehört ohnstreitig zu den constitutionellen Staatsbeamten von Rom; denn obgleich er nur alle fünf Jahr erwählt wurde, und später sein Amt nur achtzehn Monden dauerte, so war es doch Gesetz, daß der Staat diesen Beamten nicht entbehren dürfe. Die Wichtigkeit seiner Pflichten liefert den besten Beweis.

Einst mit der Würde der Könige, dann mit dem Consulat vereint, wurde ein besondrer Censor erst im J. 310 auf fünf Jahre erwählt. — Seine

*) Obgleich Rom in dieser Zeit ganz aufhörte, Rom und Republik zu sein, so verdienen diese Verhältnisse desselben doch einige Erwähnung.

Macht und der lange Zeitraum der Ausübung derſelben ſchienen im Mißverhältniß zu ſtehn, und im J. 319 wurde der Beſitz dieſes Amtes auf achtzehn Monden eingeſchränkt. — So ſpricht Cicero *) von der Wichtigkeit der Cenſur:

„Die Cenſoren ſollen von dem Alter, den Kin„dern, den Leibeigenen und dem Vermögen der „Bürger ein Verzeichniß halten; ſie ſollen für die „Tempel, Landſtraßen und Waſſerleitungen Sorge „tragen, und über den Schatz und die Staats„einkünfte die Aufſicht haben. — Sie ſollen das „Volk in Tribus, und dieſe wieder nach dem Al„ter und Vermögen in Claſſen, ſie ſollen Reuter „und Fußſoldaten in Centurien eintheilen. Sie „dürfen nicht dulden daß jemand unverehlicht „bleibe, ſie haben die Oberaufſicht über die Sit„ten des Volkes, und dürfen niemand in dem „Senate dulden, der ihm Schande macht. Ihrer „ſollen zwei ſein, ihr Amt fünf Jahre dauren, „und der Staat nie ohne Cenſoren ſein.“ — Das letztere ſcheint auf die frühere Zeit der Republik ſich zu beziehen.

Ein Amt wie dieſes muſte durch eine weiſe Verwaltung zu dem wohlthätigſten werden. Denn es giebt eine Menge von Immoralitäten, die La-

*) Von den Geſetzen 3, 3.

ſtern gleich, nur darum nicht ſich zu Verbrechen, und für die Strafe des Geſetzes eignen, weil das Geſetz, um die Zahl ſeiner Befehle nicht zu ſehr zu häufen, ſie nicht dafür erklären durfte. Gleichwohl ſind ſie es vorzüglich die den Staat ſtürzen, die ein allgemeines Verderbniß unter allen Bürgern einführen, und leiſe ſich einſchleichend, ihre künftigen furchtbaren Folgen nicht ahnen laſſen. — Daß die Cenſoren in Rom den, durch ſolche Fehler und Schwächen bewirkten, Fall aufzuhalten nicht im Stande waren, beweißt nichts gegen den Werth eines ſolchen Amtes.

Ihr wichtigſtes Geſchäft war

der Cenſus

oder die fünfjährige Zählung aller römiſchen Bürger, mit welcher zugleich eine Beurtheilung ihres Betragens als Bürger, eine Schätzung ihres Vermögens, und eine Taxation ihrer Abgaben als Bürger verbunden war.

Sie beſtraften die, welche im Felde ihre Pflicht verſäumt hatten, und entweder unkriegeriſch oder treulos geweſen waren, den, welcher die Bearbeitung ſeiner Ländereien vernachläßigte; ſie zwangen den ehelosen ſich zu vermählen oder einen Hage-

ſtolzen Tribut (Aes uxorium) zu bezahlen, ſie unterſuchten das Verhältniß zwiſchen dem Aufwande und dem Vermögen der Bürger, das Wohlanſtändige und Redliche in ihrem Betragen. Kein Verbrechen ſtraften ſie aber mehr als die Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit.

Alle Strafen indeß, welche ſie auflegten, trafen nur das Ehrgefühl und wirkten blos durch Beſchimpfungen, die jedoch nicht ehrlos machten. Sie nahmen dem Senator ſeine Würde, ſie ließen den Ritter ſein Pferd verkaufen, ſetzten den Bürger in eine niedere Tribus oder Klaſſe, erhöhten ſeinen Tribut oft bis zum doppelten. — Von allen dieſen Beſchimpfungen aber mußten ſie die Urſach angeben, die gleichwohl ohne Beweis angenommen ward. — Sie ſelbſt ſtanden wechſelſeitig einer unter der Cenſur des andern.

Es iſt kein unbedeutender Umfang den die Macht der Cenſoren durch den großen Einfluß der Cenſus auf alle Angelegenheiten der Bürger hatte. Vorzüglich auch in der Rückſicht, daß ſie dadurch das Recht erhielten, nicht allein die Einkünfte des ganzen Staates, ſondern auch den Beitrag der einzelnen Bürger nach Willkühr zu beſtimmen. Auf dieſe Art gaben ſie alle Luxusgeſetze, und was nach ihrer Entſcheidung zu dem Luxus gehörte,

war einer willkührlichen Tributsbestimmung überlassen.

Außerdem war es aber ihre Pflicht für die Verpachtung der Staatseinkünfte zu sorgen. Dies geschah öffentlich auf dem Forum vor allem Volke, wo sie die Pacht dem Meistbietenden zuschlugen. Die Listen über die Nationaldomänen waren gleichfalls ihrer Verwahrung anvertraut.

Alles was überdem die der Nation gehörenden öffentlichen Anstalten, Tempel, Straßen, Gebäude, Wasserleitungen betraf, war ihrer Aufsicht anvertraut. Der Senat dekretirte den Bau derselben, und setzte eine Summe dazu aus, die Censoren verpachteten den Bau, und sorgten für die Ausführung desselben. Daher führen auch die Prachtgebäude oft den Namen der Censoren, z. B. Basilika, Porcia, Sempronia.

Weitgreifende Macht reizt zum Mißbrauch, dies erfuhr Rom auch an seinen Censoren; daher wurde durch Gesetze ihr Einfluß späterhin eingeschränkt, unter andern dadurch, daß ein Censor die Beschlüsse des andern vernichten konnte. Später noch unterwarf Clodius, der ihre Macht zu fürchten hatte, sie allen gerichtlichen Formalitäten, wodurch ihre Strafe sehr erschwert und ihre Macht fast ganz vernichtet ward.

Da Rom geſetzmäßig immer drei und ein halbes Jahr ohne Cenſoren war, ſo frägt ſich, wie die ausgebreiteten Geſchäfte derſelben unter dieſer Zeit verwaltet wurden. Es iſt wohl außer Zweifel, daß während dieſer Zeit ein großer Theil derſelben an die Conſulen, denen ſie ſchon ehemals gehört hatten, theils auch an die Prätoren und Aedilen fallen mußte.

Zu der Würde eines Cenſors konnte der Römer nur einmal gelangen, nach dem Geſetz des C. Marcius Rutilus, der, als er ſelbſt zum zweitenmale dazu erhoben war, das Volk vor ähnlichen Schritten warnte.

Wenn ein Cenſor ſtarb, ſo ward ihm kein Nachfolger erwählt, auch ſein Amtsgenoſſe legte ſeine Stelle nieder, und es wurden neue ernannt. — Der Aberglaube hatte Antheil an dieſem Geſetze.

Die Cenſoren traten ihr Amt gleich nach der Wahl an. Sie leiſteten einen Eid, nur auf Wahrheit und Gerechtigkeit zu ſehen.

Wenn die Zeit ihres Amtes bald verlaufen war, ſo loſeten ſie, wer das Luſtrum (den fünfjährigen Zeitraum) ſchließen ſollte. Dieſe Feierlichkeit geſchah nach vollendetem Cenſus auf dem Marsfelde. Ein feierliches Gebet, mit einem Dank für die Erhaltung der Republik verbunden, fing dieſelbe an,

und eine Weihung des römischen Volkes durch die Einkreisung von Opferthieren beschloß dieselbe, Suovetaurilia. S. den ersten Band der Anthusa.

Es scheint mir hier der nicht unpassende Ort zu sein, eine Liste von den verschiedenen Zählungen des römischen Volkes zu liefern, so weit uns dieselben in den Geschichtschreibern und ihren Fragmenten aufbewahret sind. Man kann daraus am sichersten den Wachsthum, nicht allein der Volksmenge in Rom, sondern auch der Bürgerzahl des römischen Reiches beurtheilen.

Die vier ersten Lustren, welche unter Servius Tullius (dem diese Einrichtung ihren Ursprung verdankt) fielen, sind uns ganz unbekannt. Die Tabelle fängt mit dem fünften an.

Lustrum.	Jahr der Stadt.	Zahl der Bürger	Staatsbeamten.
V.	245	130000	Consulen.
VI	252	150700	Dictat Fortius.
VII.	260	110000	Consulen.
VIII.	279	103000	Consulen.
IX.	288	124215	Consulen.
X.	294	132000	Consulen.
XI.	310	unbekannt	Censoren.
XII.	318	unbekannt	Censoren.
XIII.	—	—	Censoren.
XIV.	335	—	Censoren.
XV	—	—	Censoren.
XVI.	350	—	Censoren.
XVII.	—	—	Censoren.

Luſtrum.	Jahr der Stadt.	Zahl der Burger.	Staatsbeamte.
XVIII.	361	152573	Cenſoren.
XIX.	374	—	Cenſoren.
XX.	390	—	Cenſoren.
XXI.	402	—	Cenſoren.
XXII.	—	160000	—
XXIII.	421	—	Cenſoren.
XXIV.	—	—	—
XXV.	435	—	Cenſoren.
XXVI.	441	—	Cenſoren.
XXVII.	446	—	Cenſoren.
XXVIII.	449	—	Cenſoren.
XXIX.	454	—	Cenſoren.
XXX.	460	262322	Cenſoren.
XXXI.	464	273000	Cenſoren.
XXXII.	—	278222	Cenſoren.
XXXIII.	478	271224	Cenſoren.
XXXIV.	—	—	—
XXXV.	489	292224	Cenſoren.
XXXVI.	495	—	Cenſoren.
XXXVII.	501	297797	Cenſoren.
XXXVIII.	506	251222	Cenſoren.
XXXIX.	512	260000	Cenſoren.
XL.	519	—	Cenſoren.
XLI.	523	—	Cenſoren.
XLII.	528	—	Cenſoren.
XLIII.	533	270213	Cenſoren.
XLIV.	545	137108	Cenſoren.
XLV.	549	214000	Cenſoren.
XLVI.	554	—	Cenſoren.
XLVII.	559	143704	Cenſoren.
XLVIII.	564	258328	Cenſoren.
XLIX.	569	—	Cenſoren.
L.	574	273244	Cenſoren.
LI.	579	267015	Cenſoren.
LII.	584	312805	Cenſoren.
LIII.	589	327022	Cenſoren.
LIV.	594	328314	Cenſoren.
LV.	599	324000	Cenſoren.

Luſtrum.	Jahr der Stadt.	Zahl der Bürger.	Staatsbeamten.
LVI.	606	322200	Cenſoren.
LVII.	611	328342	Cenſoren.
LVIII.	617	323000	Cenſoren.
LIX.	622	313923	Cenſoren.
LX.	629	390736	Cenſoren.
LXI.	—	—	Cenſoren.
LXII.	639	394336	Cenſoren.
LXIII.	—	—	—
LXIV.	—	—	—
LXV.	656	—	—
LXVI.	661	—	Cenſoren.
LXVII.	664	463000	Cenſoren.
LXVIII.	683	450000	Cenſoren.
LXIX.	692	—	—
LXX.	—	—	—
LXXI.	703	320000	letzte Cenſoren.
*) LXXI.	725	4064000	Conſuln.
LXXII.	745	4163000	—
LXXIII.	765	—	—
LXXIV.	800	6914000	Cenſoren.
LXXVI.	826	—	—

So manche Lücken ſich in dieſer Tafel finden, die ich aus Beauforts Angaben gezogen habe, ſo bleibt ſie doch, wenn man die Begebenheiten des Staats dagegen hält, in jeder Rückſicht belehrend.

Was die Ehrenzeichen der Cenſoren betrift, ſo waren ſie, die Lictoren abgerechnet, (denn dieſe kamen nur denen Staatsbeamten zu, die eine Ju-

*) Die letzten Cenſoren ſchloſſen das Luſtrum nicht, es blieb ſehr lange offen, und ward alſo von neuem gezählt.

risdiktion hatten,) denen der Conſuln gleich; auch ſie hatten Toga prätexta und den elfenbeinernen Thronſeſſel. — Sie gehörten zu den geſchätzteſten Männern Roms, weil ſie die unbeſcholtenſten ſein mußten. — Auguſt maßte ſich auch dieſes wichtige Staatsamt an, indem er ſich zum beſtändigen Aufſeher der Sitten (praefectus morum) machte. Blos um den Cenſus zu halten, wählte man Cenſoren, denen dieſe Würde nicht mehr als ein Titel war.

Prätor

war in den erſten Zeiten Roms der allgemeine Titel aller Staatsbeamten. Als die Plebejer aber das Recht auf die Conſulwürde erlangten, da entſtand durch Camillus eine neue unter dieſem Namen. Die Ariſtokraten wollten ſich nicht unter der Jurisdiktion der Plebejer ſehen, und trennten daher dieſen Theil der Geſchäfte von dem Conſulat.

Nur für die Gerichtspflege beſtimmt, war anfangs ein Prätor in Rom; als aber die Volkszahl wuchs, erwählte man einen zweiten, und eignete jenem die Entſcheidungen über Proceſſe unter den Bürgern (praetor urbanus), dieſem unter Fremden (praetor peregrinus) zu. Die erſten Provinzen, Sicilien und Sardinien, nebſt Spanien,

wurden die Veranlassung zu vier neuen Präturen, indem die Statthalter in denselben diesen Titel erhielten. Als aber die permanenten Gerichtshöfe für Staatsverbrechen (quaestiones perpetuae) constituirt wurden, sandte man die Prätoren nicht mehr in die Provinzen, und die Zahl derselben wuchs nach und nach bis zu zehn.

Gleichwohl blieb der wichtigste unter diesen immer der Bürger-Prätor, der auch bei Abwesenheit der Consulen ganz ihre Stelle vertrat, und alle ihre Geschäfte übernahm. — Sein Amt legte ihm folgende Pflichten auf.

Er verwaltete, als höchstes Oberhaupt, die Rechtspflege, und schlichtete alle Processe zwischen Privatpersonen. Dies geschah entweder feierlich im Kreise von Richtern auf der Sella curulis sitzend, die auf einem erhabenen Gerüste (tribunal) stand; oder ohne Formalitäten auf der Stelle, durch ein Rescript. Seine rechtliche Gewalt drückt die Sprache der römischen Justiz durch folgende Worte aus: Do, dico, addico. Jenes bezeichnet das Recht Richter zu ernennen, das zweite, die Befugniß einen Urtheilsspruch zu fällen, das letzte, die Macht den Verurtheilten der Strafe zu überliefern.

Da man die Unzulänglichkeit der Zwölf-Tafel-Gesetze bald bemerkte, und sich gleichwohl vor herrsch-

süchtigen Decemviren fürchtete, so erhielt der Bürger-Prätor das Recht, als Supplemente jener Gesetze gewisse Rechtsgrundsätze, welche der allgemeinen Billigkeit gemäß waren, für die Dauer seines Amts bekannt zu machen, und nach ihnen die Processe zu entscheiden (Edictum). Sie waren Entscheidungsnorm für alle seine Amtsgenossen, und ein späteres Gesetz verpflichtete sie, sich genau nach denselben zu richten.

Außer dem schon erwähnten Vicariat für die Consulen, hatte der Prätor die Aufsicht über feierliche Spiele, welche, dem Apoll und der Diana zu Ehren, mit Wettrennen und Kämpfen begangen wurden. Mit einer gestickten Toga bekleidet, fuhr er dann, die Feierlichkeit eröfnend, um den Circus her. — Wahrscheinlich dirigirte er auch die öffentlichen Feste, zu denen der Staat in irgend einer Verlegenheit durch ein allgemeines Gelübde sich anheischig gemacht hatte.

So wie der Prätor die Stelle der Consulen vertrat, so ersetzte er auch den Platz der Censoren; auch vertraute der Staat seiner Führung Flotten und Heere an, doch mußte er hiezu vom Senat und den Volksversammlungen nach Curien besonders bevollmächtigt sein.

Die permanenten Gerichtshöfe über Staatsverbrechen hatten ihre eigenen Prätoren. Anfangs waren vier derselben constituirt: über Provinzendruck und Erpressungen (de repetundis), über Veruntreuung der Nationalgelder (peculatus), über gesetzwidrige Bewerbung um Staatsämter (ambitus), und über das Verbrechen der beleidigten Volksmajestät (majestatis). Sylla vermehrte sie mit zwei neuen Cammern: über Meuchelmörder und Banditen (de sicariis, de vi publica) und über Giftmischer (de vi privata, de falsis et veneficis). Man erkennt den furchtsamen Tyrannen in diesen Einrichtungen. — — Obgleich aber das Volk nur um bei der, mit dem Sittenverderbniß wachsenden Zahl der Verbrechen, die Processe zu beschleunigen und abzukürzen, diese Gerichtshöfe festgesetzt, und jedem Prätor Beisitzer (quaestores) zugeordnet hatte, so gab es damit doch nicht seine höchste Gerichtsbarkeit in allen diesen Fällen aus der Hand. Es behielt sich das Recht vor, diese Angelegenheiten, wenn die Person, oder der Vorfall selbst es verdiente, durch seine Versammlungen zu entscheiden. So war es, als Clodius vom Milo ermordet war. — Die Prätoren bestimmten unter einander durch das Loos

diese

dieſe Gerichtshöfe, aber der Bürger-Prätor hatte immer die höchſte Aufſicht über ſie.

Ein wichtiges Geſchäft des Prätors war, die jungen Bürger anzuerkennen, und ihnen die Toga der Männer anzulegen. Er gab ihnen zugleich das Recht, durch öffentliche Thätigkeit in den Gerichtshöfen oder für den Staat ſich zu bilden. — Vor ſeinem Tribunal geſchah auch die feierliche Loslaſſung der Sklaven (per vindictam).

Seine Ehrenzeichen waren: ſechs Liktoren (in den Provinzen mit aufgeſteckten Beil), eine verbrämte Toga, der elfenbeinerne Seſſel, und das Gerüſt auf welchem er ſtand. — Als die Kaiſer dem Praefectus urbi die Macht der Prätoren anvertrauten, gaben ſie ihm als Ehrenzeichen das Schwerdt.

Als das Volk vom heiligen Berge in die Stadt zurückgekehrt war, und ſeine Tribunen erhalten hatte, ließen dieſe ſich unter dem Titel der

Aedilen des Volks

einige Gehülfen geben, um ſie in der Vollziehung ihrer Befehle zu unterſtützen. Bald nachher aber, als man Volksfeſte, wegen der Verſöhnung der beiden Partheien geben wollte, die unter Camill zu Stande kam, und die plebejiſchen Aedilen die Koſten derſelben ſcheuten, da ſtellten die Patricier

ein paar junge Männer aus ihrer Mitte auf, welche die Kosten zu diesen Volksspielen herzugeben bereit waren, wenn man ihnen die Würde der Aedilen übertragen, ihnen die curulischen Ehrenzeichen geben, und diese Würde nur den Patriciern eignen wollte. So entstanden

die curulischen Aedilen,

zu welchen man aber schon im folgenden Jahre auch Plebejer erwählte.

Wie die Geschäfte beider Aedilen sich einander begegnet sind, oder wo sie sich trennten, ist schwer auszumachen. Cicero schildert sie ohne Rücksicht auf den Unterschied ihrer Würde und ihres Standes mit folgenden Worten: „Es sollen Aedilen „sein, denen die Policei der Stadt anvertraut ist, „welche für Lebensmittel und feierliche Spiele sor„gen sollen, und dieses Amt soll die erste Stuffe „sein, von welcher sie zu den höchsten Würden der „Republik steigen können." — Das letztere galt vornehmlich von den curulischen Aedilen, welche bei den feierlichen Spielen, welche sie auf ihre Kosten gaben, sich die ungeheuersten Verschwendungen zu gute hielten, um die Gunst des Volkes und durch sie Provinzen zu erhalten, aus welchen sie mehr noch als die verschwendeten Summen erpressen konnten.

In Rückſicht der Polizei hatten ſie die Aufſicht über Tempel und öffentliche Gebäude, Straßen, Waſſerleitungen, Bäder, Portikos und Baſiliken; ſie verhüteten Unruhen und Ausſchweifungen in den öffentlichen Häuſern, und die Freudenmädchen mußten durch ſie ihren Namen in die Liſte der Buhlerinnen eintragen laſſen. Alle Vergehen gegen dieſe ihrer Aufſicht anvertrauten Geſetze beſtraften ſie mit einer Geldbuße. – Seit Auguſt ſtanden die Feueranſtalten unter ihrer Direktion.

Mit den öffentlichen Plätzen gehörte alles, was daſelbſt verkauft oder feil geboten wurde, unter ihre Oberaufſicht, ſo wohl die Waaren als auch Maas und Gewicht. Sie mußten auch dem öffentlichen Wucher ſteuern, und auf die Beobachtung der Zinſengeſetze halten. – Bei entſtehendem Kornmangel erhielten ſie vom Senat den Auftrag, Getreide aufzukäufen und unter die Bürger zu vertheilen; als aber dieſe Kornvertheilungen zu einer feſtſtehenden Sitte wurden, ernannte Cäſar beſondere Aufſeher derſelben, unter dem Namen der cerealiſchen Aedilen.

Als Unternehmer der öffentlichen Volksfeſte ſtanden die der Ceres und des Bachus, der Cybele, Jupiters und Minervas unter ihren Befehlen. Sie beſorgten alle dazu erforderlichen Anſtalten,

kauften Fechter, wilde Thiere, und forderten die Wettrenner auf. Sie prüften die Schauspieler, ließen sie einstudiren und belohnten nachher Dichter und Schauspieler. — In den uns noch übrigen Anschlagszetteln (Didascalien, wenn ich dies Wort so erklären darf) werden sie daher immer namentlich aufgeführt. Ich führe hier eine derselben an.

Der Verschnittene.
Ein Lustspiel
des Publius Terentius
aus Carthago.
Aufgeführt an dem
Feste der Cybele
als
L. Posth. Albinus und L. Corn. Merula } curruliſche Aedilen waren.
Es spielten:
L. Ambivius Turpio
und
L. Attilius Pränestinus.
Die Musik setzte
Flaccus, der Sohn des Claudius,
für zwei rechte Flöten.
(Tibiis duabus dextris.)
Aus dem griechischen des Menander.

Für dieſes Schauſpiel erhielt Terenz 8000 Seſterzen (315 Rthlr.).

Nur die curuliſchen Aedilen hatten die auszeichnenden Ehrenzeichen des elfenbeinernen Thronſeſſels, und der verbrämten Toga. Die übrigen waren durch nichts kenntlich. Uebrigens fehlten ihnen Lictoren, denn ſie hatten keine Jurisdiction, auch hatten ſie weder das Recht jemanden verhaften, noch verurtheilen zu laſſen. Oeffentliche Staatsſklaven folgten ihnen als Diener. — Unter den Kaiſern erhielten ſie eine Jurisdiktion und vielleicht auch Lictoren. Gegen Conſtantins Zeit verſchwinden ſie ganz.

Die Tribunen des Volks

ſind von dem erſten Augenblicke ihrer Erſcheinung die Haupttriebfeder der ganzen römiſchen Geſchichte. Ihr Kampf für die Rechte des unterdrückten Volks gegen die Uebermacht der Ariſtokraten, ſo wie ſpäter ſelbſt der Mißbrauch ihrer conſtituirten Vorrechte, beleben den Gang der Begebenheiten.

Durch ſeine Entweichung auf den heiligen Berg, hatte das Volk im J. R. 260 dieſe ſeine Fürſprecher errungen. Ihre Zahl, anfangs auf zwei eingeſchränkt, wuchs ſpäter bis auf zehn,

und der Senat bewilligte dies sehr gern, sobald er einsah, daß durch die größere Zahl der Theilnehmer die Gewalt selbst entkräftet würde, um so mehr, wenn ein Zusammenwirken aller erfordert ward. — Von den Volksversammlungen nach Curien wurde ihre Wahl später auf die nach Tribus verlegt; und wenn gleich alle übrigen Staatsbeamten in Rom für eine Zeitlang aufgehoben sein durften, so erklärte dennoch ein Gesetz, daß der Staat nie ohne Tribunen des Volks sein dürfe. Daher existiren sie selbst wenn ein Diktator erwählt ist, und wenn den Consuln oder andern Staatsdienern durch den feierlichen Befehl, auf die Rettung des Vaterlandes bedacht zu sein, eine kurze Souveränität anvertraut wird.

Folgende Vorrechte bildeten ihre Macht:

Die heilige Unverletzlichkeit ihrer Personen; denn das Gesetz sprach Fluch und Acht über denjenigen aus, der an ihnen sich vergreifen würde. — Ein späteres Gesetz sagte sogar: „Niemand soll die Tribunen des Volks in den „von ihnen berufenen Versammlungen des „Volks unterbrechen, oder ihnen widersprechen. „Handelt jemand gegen dies Gesetz, so soll er auf „der Stelle Bürgschaft leisten, daß er die Geld„buße, zu der er verurtheilt werden wird, zahlen

„werde; weigert er ſich deſſen, ſo ſoll er ſterben, „und ſeine Güter dem Staate anheim fallen.“ — So waren ſie gegen Eingriffe in ihre Macht geſchützt, die ſie ſich gegen jeden andern Staatsbeamten erlauben durften.

Das Recht und die Pflicht, Beſchützer des Volks zu ſein, es ſowohl im Allgemeinen vor Druck zu bewahren, als auch den Einzelnen vor Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen zu ſichern, mußte ihre Macht um ſo höher heben, je mehr das Volk ſelbſt dabei intereſſirt war, ſeine Schutzgötter allmächtig zu machen. — Um den Bürger dieſen Schutz gewähren zu können, hatte man ihre Wohnungen, wie ihre Perſonen, für unverletzlich erklärt; ſie bildeten die Freiſtätte für jeden ſchutzſuchenden Bürger, und ihre Thüren mußten daher Tag und Nacht geöfnet ſein. Sie konnten aus eben dieſem Recht Gefangene ihrer Ketten befreien, den, welcher verhaftet werden ſollte, ſogleich freiſprechen, und Urtheilsſprüche anderer Staatsbeamten vernichten. — Dieſer Schutz, den die beleidigte Klaſſe bei ihnen fand, war ein ſo wichtiger Theil ihrer Pflicht, daß es ihnen unterſagt war, Rom zu verlaſſen, außer an den Tagen der latiniſchen Nationalſpiele (feriae latinae). — Die Tribunen bedienten ſich, als ſie

ihre Macht auszudehnen anfingen, dieſes Rechts zum Vorwande, um ſelbſt den höchſten Staatsdienern, kraft der Volksmajeſtät, welche ſie repräſentirten, den Verhaft anzukündigen, ſo wie ſie die Unverletzlichkeit ihrer Perſon, ſelbſt auf ihre Boten und Diener (viatores) ausdehnten.

Ihr Veto vollendet die Macht, welche die beiden genannten Vorrechte ihnen geben. Kraft dieſes wichtigen Worts wirkten ſie auch in das Große der Staatsmaſchine, in den Gang der Geſetzgebung, und in die Schickſale des Vaterlandes. Sobald ſie es ausgeſprochen hatten, waren alle vorhergehenden Berathſchlagungen vernichtet, ſelbſt ſobald nur ein einzelner dieſes Wort hören ließ. — Jeder Senatsſchluß mußte überdem von ihnen unterzeichnet werden.

Außerdem konnten ſie ſowohl Senat als Volk zuſammen berufen, und über jeden Gegenſtand, der, nach ihrer Meinung, der allgemeinen Ueberlegung würdig war, Vorträge halten. Bei denſelben ſchützte ſie vorzüglich das Recht, von Niemand unterbrochen werden zu dürfen.

In der Macht der Tribunen ſelbſt fand endlich die ariſtokratiſche Parthei in Rom das Geheimniß, ihnen entgegen zu wirken. Da alle mit gleicher Gewalt bekleidet waren, ſo hatte ein jeder das

Recht, die Vorschläge seines Amtsgenossen durch sein Veto zu vernichten. — Der Charakter der Staatsbeamten entkräftete die Würden; denn zu welcher Höhe würde sich die Nation erhoben haben, wenn eine Vollmacht, wie diese, immer in den Händen von Männern gewesen wäre, die, über allen Eigennutz erhaben, von allem Partheigeiste frei, nur das Glück derer gewollt hätten, die sie zu ihren Beschützern constituirten.

Es ist ohne Zweifel, daß eine besondere Tracht auch sie dem Volke kenntlich machte, worin sie und die übrigen Ehrenzeichen derselben aber bestanden, ist uns nicht aufbehalten.

Eine Würde, welche so ganz dazu ausgerüstet war, um alle Monarchie zu unterdrücken, konnte der Stifter derselben neben seinem Throne nicht dulden. August, der überhaupt die Monarchie auf die natürlichste Art, nämlich durch Vereinigung aller republikanischen Staatsämter in seiner Person, constituirte, vergaß nicht, auch dieses Tribunat sich zuzueignen.

Die Quästur

bildete die niedrigste unter den bisher genannten Staatswürden, und sie war die erste Stufe, welche der junge Römer bei seiner politischen Laufbahn betrat.

Den Titel, Quäſtoren, führten mehrere Staatsbeamte; hier kann nur von denen die Rede ſein, welchen der Nationalſchatz anvertraut war, und die daher ſowohl Quaeſtores urbani, als aerarii hießen.

Außer dem Nationalſchatz, der, im Saturnustempel verwahrt, ihrer Aufſicht anvertraut war, und über welchen ſie Rechnung führten, war ihnen auch noch das Finanzweſen der Provinzen, welches mit dem Schatze in Verbindung ſtand, und die Beſoldung der Armee übertragen, weshalb ſich häufig Quäſtoren bei den römiſchen Heeren finden. Ihnen ward auch die Beute abgeliefert.

In dieſer Hinſicht ſind ſie zunächſt Diener des Senats, und Geſchäftsträger deſſelben. Eben dieſer trug ihnen auch auf, die Geſandten fremder Staaten zu empfangen, zu begrüßen, und auf Koſten des Staats zu bewirthen.

Das ganze Archiv des Staats, es mogten nun Senatsſchlüſſe oder Volksgeſetze, Akten über Bündniſſe oder Friedensſchlüſſe ſein, war ihrer Aufſicht zugleich mit der Schatzkammer anvertraut. Auch verwahrten ſie die Adler der römiſchen Heere.

Man erkennt in dieſen Geſchäften einen Platz, an welchem ſich der junge Römer für diejenigen Aemter, welche mit größerer Macht und Ein-

fluſſe ausgeſtattet waren, ſehr glücklich vorbereiten konnte.

Ihre Ehrenzeichen ſind unbekannt. Sie hatten keine Liktoren, und vielleicht nicht einmal eine verbrämte Toga.

Unter den Kaiſern verwandelten ſich die Quäſtoren in Sekretäre derſelben, und bekamen den Titel: Quaeſtores ſacri pallatii.

Man ſieht, daß dieſe Staatsbeamten weder für eine ſo große und volkreiche Stadt, als Rom, noch für eine halbe Welt und deren Beherrſchung hinreichend waren. Daher gab es theils in Rom ſelbſt noch eine Menge von niederen Bedienungen, welche nicht den Namen der Staatsbeamten (magiſtratus) führen, theils hatte man eine beſondere Klaſſe der Provinzial-Staatsdiener. Von dieſen zuletzt.

Um jene nicht ganz zu übergehen, führe ich blos ihre Namen an, und dies kann um ſo mehr genügen, da der Name gewöhnlich ihr Geſchäft und Wirkungskreis bezeichnet. Es gehören dahin **Criminalrichter** (Triumviri capitales), gewiß nur für Fremde, Freigelaſſene, und Sklaven; **Aufſeher des Münzweſens** (Triumviri mo-

netales); Aufseher über die Chaußeen (Quatuorviri viales); Aufseher über öffentliche Gebäude (Curatores operum publicorum), über die Straßen (C. viarum), über die Wasserleitungen (C. aquarum), und über die Kornvertheilungen (C. annonae). Auch war für die Sicherheit bei Nacht durch die Triumviri nocturni gesorgt.

IV.

Außerordentliche Staatsbeamte

sind alle die, welche, wenn gleich nicht permanent zu jeder Zeit in Rom gegenwärtig und thätig, doch zuweilen, wenn auch selten und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten erwählt wurden, und in sofern immer constitutionsmäßig waren. Unrichtig zählt man zu ihnen die Würden der gesetzgebenden Decemvirn, die vom Volke mit Haß und Abscheu entfernt wurden, der Tribunen mit consularischer Gewalt, die nur einmal in der Geschichte auftraten, wo die Aristokraten sich sträubten, den Plebejern das Consulat einzuräumen, und der Triumvirn zur Rettung des

Staats (Triumviri reipublicae conſtituendae cauſa), welche in die Zeit einer Tyrannei fallen, wo das Volk nicht mehr frei handelte, wo ſie dieſelbe ſtatt des Staats conſtituirten. — Was ſie betrift, gehört einzig und allein in die Geſchichte, nicht in die Darſtellung der Verfaſſung Roms.

Unter den außerordentlichen Staatsbeamten ſteht oben an

der Diktator.

Aus den Zeiten der königlichen Regierung wußte der Römer, wie wohlthätig für den Staat es war, wenn die Macht des Ganzen ſich in den Entſchlüſſen eines Einzigen vereinigte. Die Erfahrung hatte dies damals eben ſo ſehr bewieſen, als die ſpätere, daß bei aller Wohlthätigkeit der republikaniſchen Verfaſſung der Gang der Angelegenheiten durch Umſtändlichkeit aufgehalten würde. — Dieſe Würde vereinte daher alle Rechte eines Königs; ſo lange ſie dauerte, war die republikaniſche Verfaſſung aufgehoben, und die Monarchie conſtituirt. Daher wählte man den Diktator ſelten, und nur auf kurze Zeit, gewöhnlich auf ſechs Monate, die man nur in den verzweifelteſten Lagen des Staats mit eben ſo vielen vermehrte.

Auf Befehl des Senats erwählte der Conſul

den Diktator nach feierlichen Auspicien um Mitternacht, gewöhnlich aus den Consularen.

Seine Macht war unumschränkt, er empfing weder vom Volk, noch vom Senat Befehle, hatte das Recht über Leben und Tod der Bürger, und von seinem Urtheil fand keine Appellation an das Volk statt. — Alle übrigen Staatsbeamten cessirten so lange er die Herrschaft hatte, selbst der Senat und die Volksversammlungen waren vernichtet, und die Tribunen ihrer hohen Vorrechte beraubt. Vier und zwanzig Liktoren, in deren Fascen die Beile drohten, verkündigten diesen mächtigen Staatsbeamten.

Die kurze Dauer dieser Würde sicherte indeß einigermaßen vor Tyrannei und vor dem Sturze der Freiheit, obgleich ein Sylla und Cäsar auch dieses Hinderniß überwanden. Eben so glaubte der Römer sich dadurch geschützt, daß er den Nationalschatz diesem Beamten nicht ohne besondere Verwilligung des Volks anvertraute, daß er ihm nur durch ein besonderes Dekret ein Commando übertrug, und daß er nie Italien verlassen durfte, weil man besorgen mußte, daß er aus entfernten Provinzen mit einem furchtbaren Heere zurückkehren könnte. Vielleicht aber glaubte man vielmehr, nur der Rettung der Hauptstadt es schuldig zu sein, die

Republik in die Hand eines einzigen zu geben, und wartete daher mit dem letzten Rettungsmittel, bis die Gefahr in das Herz des Staats gedrungen war. — Aber auch hier konnte sie gefährlich werden. Indeß hatten dies Sylla und Cäsar kaum bewiesen, als ein Senatsschluß sie für immer aufhob.

Die Veranlassungen zur Wahl eines Diktators waren vorzüglich folgende:

Ein Krieg, der dem Staate gefährlich schien.

Unruhen in Rom selbst, die einer schleunigen Unterdrückung bedurften.

Die Haltung der Comitien zur Wahl der Consuln, wenn die zeitigen Consuln abwesend waren.

Die Ergänzung des Senats.

Die Feier der latinischen Nationalfeste.

Die Wahl eines Censors, wenn einer derselben gestorben war.

Die Versöhnung der Götter durch das Einschlagen eines Nagels in die Wand des Minerven-Tempels.

Man sieht überall, daß man den Diktator da hinstellte, wo man den König vermißte, sei es nun in Gefahren, oder da, wo der Aberglaube eine besonders geweihte Person zu sehen verlangte.

Der beſtändige Amtsgehülfe des Diktators (denn die römiſche Geſchichte zählt nur ſehr wenig Fälle auf, wo er fehlte) war

der Chef der Reuterei. (Magiſter equitum).

Dieſer empfing von ihm alle Befehle zur Vollziehung, und erſetzte auch, ſowohl bei dem Heere, als ſelbſt in der Stadt, die Stelle des abweſenden Diktators. Seinem Befehle waren vorzüglich die leichten Truppen anvertraut, daher ſein Titel, der nicht ohne Beziehung auf den Titel des Diktators (Magiſter populi) iſt. — Seine Ehrenzeichen waren ſechs Liktoren, der elfenbeinerne Thronſeſſel, und die verbrämte Toga.

Der Interrex,

fand ſchon in den Zeiten der königlichen Regierung ſtatt. Denn da Rom ein Wahlreich war, ſo mußte zwiſchen dem Tode des Regenten und der Ernennung ſeines Nachfolgers immer ein Zeitraum verfließen. — Während deſſelben waren nun noch dazu die Comitien zur Wahl des Königs zu halten, welche eines Präſes bedurften.

Um dieſen nicht vermiſſen zu laſſen, wählte man einen Zwiſchenregenten (Interrex), der ſeine Würde aber nicht länger als fünf Tage bekleidete,

vor Ablauf derſelben aber ſeinen Nachfolger ernannte, bis in den von einem derſelben dirigirten Comitien ein König erwählt war. Der erſte durfte und konnte wegen der drei Markttage vorher nothwendigen Ankündigung der Comitien dieſelben nicht halten, aber jeder ſeiner Nachfolger.

Die Inſignien dieſes Staatsbeamten waren die des Conſuls.

Die Plebejer haben es nie der Mühe werth gehalten, eine Würde, wie dieſe, mit den Patriciern zu theilen. — Während der Republik wurde der Interrex zur Direktion der Comitien, auf welchen die neuen Conſuln erwählt werden ſollten, ernannt; auch in andern Fällen, wenn es an dirigirenden Staatsbeamten fehlte.

Der Stadthauptmann (Praefectus urbis) war ein Beamter, dem die Könige, wenn ſie in das Feld gingen, die Stadt anvertrauten; er verſchwand, als Rom Prätoren erhielt, welche die Stelle ſeiner Conſuln immer erſetzen konnten. Doch ernannte man einen während der Feier der latiniſchen Nationalfeſte, bei welchen alle Staatsbeamte Roms gegenwärtig ſein mußten. Daher führte ſein Titel den Zuſatz: latinarum cauſa

Zu den geringern Würden dieſer Art gehören manche, die insgeſammt, nur für einen beſonde-

ren Anlaß geſchaffen, auch von demſelben ihren Namen erhielten. Sie hießen faſt alle Triumviri, Decemviri, oder Duumviri und Quatuorviri, von ihrer gemeinſchaftlichen Zahl, mit Beifügung ihres Geſchäfts, entweder die Befeſtigung Roms wieder herzuſtellen (aedibus muris et turribus reficiendis), oder die Marine zu unterſuchen (navales), oder Tempel zu weihen (aedibus dedicandis), oder Pflanzbürger in ihre Colonie zu führen (coloniis deducendis).

Alle Staatsbeamte hatten nun aber eine Menge von Unterbedienten, die theils in den Büreaux derſelben arbeiteten, theils Gehülfen ihrer Jurisdiktionen waren, oder auch als Boten oder Begleiter derſelben beſchäftigt waren. Die Liktoren, Herolde, Boten (viatores) und eine große Anzahl von Staatsſklaven gehörten dazu.

V.

Provinzial-Staatsbeamte.

Die erſte Provinz der Römer war Italien, welches, in vier Departements eingetheilt, von vier Quäſtoren verwaltet wurde. So wie aber mit

ihren Eroberungen ihr Gebiet wuchs, so zerlegten sie dieselben in mehrere Provinzen, und die Verwaltung derselben erhielt von nun an mehr Zweckmäßigkeit und Festigkeit.

Unter der Aufsicht dessen, der das Land den Römern unterworfen hatte, gingen mehrere Legaten, durch ein Senatusconsult bevollmächtigt, dahin, um die Verfassung einzurichten, und eine gewisse Constitution für sie festzusetzen. Diese bekamen den Titel: Lex, mit Hinzufügung des Namens des Eroberers, und war die Norm, nach welcher der Staatsbeamte, welcher sie verwaltete, sowohl in Rücksicht der Polizei als Jurisdiktionen, selbst des Ertrages, den die Finanzen aus dem Tribute zogen, verfahren mußte. — Doch war diese Lex nicht für alle Städte der Provinz gleich verpflichtend, einige derselben genossen Vorrechte.

Für die Verwaltung der Provinzen bestimmte man gewöhnlich die Staatsbeamten, die ihre Würden in Rom niederlegten. Ehe dies daher geschah, sehr oft vor der Wahl derselben, bestimmte der Senat zwei consularische und sechs prätorische Provinzen, um welche die abgehenden Consulen und Prätoren loosten. — Sie gingen daher mit einer vom Senat bestimmten Begleitung, und zu ihrem

neuen Amte ganz ausgestattet, dahin ab, um sie unter dem Titel eines Proconsuls oder Prätors zu verwalten. Ehe sie aber in die Provinz abgingen, suchten sie noch durch die Versammlung der Curien das Commando (imperium) zu erhalten. — Nach einem feierlichen Opfer auf dem Kapitol, legte der commandirende Statthalter dann das Paludamentum an, und verließ mit seinem Begleiter, und mit Liktoren, welche Beile in ihren Fascen trugen, die Stadt.

Alles hing nun in der Provinz von seiner Entscheidung ab. Es ist schon oben erwähnt, wie sehr der Eigennutz der Römer sie antrieb, diese willkührliche Macht zu mißbrauchen. — Seine Gehülfen waren Legaten, welche die Gerichtshöfe hielten, und Quästoren, welche für die Eintreibung des Tributs sorgen mußten.

War nun seine Zeit verlaufen, so mußte er innerhalb dreißig Tagen zurückkehren. — In Rom wurde er dann nicht selten von den gedrückten Provinzialen zur Rechenschaft gefordert, die zur Begründung ihrer Klagen sich der Rechnungen bedienten, die er vor seinem Abgange aus der Provinz in zwei Städten niederlegen mußte.

Der
Römer als Hausvater
in
ſeinen Familienverhältniſſen
betrachtet.

Das Recht des Hausvaters

war nach römiſchen Geſetzen ein Eigenthum der Bürger. Kein anderer Bewohner Roms, auch wenn er ein freier Fremdling geweſen wäre, durfte Anſprüche darauf machen. — Er, als Mitglied einer Republik, war unumſchränkter Deſpot in ſeinem Hauſe; er der einzige, deſſen Menſchenwerth anerkannt, der Eigenthümer von allem, Herr über Leben und Tod war, denn ſelbſt ſeine Kinder mußte er erſt als ſolche aufnehmen.

Dieſe gränzenloſe Gewalt der Väter mußte einen düſtern Charakter über das ganze Haus und deſſen Genoſſen werfen. Ueberall ſah man die unfreundlichen Züge des Gehorſams, und nur auf der Stirn des Herrn thronten der Stolz des Gebieters und eignes Selbſtgefallen. Denn in dieſem Hauſe war er, umgeben von dem Schutze ſeiner Laren, heilig, und durfte von keiner Gewalt, ſelbſt von der geſetzmäßigſten, nicht angetaſtet werden. In ſeinem Hauſe konnte man keinen Bürger verhaften.

Weib und Kinder waren ihm unterthan, und wenn er gleich nicht über ihr Leben entscheiden konnte, so stand doch ihre Freiheit so sehr in seiner Gewalt, daß der Sohn, den der Vater als Sklav verkauft hatte, wenn sein Herr ihm die Freiheit schenkte, von neuem unter die Bothmäßigkeit seines Vaters kam, und immer von neuem, bis der Vater durch einen dreimaligen Verkauf seine Rechte verlohren hatte.

In welchem Verhältniß die Sklaven standen, läßt sich aus diesen wenigen Zügen beurtheilen. Sie hatten gar keine Rechte, wurden nicht als Menschen, sondern als Sachen behandelt, und ihr Leben war eben daher in die Willkühr ihres Herrn gegeben. Die ersten Sklaven entstanden aus Kriegsgefangenen, denen der Ueberwinder das Leben schenkte, woher er denn ein Recht auf eine uneingeschränkte Herrschaft über dies geschenkte Leben und die Macht herleitete, es ihm nach Gefallen zu lassen, oder zu nehmen.

Daß indessen die Lage in den Häusern sich nach den verschiedenen Perioden sehr modificirt habe, ist kein Zweifel. In den früheren Tagen der Frugalität knüpfte selbst der Mangel und die Unbekanntschaft mit dem Luxus ein Band der Eintracht zwischen Herren und Dienern, und die Beschränkt

heit ihrer Häuſer zwang ſie zu einer Vertraulichkeit, die nicht ohne glückliche Folgen für den gehorchenden Theil ſein konnte. — Als aber Luxus und Weichlichkeit, Habſucht, Eigennutz und Schwelgerei in Rom einzogen, und die Wohnſitze der Häuslichkeit entweihten, da wurden freilich die Rechte des Hausvaters in der Hand eines verderbten Verwalters unendlich drückend, und es mögen viel Unmenſchlichkeiten begangen ſein, von denen wahrſcheinlich nur darum ſo wenig auf uns gekommen iſt, weil das Geſetz ſelbſt ſie geheiligt hatte.

Die Ehe

gründete den Hausſtand, mit ihr begannen die Rechte eines Hausvaters (pater familias).

Sie war Pflicht des Bürgers, und die Cenſoren ſahen genau darauf, daß es dem Staate nie an jungen Bürgern fehlen konnte. Auch hatte man eine Hageſtolzenſteuer. — Später wurde aber das eheloſe Leben um ſo gewöhnlicher, je mehr es die Freiheit, ſich Ausſchweifungen aller Art zu überlaſſen, begünſtigte, bis das papiſche Geſetz unter Auguſt es verbot.

Erſt ſeit dem Jahre 308 waren Ehen zwiſchen Patriciern und Plebejern erlaubt, die zwölf Tafeln

verbieten sie noch. Dies war das sicherste Mittel, die so sehr getrennten Stände auf das innigste mit einander zu verbinden, und alle Rivalität aufzuheben. Uebrigens konnte der Bürger nur eine Bürgerin heirathen; um sich mit einer Ausländerin zu vermählen, wurde eine besondere Erlaubniß vom Senat erfordert. Jede Verbindung zwischen einem Bürger und einem freigelassenen Frauenzimmer war nichtig, eben so die eines Freigelassenen mit einer Bürgerin. Unter den Kaisern machte das äußerst gewöhnliche Concubinat, daß man diese Ehen gestattete. — Ein Adoptirter durfte übrigens nie sich mit der Witwe dessen verheirathen, der ihn adoptirt hatte. Ob es in Rom gesetzlich verbotene Grade gegeben habe, ist nicht ausgemacht. — Polygamie fand niemals statt. — Die Jahre der ehelichen Reife waren bei dem Manne auf das vierzehnte, bei dem Mädchen auf das zwölfte festgesetzt.

Ueberall leuchtet aus den Ceremonien sowohl, als aus manchen feierlichen Ausdrücken hervor, daß der Römer die Ehe nicht anders als einen Vertrag ansah, der mit

dem Eheverlöbniß

eröfnet ward.

Dem Jünglinge ſtand es zu, die künftige Gattin zu wählen, wenn nicht ſein Vater, durch eine zu weite Ausdehnung ſeiner Gewalt, ihn ſchon ſehr jung der Tochter eines Freundes verlobt hatte, welches häufig geſchah. Sobald er den Vater der Braut um ſie gebeten, dieſer ſie ihm zugeſagt, und er die Zuſage angenommen, war die Verlobung vollbracht, welches anfangs vor Zeugen, dann ſchriftlich, und in Gegenwart von Zeugen und Notarien geſchah, welche unterzeichneten und beſiegelten. — Alsdann gab der Bräutigam der Braut einen Ring von Eiſen.

Die Vermählung

ſelbſt, zu deren Vollziehung man ſehr bedächtig einen glücklichen Tag ausſuchte, konnte nun auf verſchiedene Art geſchehen.

Die feierlichſte war

die Confarreation.

Sie geſchah vermittelſt eines Opfers aus gedörrtem Korn und Salz, welches nur der höchſte Pontifex und der Flamen Dialis verrichten konnte. Unbekannte geheimnißvolle Worte ſprachen die Weihe, und als Zeichen des unzertrennlichen Lebens in der Zukunft reichte man ihnen ein Brod von Spelttern.

Sie war die ehrenvollſte, und durch ſie wurden der künftigen Gattin eine Menge von Rechten, die von ihr unzertrennlich waren. Sie ward dadurch eingeweiht in die Familienreligion ihres künftigen Gatten, theilte ſeine häuslichen Feſte, war die Erbin des kinderloſen, oder theilte mit den Kindern den Nachlaß. Die Scheidung ward durch ſie ſehr erſchwert. — Der Mann erhielt aber auch die Frau in die vollkommene väterliche Gewalt, und ein unumſchränktes Recht über das Vermögen derſelben. — Die mit dieſer Art der Vermählung verknüpften Koſten machten ſie ſeltener, beſonders ſeitdem

die Verheirathung durch Scheinkauf

gewöhnlicher ward, und alle Rechte ohne die Koſten der Confarreation ertheilte. Der Bräutigam ging zum Vater der Braut, und gab demſelben, als Kaufpreis, einen Aß, einen andern legte er auf den Heerd als Opfer für die Laren, einen dritten auf einem Scheidewege in eine Capelle nieder.

Außerdem hatte man eine gültige Ehe

durch Umgang, (Ulucapio)

wenn nämlich, während eines Jahres, die häusliche Vertraulichkeit zweier Liebenden nicht getrennt

war, wenn die Geliebte nicht drei auf einander folgende Nächte außer dem Hauſe zugebracht hatte, da war die Ehe geweiht. Frühe Geſetze ſchon hießen ſie gut.

Wenn die Braut heimgeführt werden ſollte, ſo ſtellten Haruſpices Auſpicien an, und nahmen die Mitgabe in Empfang. Der Juno, welche die Ehen beſchützt, ward alsdann ein Schaaf geſchlachtet, deſſen Galle man unter dem Altar verſchüttete. — Zwietracht ſollte fern ſein von dieſem Bunde. Das Haar der Braut ward vorn mit einer kleinen ſpießförmigen Nadel getheilt, eine Anſpielung auf den Sabinerraub, und eine Vorbedeutung kriegeriſcher Söhne. Dann legte die Braut die Mädchentracht, ihre verbrämte Toga ab, und weihte ſie dem jungfräulichen Glücke, ihre goldene Halskapſel (bulla aurea) aber und den jungfräulichen Gürtel, ſo wie allen Putz, der Venus. — Statt deſſen trug ſie eine weiße Toga, legte die doppelte Kopfbinde um, mit welcher ihr Haar emporgehalten ward, den Kranz zu tragen. Ein Gürtel von weißer Wolle, vorn in einen Knoten geſchürzt, den nur der Bräutigam löſen durfte, umgab ihren Leib, und über das Haupt hing ein gelber Schleier herab, den nur der Bräutigam aufheben durfte.

Vom Schooß der Mutter entführte der Jüngling sie dann, wie sein Ahnherr eine Sabinerin, und leitete sie in sein Haus. Dies geschah bei Nacht; zwei Jünglinge, deren Eltern noch lebten, trugen ihnen Fackeln vor, ein dritter folgte mit einem Schmuckkästchen, dann Mägde mit dem geschmückten Kleide der Hausfrau, und ihrer Spindel. Verwandte, welche Hochzeitgeschenke trugen, beschlossen den Zug.

Das Haus des Bräutigams war mit Blumen und weißen wollenen Bändern, dem Zeichen der Freude und des Friedens geschmückt; auch bestrich man abergläubisch die Thürpfosten mit Wolfsfett. — Die Brautführer trugen die Braut ins Haus, und sie grüßte ihren Mann mit folgenden Worten:

„Wo du Cajus bist, bin ich Caja."

So nahm sie Besitz von allen Rechten einer Ehefrau, sie erhielt die Schlüssel, und man brachte ihr Feuer und Wasser dar.

Sorgfältig verbrannte man alsdann die Fackeln, ging zum Schmause, um welchen Musik und fröhliche Hymenäen ertönten.

Eine Matrone führte dann die Braut in das heilige Brautgemach, welches den Genien geweiht war. Indeß schenkte man den Gästen Kuchen, Mädchen sangen das Epithalamium, und Jüng-

linge tanzten muthwillige Fescenninen mit neckendem Spott durchwebt.

Tages darauf opferte die Braut den Laren, die Eheleute beschenkten einander, und ein neuer Schmaus beschloß die Festlichkeit.

Durch die Ehe trat ein neues Glied in die Familie, welches mit dem Hausvater alle Rechte theilte, die Hausfrau. — Die Römer gaben vom Anfang an dem Weibe mehr Menschenrechte, als die Griechen und Orientaler.

Die griechischen Weiber lebten entfernt von den Männern in Gynöceen, und schon in der Heroenzeit nur unter Sklavinnen mit ihrer Arbeit, mit Weben, Sticken u. d. gl, wie Penelope, beschäftigt. — Sie theilten die erste Erziehung der Kinder mit den Ammen, die immer große Rechte behielten. — Später blieb dies, sie nahmen nie Theil an den Geschäften des Mannes, kamen nie in seinen Cirkel, sie mußten seinen Besuch erwarten, und durften ihn nicht immer erwiedern. Daher denn auch bei den Griechen so wenig Kultur des weiblichen Geschlechts. Aspasia hatte sich unter Männern gebildet auf Kosten ihres Rufs.

In Rom war das ganz anders. Sobald die Frau den Laren ihr Opfer gebracht hatte, sobald ihr Feuer und Wasser übergeben war, hatte sie alle Rechte des Mannes, und theilte seine ganze Herrschaft. Sie hatte das süße Vorrecht der Liebe und Sorgfalt für ihn, sie blieb seine Vertraute und Freundin. Man riß die Kinder nie von ihrer Seite, sondern sie behielt auf sie ein gewisses Eigenthumsrecht, welches man immer ehrte.

Die edlere Simplicität machte das Band zwischen Frau und Mann noch enger. Die Genügsamkeit und Frugalität, in welcher man fern von allem Luxus lebte, war der Hauptgrund. Die Unverdorbenheit der Sitten lehrte der Frau, daß es ihr Zweck sein müsse, für den Mann und seine Freuden zu leben, die geringe Anzahl der Bedienten und Mägde machte es ihr zur Pflicht, daß sie selbst Hand anlegen mußte, und die Beschränktheit des Hauses den Kreis, wo der Mann lebte, auch zu dem, wo sie thätig war.

Im Atrio war ihr Arbeitszimmer, da stand ihr Weberstuhl, ihre Spindel, und hinter einem Vorhange, der Thüre gegenüber, ihr Lager. — Wo der Mann seine Staatsgeschäfte verhandelte, da war auch sie nicht fern, und so ward sie selbst, ohne Absicht, die Vertraute der Rathschläge und

Absichten ihres Mannes. Sie saß während der Zeit und webte, oder spann. Selbst Königinnen thaten dies. Tanaquil webt ihrem Gemahl, Tarquin, die Kleider. Servius Tullius weiht ihren Weberstuhl der Gottheit in einem Tempel. Lukretia wird mitten unter ihren Sklavinnen angetroffen, als Tarquin sie zum erstenmale sieht. Numa's Egeria, welche die Alten allgemein für seine Geliebte ausgeben, hatte großen Antheil an seiner Regierung und Gesetzgebung. — Frauen hatten selbst Einfluß auf Begebenheiten. Coriolan wird nur durch seine weiblichen Verwandten zurückgeführt. — Uebrigens besorgten sie in dieser Zeit alles, warum der Mann seiner gehäuften Geschäfte wegen sich nicht bekümmern konnte. Die Erziehung der Kinder, welche sie immer umgaben, und die man noch nicht in die Schule schicken konnte, weil es noch keine Grammatiker in Rom gab; die Küche und ganze Hauswirthschaft stand unter ihnen, die Arbeiten der weiblichen Bedienten, und sie besorgten die Speisen selbst.

So blieb es in den Zeiten, als die Barbarei anfing zu verschwinden. Die Frauen wurden mit gebildet, in die Simplicität ihres Lebens kam Geschmack, und so wurden sie mehr vervollkommt. Ihr Putz blieb gering, man trug wenig Schmuck,

und nur wollene Kleider. Als Brennus in Rom war, gaben sie ihr Geschmeide her, und erhielten dafür das Recht der Parentation. Man trug die Ehrfurcht gegen die Söhne auf die über, welche sie erzogen, und die Mütter verdienstvoller Staatsmänner waren allgemein geschätzt. Nur ein Beispiel von Verderbtheit giebt die Giftmischerei im J. R. 422 und die Bachanalien im J. 574. Dies war aber wohl mehr Folge der Ausländer und ihrer Verführung. Reichthum und Cultur, die nach den punischen Kriegen nach Rom kamen, waren nicht ohne Einfluß auf die Weiber. Der gute zeigte sich zuerst. Die Römerinnen bildeten ihren Geist durch Kenntnisse, und wurden die Erzieherinnen der Scipionen und Gracchen. Ueberhaupt zeigt die Sanftheit, die sich in diesen Männern zuerst mit dem römischen Charakter vereint, den Einfluß von weiblicher Erziehung. Mit allen Vorzügen der Hausmütter vereinten sie die reellste Ausbildung des Geistes.

Aber nur ein Schritt, und sie waren tief gefallen. Schon nach dem zweiten punischen Kriege schlich sich Prachtliebe und Koketterie ein. Ihr Puztisch erforderte viele Arbeiter, der Kleidungsstücke wurden mehrere und feinere, das Jahr hatte mehrere Moden. Mägde salbten sich, und streuten rothen Staub in das Haar. —

Der Luxus verdrängte die Tugenden der Häuslichkeit, man ſucht ſein Vergnügen im Geſange, Tanz, Witz, geſellſchaftlichem Ton, im Verſemachen, und in der Fertigkeit lateiniſch und griechiſch zu reden. — Häusliche Geſchäfte kamen in die Hände der Sklaven. Die Kindererziehung vertraute man griechiſchen Sklaven, wie wir franzöſiſchen Hofmeiſtern an. — Die Sklavinnen ſpannen keine Wolle mehr, weil alle ihre Hände für den Putz der Frauen thätig ſein mußten. Ausländiſche Kleider, phöniziſche, oft coiſche wurfen die Tracht ihres Putzes. Geſetze, die den Luxus einſchränkten, wurden vergeſſen, oder durch ihren Einfluß aufgehoben. — Geldſucht ward auch ein Zug ihres Charakters, ſie forderten große Ausſtattungen, um Rechte über den Mann zu erhalten, und legten ſich auf das Erbſchleichen. Der eitle Römer lebte ihnen zu willen.

Sie nahmen Theil an Staatsgeſchäften, in der catilinariſchen Verſchwörung ſteckten viele Weiber, und Cicero erfuhr ſie durch die Fulvia. Die Staatsmänner dieſer Zeit, die zugleich große Weichlinge waren, hatten unter den Weibern ihre Spione. Häuslichkeit war aus dem Kreiſe der weiblichen Unterhaltung verdrängt, man brachte keine Arbeit mehr mit, man ſprach von Staatsangele-

genheiten oder Buhlereien. — Weibern wurden schon zu Cato's Zeiten in den Provinzen Statüen errichtet.

Die Römer gingen noch weiter. In den Zimmern der Weiber wurden Staatsangelegenheiten verhandelt.

Griechische Buhlerinnen brachten die Künste und den Geist der Koketterie nach Rom. Nun ergab man sich diesem Hange mit einer grenzenlosen Zügellosigkeit. Daher Schulden, daher feile Liebe, selbst unter römischen Bürgerinnen. — Ein Censor dieser Zeit nennt die Ehe eine Last. Weiber wurden durch ihren Einfluß mächtig, und verkauften ihre Fürsprache. — Jetzt wurden die Ehen selten; häufig die Ehescheidungen. Die Frau fing ihre eigne Haushaltung an. Eben so entstanden Mörder und Giftmischerinnen. — Die ersten Staatsmänner gaben hier Beispiele in Ausschweifungen. Man zeigte selbst von Seiten der Weiber diese Sucht öffentlich. Sie saßen nicht von den Männern abgesondert im Theater, sondern zwischen ihnen, sie traten auf die Bühne und nahmen sogar an Fechterspielen Antheil. — So ward das Zeitalter einer Messaline durch zügellose Ausschweifungen und freche Blutschande vorbereitet. Ehrenvolle Ausnahmen, besonders unter den Großen, sind heroische Seltenheiten.

Mit der Macht und dem Reichthume der Nation nahmen auch Gelegenheit und Mittel zu Ausschweifungen ab. Armuth machte auch die Weiber in ihren Forderungen bescheiden, aber nicht frugal.

Die Römer hatten auch eine Art von Ehe zur linken Hand, das Concubinat. Mit Frauenzimmern, die man nicht heirathen durfte, mit Freigelassenen, Schauspielerinnen, öffentlichen Dirnen, lebten unverheirathete, und dies ward nicht getadelt, nur den verheiratheten verargte man es. Eine Concubine durfte es nicht mit mehrern halten. Sie hatte keine Rechte der Ehefrau; ihre Kinder erbten nicht ohne Testament. Sie selbst hatte nicht den Rang des Mannes. Zu diesem erhoben die Concubinen sich nachher. Man wählte sie oft nach dem Tode der ersten Frau, wenn man den Kindern nicht das Vermögen entziehen wollte.

Die Kinder.

Bei den Römern war die Erziehung ihrer Kinder den Vätern ganz überlassen. Es ist ein barbarisches Gesetz, welches gleichwohl in manchen Staaten galt, daß die Kinder das Eigenthum des Ganzen wären, daß sie dem Staate angehören, daß nur er, nicht der Vater das Recht habe über ihre Bildung zu verfügen. Es läßt sich behaupten,

daß dies auch ein unnützes Gesetz sei, denn der Vater, der das Glück seines Kindes will, wird es gewiß so erziehen, daß der Staat von ihm kein Unglück zu befürchten habe.

In Rom dachte man so wenig daran, daß das Kind vielmehr Eigenthum des Vaters war, der über sein Leben, über seine Freiheit entscheiden konnte. Der Umfang der väterlichen Gewalt ist außerordentlich groß, und einen Bürger unsrer Zeit muß vor ihr schaudern.

Der Vater zeigte sie zuerst durch die anerkennende Aufhebung des Kindes. Sobald die Mutter entbunden war, ward das Kind gewaschen und in Windeln gewickelt. So legte es die Wehmutter in Gegenwart der Gebährerin, der Amme und ihrer kleinen Sklavin, auch wohl vor Zeugen vor die Füße des Vaters. — Wollte er es annehmen, so hob er es auf, oder ließ es durch die Wehmutter aufheben, die es in seine Arme legte. — Dadurch gab er ein Zeichen, daß ihm das Kind erwünscht sei, das Kind ward so nicht als ein zudringlicher Gast, sondern als ein willkommner angesehn. Es erhielt alle Rechte eines Kindes, indem der Vater die hülflosen Bitten desselben zu verstehen, zu erhören und zu erfüllen versprach.

Schon früh scheint diese Sitte gemißbraucht zu

ſein, wenn nicht etwa Romulus das Geſetz, daß die Söhne und die älteſte Tochter aufgehoben werden müſſen, und daß man nur die Kinder ausſetzen dürfe, die von fünf Zeugen für ohnmächtige erklärt ſind, für eine Politik nimmt, um ſeinem jungen Staate Bürger zu verſchaffen. — Dies iſt ſo, denn es kam nachher gewiß in Vergeſſenheit, die XII Tafeln ſchon widerrufen die fünf Zeugen, und man mißbrauchte dieſe Freiheit über das Leben der Kinder in der Zeit der Zügelloſigkeit ſehr, wie eine Menge Geſetze dagegen, die fruchtlos blieben, beweiſen. Es giebt tauſend Gründe, warum der Vater ein Kind verſtoßen konnte. Sein Vermögen ſollte nach dem Tode nicht getheilt werden, die Familien ſollten ihren alten Glanz forttragen. Der Vater hatte Verdacht gegen ſeine Frau, und rächte ſich, indem er vor ihren Augen das Kind verſtieß. Der Vater war zu arm um viele Kinder zu ernähren u. dgl.

Das Schickſal der verſtoßenen war aber höchſt traurig. Zwar durfte man ſie nicht geradezu tödten, noch weniger war dies bei verwachſenen wie in Sparta Pflicht. Das Mitleid hatte vielmehr ihnen einen Ort gewidmet, wo die edlere Menſchlichkeit ſich derſelben annehmen und ihnen wenigſtens das Leben retten konnte. Dies war die

Milchsäule nicht weit vom Tempel der Zärtlichkeit. Name und Lage erklären sich selbst. Dies vertrat in mancher Hinsicht die Stelle eines Findelhauses, besonders für arme Aeltern, die der Kinderlast entledigt sein wollten. Um ihr Schicksal unbekümmert, legten sie dieselben hier nieder, und hier hob sie entweder das Mitleid auf, oder sie starben vor Hunger, oft auch von Hunden gemißhandelt. – Später suchte man aus dieser Sitte Vortheil zu ziehen, man nahm die Kinder auf, erzog sie, und verkaufte sie als Sklaven oder öffentliche Dirnen, andere verstümmelten sie um sie beim Betteln zu gebrauchen, andere sperrten sie in kleine Kasten um den Wachsthum zu unterdrücken, und verkauften sie als Zwerge. Dies geschah besonders nach Cäsar.

Am dritten Tage nach der Geburt des Kindes, wenn es aufgenommen war, kränzte man die Hausthür mit Epheu und Lorbeer, den Hausgöttern zu Ehren, und dies ist die Geburtstagsfeier. Am neunten Tage des Knaben (am achten des Mädchens) fiel die Weihe des Kindes, deren Gebräuche uns nicht ganz bekannt sind. Man nahm es aus der Wiege, wusch es, trugs in Tempeln umher, und in den Häusern vornehmer Männer. So weihte der Vater es dem Schutze derer, auf die er

ſelbſt baute. An dieſem Tage erhielt es ſeinen Namen. Am dreißigſten ward es in die Staatsregiſter eingetragen.

Die Erziehung der jungen Bürger geſchah nun in Rom immer durch Vorbilder, wenigſtens bis auf die Zeit wo die griechiſche Kultur nach Rom und Italien kam. In der früheſten Kindheit blieb es, Knabe wie Mädchen, immer bei der Mutter. Man ſah ein, daß in dieſer Zeit das Kind eine ſo ſorgfältige Pflege bedürfe, als nur weibliche Genauigkeit gewähren kann.

Indeſſen iſt dies doch nach den Zeitaltern ſehr verſchieden, und die Horatier wurden gewiß nicht erzogen wie Paul Aemil und Octavian.

In der Zeit der Einfachheit und Genügſamkeit ſäugte die Mutter ſelbſt und erzog das Kind, wenn es ein Knabe war, ſo lange, bis es keine beſondere Aufſicht mehr bedurfte, und die erſten Fähigkeiten ſich entwickelten. Das Mädchen blieb immer bei der Mutter, um die Tugenden der Häuslichkeit zu lernen, ſo wie der Sohn am Beiſpiel des Vaters ſich zum guten Bürger bildete. Ihn begleitete er auf das Forum in den Senat, zur Landarbeit, und wenn er erwachſen war, in das Schlachtfeld. — Schon in dieſen Zeiten hat man in Rom öffentliche Schulen, wo die Kinder

lesen, schreiben und rechnen lernen. Auch für Mädchen waren dergleichen. Auf dem Wege zu so einer Schule sah Appius die Virginia. Dahin begleiteten sie Sklavinnen oder Ammen (nutrices).

Mit der steigenden Kultur, mit dem Geschmack an Wissenschaften, welcher das Herz der Bürger veredelte, hob sich die Erziehung noch weit mehr. Durch diese Vereinigung alles dessen, was den Geist vervollkommnen, und das Herz vor Verirrungen sichern kann, sind die Charaktere gebildet, die den Stolz der römischen Geschichte ausmachen. Die Mütter fingen in diesen Zeiten früh an, den Keim des Guten in das Herz ihrer Kinder zu legen, sie fühlten den Werth, die Mütter großer Männer zu sein, wie die Mutter der Gracchen. Was die Mutter mit Klugheit und einer glücklichen Benutzung des feinern weiblichen Gefühls für das Schickliche begonnen hatte, das unterstützte der Vater mit Weisheit, die ihn Erfahrung gelehrt hatte. Der Geist des Römers hatte in dieser Zeit eine Stärke erreicht, die der Kraft seines Körpers gleich war, und der unverdorbene Sohn eines tugendhaften Vaters mußte ein großer Mann werden. Selbst die Todten zogen die Römer in das Geschäft ihrer Kinderzucht hinein, auch sie mußten noch für die Nachwelt wirken. Wie hätte der junge

Römer nicht von dem Anblicke der Bilder seines Ahnherrn begeistert werden sollen? Sie lehrten ihn seinen Beruf, und forderten ihn auf, sich ihres Namens würdig zu machen. — Selbst das Bewußtsein der Freiheit, seine Handlungen ganz nach seiner Willkühr und Ueberzeugung einzurichten, trug dazu bei, daß er diese Freiheit nicht mißbrauchte, um seinem Verstande oder Herzen keine Schande zu machen.

Noch immer brachte er die ersten Jahre unter den Augen seiner Mutter zu, sie entwickelte die ersten Fähigkeiten seines Verstandes, und die ersten Gefühle seines Herzens für Sittlichkeit. Der Vater theilte dies Geschäft gern mit der Gattin und unterstützte sie. Nachher sandte man ihn in öffentliche Schulen, wo er die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache lernte. Rhetoren lasen nachher mit ihm die beßten Schriftsteller beider Nationen, und Philosophen vollendeten die geistige Bildung. Beide, Rhetoren und Philosophen, hielt man anfangs als Hauslehrer. Späterhin errichteten sie öffentliche Schulen, und hielten Vorlesungen, in welche den Jüngling der Pädagog begleitete.

Dieser Pädagog spielt eine wichtige Rolle in der Erziehungskunst der Römer. Seine Macht

war so groß, als das Zutrauen der Aeltern auf ihn, die ihn daher mit weiser Vorsicht wählten. Gewöhnlich war es ein betagter Sklav, der Kenntnisse mit Erfahrung verband. Er lehrte den jungen Römer Anstand und Höflichkeit, und war im ganzen Sinne des Wortes sein Hofmeister, der ihn nicht aus den Augen ließ. Er nannte den Zögling Sohn, der Zögling ihn, Herr.

Mit dem 15ten Jahre ward der junge Römer Mann. Auf dem Forum selbst ward ihm zum erstenmal die Toga virilis angelegt. Dies war ein großes Fest für das Haus. Vom Forum ging er zum Prätor, der ihm den ganzen Werth und die Würde der Freiheit und Bürgerrechte zeigte. Ein Gastmahl schloß das Fest.

Nun nahm der Pädagog von ihm Abschied. Der Vater belohnte ihn oft mit der Freiheit, und der Sohn mit der fortgesetzten Freundschaft. Dieser trat wieder unter die Augen der Eltern. Er nahm gymnastische Uebungen im Reiten, Fechten, Laufen, Schwimmen auf dem Marsfelde vor. Mit dem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienste. Nachher besuchte er das Forum und lernte den Gang der öffentlichen Geschäfte. Nun lernte er, wie die meisten Römer, durch Umgang und Unterhaltung auf öffentlichen Vergnügungsplätzen. Oder

er ſchloß ſich an das Gefolge eines großen damals bewunderten Mannes, begleitete ihn zu allem, was er vornahm, auch ſogar in die Provinz, um eine weiſe und gerechte Staatsverwaltung zu lernen.

Dies änderte ſich mit dem Luxus aber ſehr. Die Mütter ſchämten ſich ihrer Pflichten und überließen die Kinder Sklaven und Sklavinnen. Die Väter verfolgten ihre Staatsabſichten oder Vergnügungen. Die Pädagogen wählte man auf gut Glück, und ſie fröhnten dem Eigenſinne und den aufkeimenden Lüſten der Buben, oder verführten ſie wohl gar ſelbſt, um zum Lohn einmal die Freiheit zu erhalten. Philoſophiſche Schwätzer vollendeten dies. So wurden die Feiglinge gebildet, die vor den Deutſchen unter Cäſar davon laufen wollten, ſo die 6000, die den Verluſt der pharſaliſchen Schlacht bewirkten. Ausſchweifungen ſuchte man und Vergnügen. Dazu machte man Schulden, und die Wucherer dieſer Zeit drängten ſich an die jungen Herren; die gern fünf Procent monatlich gaben. Schuldner dieſer Art aus den beſten Familien Roms waren die Mitverſchwornen Catilina's. Dabei fielen alle Kenntniſſe und der Patriotismus war ſo ganz verlohren, daß ein Beherrſcher für das Volk ein Glück war, welches ſich nicht ſelbſt mehr beherrſchen konnte.

Durch alle diese Zeiten bis auf den christlichen Kaiser Constantin herrscht das Gesetz der väterlichen Gewalt, welches gränzenloser ist, als die Gewalt des Herrn über die Sklaven. Des Sohnes Leben stand in des Vaters Hand, alles was er sich selbst verdiente, war des Vaters Eigenthum, so wie das was er ererbte. Verheirathete er sich noch unter der väterlichen Gewalt, so hatte der Vater das Recht, seine Kinder (für ihn Enkel) aufzuheben oder auszusetzen. Er konnte ihn, ohne Rechenschaft zu geben, verkaufen wie einen Sklaven, noch mehr als Sklaven, denn nur dann, wenn der Vater ihn dreimal verkauft hatte, war der Sohn frei.

Woher ein so unmenschliches Gesetz? Der Grund desselben liegt zum Theil in dem rauhen und wilden Charakter der Römer, zum Theil in ihrer Staatsverfassung, welcher zufolge der herrschende Bürger das Centrum von allem sein mußte, was ihn umgab. Der, der einer Welt Gesetze gab, mußte Tyrann im Hause sein. — Indeß ward dies Gesetz doch bis auf die Zeiten der Verderbtheit nicht sehr gemißbraucht; da aber hielten sich Väter das zu gute, was die Söhne verschuldet zu haben schienen.

Diese Gewalt hob der Tod auf, oder die Acht, oder wenn der Sohn Flamen dialis, die Tochter

Veſtalin ward. — Auch gab es eine geſetzmäßige Loslaſſung. Die Gebräuche derſelben beziehen ſich auf das Recht, den Sohn dreimal zu verkaufen. Er ward einem Freunde dreimal verkauft, der ihn dann wie einen Sklaven losließ. Dazu gezwungen könnte der Vater nur dann werden, wenn ſeine Grauſamkeit gegen den Sohn die Todesſtrafe überſtieg.

Durch die Adoption ward dies Recht übertragen. Auch ſie geſchah durch die Sitte eines dreimaligen Kaufes vor dem Prätor. Der ächte Vater verlohr alle Rechte, der neue erhielt ſie, und der Sohn die Namen und Rechte eines Sohnes der Familie, die ihn adoptirt hatte. Durch ein Teſtament konnte ſie auch geſchehen.

War der, welcher adoptirt werden ſollte, nicht mehr in väterlicher Gewalt, ſo mußte das Volk dazu ſeine Zuſtimmung geben. Der Pontifex maximus zog die Kugeln der Curien aus den Urnen, und forderte ihre Stimmen. Gab das Volk die Erlaubniß, ſo mußte der Arrogatus einen feierlichen Eid dem Pontifex maximus leiſten, daß er die Opfer und den Familien-Gottesdienſt des neuen Stammes unverändert fortſetzen wolle. Seine Kinder und Verwandte traten zugleich mit in die Familie.

Schon während dieser Tage der Kindheit und Bildung schloßen die Römer der frühern Zeit sehr enge Freundschaften. Die Ausdrücke, in welchen sie von diesem ehrwürdigen Gegenstande reden, zeigen, daß sie Freundschaft eben so wohl für den heiligsten Bund, als für das unentbehrlichste Bedürfniß des Lebens hielten.

Die Freunde, besonders die Jugendfreunde, wie Cicero und Attikus, sahen sich als Verwandte an, und schon in den ersten Zeiten der Bildung, in der Kindheit, schloßen sich die Männer fest an einander, die nachher mit vereinten Kräften große Begebenheiten bewirkten. Solche frühe Verbindungen hatten auf den Staat den größten Einfluß. Schon als Knaben faßten gute Köpfe Entwürfe, zu deren Ausführung sie immer vereint blieben.

Nach römischer Sitte gehörte so ein Freund zur Familie, und nahm Theil an allen ihren Leiden und Freuden. Er theilte alle ihre Familienfeste, er ward häufig der Vormund der Unmündigen, und war überall theilnehmender Rathgeber. Er warb Stimmen für den Freund, wenn er eine Staatswürde suchte, er war sein Vertheidiger vor Gericht, er focht neben ihm in der Schlacht, begleitete ihn in die Provinz, unterstützte seine Vorträge im Senat und beim Volke, und theilte überhaupt

sein

ſein Leben. Neben der Vaterlandsliebe und dem Enthuſiasmus für Freiheit mußte dieſe Verbindung vieles wirken. Um ſo mehr fiel es auf, wenn jemand ſie gering ſchätzte und brach, wie Brutus gegen Cäſar.

Als Rom einem einzigen unterthan ward, fiel auch die Achtung für dieſe idealiſche Freundſchaft, und nun ſchloß Laune oder Eigennutz die Bündniſſe dieſer Art. Der Verluſt der Freiheit Roms griff bis in das geheimſte Privatleben der Römer ein. Ein ſchönes Denkmal der römiſchen Freundſchaft haben wir an Cicero's Buch: von der Freundſchaft.

Außerdem hatten die Römer aber auch Umgang und Freundſchaftsbündniſſe mit Auswärtigen. Die Gaſtfreundſchaft iſt eine im Alterthum über alles heilige Pflicht. Sie hatte ihren Urſprung in dem Glauben, daß die Götter ſich nicht ganz von den Menſchen getrennt hätten, daß ſie vielmehr noch zuweilen die Erde beſuchten. In Rom war ſie um ſo nöthiger, da man keine Herbergen und Gaſthäuſer hatte, und ſo unterſtützte ſie das Reiſen. Man gab ſich Zeichen des geſchloſſenen Bündniſſes, und dieſer Bund erbte auf Kinder und Enkel. Gaſtfreunde zerbrachen hölzerne oder thönerne Tafeln, auf denen das Bild Jupiters, des

Beschützers der Gastfreundschaft, stand. Tessera hospitalitatis. Jeder behielt einen Theil, und erbte ihn als Kostbarkeit auf seine Kinder.

Die Handlung, die Gelehrten und Geschäftsreisen machten diese Bündnisse sehr nothwendig. Man setzte nachher einen Ruhm in ausgebreitete Hospitalität. Reiche hielten stets Zimmer zur Aufnahme der Freunde bereit. — Anfangs galt in Rom freilich Fremdling und Feind gleich viel, nachher aber stieg der Werth der Hospitalität sehr hoch. Gastfreunde vermieden sich im Schlachtgetümmel. Im zweiten punischen Kriege kämpft Crispin nur dann mit Badius, als er ihm feierlich die Gastfreundschaft aufgekündigt hat. In der Zeit der Verderbtheit verlohr auch sie ihren Werth. Man fing an auf Kosten des Staats zu reisen, die Städte mußten den römischen Gebietern, was sie forderten, gewähren, und mehr wollte man nicht.

Ein äußerst wichtiger Theil des römischen Hausstandes sind

die Sklaven,

die als Diener und als Eigenthum zu ihm gehörten. Viele derselben waren dadurch noch genauer mit ihm verbunden, daß sie im Hause gebohren,

und unter dem Schutze des Herrn auferzogen waren. Andere hatte sich der Herr dadurch verpflichtet, daß er sie als Gefangene im Felde erbeutet und ihnen das Leben geschenkt hatte. Von den Kriegsgefangenen geht überhaupt im Alterthume die Idee der Sklaverei aus. Das Leben desjenigen, dem der Sieger es geschenkt hatte, war das Eigenthum des Siegers. In der römischen Sprache haben die Sklaven ihren Namen vom Erhalten am Leben.

Das Gesetz, daß alle Kriegsgefangene die Sklaven dessen sind, der sie dazu macht, dauert so lange in Rom, bis man Sklaven auf Kosten des Staates hält, und bis zwischen den etwas gebildeten Völkern dieser Zeit die Auswechselung der Gefangenen zum Kriegsgesetze wird. — Bis dahin sind alle Gefangene Leibeigene dessen, dem sie sich ergeben.

Oft wurden (in der rohen Zeit fast immer) die Einwohner eroberter Städte dazu gemacht, späterhin aber mußte ein Senatsschluß dieser Verfügung gesetzliche Kraft geben. Die Bürger solcher Städte gehörten geradezu zu der Beute, und man pflegte aus den schönen Frauen gewöhnlich dem Feldherrn die schönste als Ehrengeschenk zur Sklavin anzubieten. — Sklaven, die man gefangen nahm, blieben

es immer, nur nicht wenn es römische Bürger wären, die durch irgend ein Unglück in Sklaverei geriethen. Sie wurden frei, sobald sie den römischen Boden betraten.

Bei einer Nation, wie die römische, die unter Waffen erzogen ward, darf es uns nicht wundern, ein Gesetz zu finden, vor welchem die gebildeten Menschen unsers Zeitalters zurückschaudern. Ihr Charakter fühlte so fein nicht, und als sich später Achtung für gleiche Menschenrechte entwickelte, da hatte eine Jahrhundert lange Gewohnheit schon ihre Allmacht gezeigt, und man war in der Lage, eine Menge von Hülfleistungen zu bedürfen, die nur ein Stand gewähren konnte, aus dem sich immer nur wenige erhoben, die Mitleid gegen die übrigen hätten erwecken können.

Kein Wunder daher, daß man auch ohne Kriegsgefahr Sklav werden, und Sklaven erhalten konnte. Der Vater verkaufte den Sohn, und er war Sklav des Käufers. Findelkinder wurden Sklaven des Erziehers. — Ganze Familien, welche die Noth zur Verzweiflung brachte, verkauften ihre Freiheit, Schuldner wurden die Leibeigenen ihrer Gläubiger. Die Sklaverei war auch Strafe für den Römer, der sich der Beobachtung der Bürgerpflichten entzog, den Kriegsdienst verweigerte u. d. gl.

Wer zu Thiergefechten oder in die Bergwerke verdammt war, wurde zum Sklaven gemacht, weil beides des freien Römers unwürdig war. — Undankbare Liberti, die der Freiheit unwürdig waren, wurden wieder Sklaven, und Frauenzimmer, die es mit Sklaven hielten, verſtieß die Freiheit.

Aus einem ſo unentbehrlichen Bedürfniß machte die Gewinnſucht ſchnell einen Artikel des Handels. So wie man jetzt mit Negern handelt, ſo trieben die Korſaren um Griechenland und Rom einen Handel mit Sklaven. — Sie kauften entweder kleinen Hordenvölkern in Afrika und am ſchwarzen Meere ihre Gefangenen ab, ſo wie noch jetzt, oder ſie waren ſelbſt mit Mannſchaft verſehen, brachten Schiffe auf, fielen unbewehrte Küſten an und ſchleppten die Gefangenen als Sklaven mit ſich fort. Aus Spanien und Sardinien ſcheinen die Römer die mehreſten erhalten zu haben, und es läßt ſich vermuthen, daß die Phönicier, die Holländer der alten Welt, einen Handel damit trieben. — Sardinier ſtanden indeß als Menſchen von einer äußerſt tückiſchen Gemüthsart in einem böſen Rufe, und der Herr vertraute ihnen ungern die Dienſte zunächſt um ſeine Perſon.

Kamen neue Horden von Sklaven nach Rom, man brachte ſie in ganzen Schifsladungen, und der

wichtigste Sklavenhandel ging von Marseille aus; so rannten die Ausrufer durch die Straßen Sardi venales! Sardinier feil. Auf einem öffentlichen Platze ward dann ein großes Gerüst aufgeschlagen, wo man sie zeigte. Hier besahen sie die Kauflustigen und wählten die aus, auf welche sie bieten wollten. Diese stellte man dann auf einen Stein, (der Sklavenstein), wo sie entkleidet und besehen wurden. Hier setzte man ihnen wohl einen Kranz zum Schmuck auf, und hing ihnen ein Täfelchen mit Notizen von ihrem Vaterlande, Alter u. s. w. um. — Man sah genau zu, ob sie keinen Schaden und gesunde Glieder hatten, und ob keine Krankheit ihnen anzusehen war. Aber ob man gleich genau zu Werke ging, so betrogen die Sklavenhändler doch so gut, wie bei uns die Roßkämmer. Sie rupften den Alten den Bart aus, um sie jünger zu machen und wandten noch andere Künste an. Sklaven, für deren Treue man nicht stehen wollte, trugen einen Hut. Sardinier waren die gewöhnlichsten. Barbarischen Sklaven mahlte man die Füße weiß. Griechen waren die theuersten.

Diese Sklaven standen nun entweder in den Diensten des Staats oder der Privatpersonen. Der Staat erhielt seine Sklaven durch Eroberungen, es waren gewöhnlich Gefangene, die entweder von ihrem Vaterlande oder von dem Sieger, der sie

gefangen nahm, den Namen erhielten. Carthager, Narbonier, Gallier, Scipionen, Aemilier u. ſ. w. Man gebrauchte ſie theils zu den niedrigſten Bedienungen bei den Gerichten als Boten, Häſcher. Auch waren ſie gewöhnlich bei Aquädukten, Kloaken und bei Gebäuden angeſtellt. Deshalb koſtete den Römern die Unterhaltung und Aufführung großer Bauwerke bei weitem nicht ſo viel, als ſie neuern Staaten koſten würde. Sie unterhielten auch die großen Chauſſeen. Ihre Lage war der Lage der Privatſklaven ſehr vorzuziehen.

Reiche hielten der Sklaven eine außerordentliche Anzahl. Sie wurden aus einem Bedürfniß ein Luxus und man hielt beſondere für die Landvilla und die Stadtdomus. In dieſer waren der Oberaufſeher über das Haus, der Rentmeiſter, Haushofmeiſter, Kammerdiener, Haarkräusler, welche zunächſt mit dem Herrn beſchäftigt waren. Eine große Menge beſchäftigte der Tiſch, Tafeldecker, Mundſchenken, Vorleger. Dieſe wechſelten mit den Gängen der Tafel, und in den ſchwelgeriſchen Kaiſerzeiten führte man nie unterſchiedene Sklaven ein, ſondern alle gleich, von einer Nation, einer Farbe und Wuchs. Sie verrichteten tanzend ihre Geſchäfte, und mit mimiſch darſtellenden Gebärden. Der Vorleger, der ein Wild-

ſchwein ſo wie einen Faſanen zerlegte, war höchſt ungeſchickt. Bei ihrer Tafel hatten ſie ganze Schaaren von Sängern und Tänzern, auch Gladiatoren, die durch ihre Künſte beluſtigten, ſo daß ein Spötter dieſer ſeiner Zeit ſagen konnte, die Geſpräche bei Tiſch werden noch ganz abkommen. — Andere beſorgten wieder die Garderobe, das Bad, Salben u. d. gl. — Einer war Thürhüter, der gewöhnlich mit einem Hunde neben der Thür an einer Kette lag. — Es gab auch gelehrte Sklaven, viele von ihnen waren Aerzte und Wundärzte, auch der Pädagog mußte nicht ohne Kenntniß und Bildung ſein. Andere waren Sekretärs, Bibliothekaren, Bücherabſchreiber, Vorleſer. Ein vornehmer Römer hielt ſich mehrere Sklaven, die die alten griechiſchen Dichter auswendig wußten, und ihm ſogleich die Sentenzen ſagen mußten, die er für ſeine Werke gebrauchte. — Noch andere mußten große ausgebreitete Bekanntſchaft mit den wichtigſten Männern der Stadt haben, um dem Herrn, den ſie begleiteten, die Begegnenden bei Namen zu nennen. — Die meiſten aber waren mit Fabrikarbeiten beſchäftigt.

Auf dem Lande hatte man eine ähnliche Anzahl: Oberaufſeher der Landwirthſchaft, Gärtner, Winzer, Ackerleute, Förſter, Jäger, waren aus Skla-

ven gebildet. Bezog der Römer ſein Landgut, ſo begleitete ihn ſelten eine Anzahl von Sklaven, er fand auf dem Lande ebenfalls die Diener ſeiner Bequemlichkeit und Lüſte.

Wie die Männer Sklaven hatten, ſo die Weiber Sklavinnen. Ihre Toilette beſchäftigte eine Menge von Weiberhänden, beſonders in den ſpätern Zeiten, wo die Frau nicht mehr unter ihren Sklavinnen, wie ehemals, häusliche Geſchäfte betrieb.

Da die Vornehmen die Sklaven zu Tauſenden hatten, ſo war es unmöglich, daß ſie dieſelben genau überſehen konnten. Freigelaſſene hatten daher die Aufſicht über ſie, und um dieſe zu erleichtern, waren die Sklaven in Decurien abgetheilt, von denen ſich der Herr Morgens berichten ließ, wer krank, oder geſtorben, oder entlaufen ſei, wer Strafe verdiene, u. d. gl.

Dieſe Strafen waren ſehr hart. Sie wurden öffentlich gegeißelt, man brachte ſie in unterirdiſche Gefängniſſe, legte ſie in Ketten, gab ihnen Prügel, ſehr harte Arbeit, und elende Koſt. — Man behandelte ſie wie Neger. — In den ſpätern Zeiten des Luxus ging man mit ihnen unmenſchlich um, man warf ſie lebendig in die Muränen-Teiche, um dieſe damit zu füttern.

Doch war dieſe Behandlung nie gleich. Es gab ſehr viele Römer, die menſchlich und billig gegen dieſe Unglücklichen dachten, und daher kam's wohl, daß man in Rom, wo der Sklaven doch ſo ſehr viele waren, nie eine Sklavenempörung erlebte. Der Senat ſah indeſſen dieſe Gefahr auch ein, und deswegen gab er ihnen keine auszeichnende Tracht, und ſchränkte die gar zu häufigen Freilaſſungen ein. — Gewöhnlich trugen ſie indeſſen nur eine Tunika, und ein geſchornes Haupt. — Dies iſt freilich aus der Kaiſerzeit, aber man nimmt es ſo allgemein an, daß der Künſtler, um die Sklaven auszuzeichnen, ſich immer an dieſe Sitte halten kann. Die ehrenvolle Toga des Bürgers kam nie auf den Leib eines Sklaven, ſo wie ſie ihnen auch nie erlaubten, im Felde zu fechten. — Unter einem der ſpäteren Kaiſer hatte indeſſen eine ſolche Verwirrung in den Kleidertrachten überhand genommen, daß er die Geſetze wegen derſelben wieder geltend machen wollte. Allein es ward ihm widerrathen, damit die Sklaven, deren eine ungeheure Anzahl in Rom war, ſich nicht durch die Anwendung dieſes Geſetzes kennen lernen, und ihre Stärke fühlen mögten. Ob man nun aber gleich viele, beſonders die gelehrten, ſehr freundſchaftlich hielt, ſo war doch das Schick-

ſal derſelben ſehr bedaurenswerth. — Sie waren ganz das Eigenthum des Herrn, unter ihnen fand keine Ehe ſtatt, ihre Kinder gehörten nicht ihnen zu, der Herr konnte über das Leben und den Tod derſelben entſcheiden. — Nur mit beſonderer Bewilligung des Herrn durften ſie ſich Eigenthum erwerben, welches zuweilen bis zu ihrem Kaufpreiſe ſtieg, wodurch ſie dann frei wurden. Sonſt gehörte alles, was ſie verdienten, ihrem Herrn zu. — Wenn einer entlaufen war, und gefangen ward, ſo wurde er gegeißelt, und mit einem F. (Fugitivus) auf der Stirn gebrandmarkt. That er es öfter, ſo ward er an das Kreuz geſchlagen.

Die Freilaſſung

war das Ende der Sklaverei, der Knecht trat in die Menſchenrechte und gewann auch Anſprüche auf die des römiſchen Bürgers. —

Am feierlichſten geſchah ſie vor dem Staatsbeamten. Der Herr führte ſeinen Knecht vor das Tribunal des Prätors oder Conſuls, drehte ihn herum und ſagte: Ich will daß dieſer Menſch frei ſei; dabei empfing der Sklave von ihm eine Ohrfeige, die letzte Aeußerung ſeiner Rechte und Macht als Herr. Der Prätor legte dem Sklaven dann eine Ruthe auf das Haupt und ſagte: „Ich

erkläre daß dieſer Menſch frei ſei, nach römiſcher Bürgerſitte.“ Vom Prätor erhielt hierauf der Liktor dieſe Ruthe, um mit ihr dem Knecht einige Schläge auf den Kopf zu geben, und ſo die Ceremonie zu enden. Ein Schreiber nahm über dieſe Handlung eine Urkunde auf, und der Freigelaſſene holte ſich das Zeichen ſeiner Freiheit, den Hut, aus dem Tempel der Feronia. — Dieſe feierliche Losla ſſung fand ſeit der Zeit ſtatt, daß ein Sklave durch den Verrath der tarquiniſchen Verſchwörung in Rom die Stadt rettete.

Indeſſen bedurfte es dieſer Feierlichkeit nicht immer. Sobald der Herr ſeinem Sklaven eine Summe als Eigenthum und die Erlaubniß gab, ſich in das Regiſter der Bürger eintragen zu laſſen, war er frei. Eben ſo konnte es durch ein Teſtament geſchehen, in welchem der Herr nach ſeinem Tode dem Sklaven die Freiheit ſchenkte.

Auch konnte der Herr ſeinen Sklaven in Gegenwart einiger Freunde die Freiheit geben; er gab ſie ihm auch dann, wenn er ihn mit ſich an einem Tiſche eſſen ließ. Der Sklav wurde dadurch unter die Zahl der Freunde aufgenommen, zu welchen der Römer nur freie Leute wählen durfte. Es iſt ſchön, daß der erſte Augenblick der Vertraulichkeit ſo edle Rechte giebt.

Die Freiheit war dem Sklaven als Lohn für treue Dienste bestimmt, aber später ging man mit derselben verschwendrisch um. Besonders ließen verschuldete Herren, die ihre Kinder nicht ganz entblößen wollten, eine Menge von Sklaven frei, denn diese Freigelassenen blieben im Hause und dem Herrn verpflichtet, dahingegen die Sklaven dem Gläubiger anheim gefallen wären. Ein Gesetz cassirte nachher alle Freilassungen zum Nachtheil der Gläubiger, auch wurde bestimmt, daß der freilassende Herr wenigstens zwanzig Jahr, und der freizulassende Sklave wenigstens dreißig Jahre alt sein müsse.

Der Freigelassene

blieb gewöhnlich noch immer im Hause seines ehemaligen Herrn, fester durch Dankbarkeit als zuvor an ihn gebunden. Sie traten jetzt in das Verhältniß eines Patrons und Clienten, durch Wohlthaten und Dienstleistungen einander verpflichtet. Es war das freiwillige Attachement der zwanglosen Zuneigung, obgleich die Sitte das Verhältniß geweiht und für unverletzlich erklärt hatte. Der Freigelassene führte in Rücksicht auf seinen Herrn die Benennung Libertus, in Rücksicht auf den Staat Libertinus, ob es gleich scheint, als wenn die

letzte Benennung auch von den Kindern der Freigelassenen gebraucht wurde.

Ein Staat, wie Rom, mußte einen unerschöpflichen Reichthum besitzen, und die Quellen desselben mußten nie versiegen. Die Einkünfte des Staats lassen sich nicht berechnen, doch mag das Vermögen der einzelnen Bürger zusammen über tausend Millionen Thaler betragen haben.

Dem früheren Römer genügten zwei Morgen Land. Der Diktator Cincinnatus (J. d. St. 292.) besaß nur vier. Wer mit sieben nicht zufrieden war, hieß (J. d. St. 464.) ein schädlicher Bürger, und es gab ein Gesetz, niemand solle mehr als 2900 Thaler baar besitzen. — Der Senat stattete die Tochter des Cn. Scipio aus, und gab ihr 1068 Thaler. — Sylla, der Millionen nach Rom brachte, änderte alles. Ciceros Frau hatte 23250 Thaler. Crassus erbte 348750 Thaler, und brachte es bis auf 10,537000 Thaler. Cäsar hatte 12,000000 Schulden ehe er eine Stadthalterschaft erhielt.

Crassus sagt beim Cicero: wer nicht sechs Legionen mit Reutern und leichten Truppen von seinen Gütern unterhalten kann, der kann nicht reich heißen. — Cäsar ließ zu der Zeit, wo er alle angesehene Bürger durch Bestechungen gewinnen

mußte, das Forum königlich aufbauen, und der Platz koſtete ihm allein zwei Millionen Thaler. Einer ſeiner Feldherren ließ eine Stadt bauen. — Agrippa ließ in einem Jahre alle öffentliche Gebäude ausbeſſern, gab acht und funfzig Tage lang Schauſpiele und ließ ein hundert und ſiebenzig Bäder unentgeltlich heizen. Ein Freigelaſſener dieſer Zeit klagt in ſeinem Teſtamente, weil der Krieg ihn um ſo vieles gebracht hätte, ſo hinterlaſſe er nur 4000 Sklaven, 250000 Stück Vieh und drei Millionen Thaler.

Dies iſt mehr als irgend eine Stadt der neuern Welt aufweiſen kann. Hier dürfen wir alſo auch mehr erwarten als die Erfahrung uns je darbieten, oder der ſchwelgeriſchen Phantaſie wahrſcheinlich ſein wird. — Die durch ſolchen Reichthum gegen alle Bedürfniſſe des Lebens geſicherten Römer durften nicht darauf denken, wie ſie ſich Unterhalt erwerben wollten, ſie hatten keine andere Beſchäftigung als die Kultur ihres Verſtandes, oder die Regierung des Staats, wozu ſelbſt ihr Schätze Mittel darboten, oder Raſinement des Vergnügens und des Genuſſes. Einige von ihnen gaben ſich auch wohl mit Rechtshändeln als Patrone ihrer Klienten ab, aber ohne Vergütigung, denn was ſie von den Klienten bekamen ſcheint mehr eine

jährige Abgabe zu sein, und ihr Verhältniß gleicht dem der Lehnsherren und Lehnsträger nach dem Feudalgesetz.

Die ärmere Klasse der Bürger kann unser Augenmerk nicht sein. Für die Nachwelt verliert diese sich in den Glanz der Reicheren. Ueberhaupt sind diese Art von Menschen sich überall und zu allen Zeiten gleich. Sie erliegen entweder der Last ihrer Bürde und kümmern ihr Leben fort, oder sie werden, wenn sie sich einmal aufraffen, unglückliche Kopien von Vorbildern die sie nie erreichen. — Ihr Bild läßt sich leicht nach dem Bilde der Reichen bestimmen. — Bei diesen bleiben wir allein stehen, denn sie sind es, die für die Nachwelt den römischen Charakter bestimmt haben.

Das Haus

des reichen Römers ist eine Domus oder Villa. Mehrere hatten solche Villen auf dem Lande und in der Stadt. — Die Idee unsers Hauses reicht hier nicht zu. Wir müssen uns einen fürstlichen Pallast denken, so wie die Haushaltung des Römers den Namen Hofstaat verdient. Einige hatten über eine Million Quadratfuß im Umfange, und die Domus Neronis glich einer Stadt. — In solche Schlösser verwandelten sich in der letzten

ten Zeit der Republik die Hütten, in denen die Republikaner gewohnt hatten, welche die Welt eroberten.

Von dem Geſchmack ihrer Bauart rede ich hier nicht, nur einige Züge des Luxus führe ich an. Mächtige Säulen erhoben ſich an der Vorderſeite, und überall waren Basreliefs von erhabener und getriebener Arbeit angebracht. Man bekleidete die äußern Wände mit Marmorplatten, und führte prächtige Säulengänge um das ganze Haus her. Vitruv ſagt: Rechtsgelehrten und Magiſtratsperſonen ſei dies unumgänglich nothwendig, ſie müßten ſogar Luſtwälder haben, in welchen die Rathfragenden mit Vergnügen und Ehrfurcht zugleich verweilen könnten. Die Thüren waren von koſtbarem Holz, mit metallenen Verzierungen, Knöpfen und Medaillons, die man ſehr putzte; die Schwelle war von Marmor aus Numidien, der Fußboden oft mit Marmor und Moſaik getäfelt, die gewölbte Decke und Wände ſchmückte man mit Basreliefs aus Elfenbein, Marmor, und ſeit Mummius mit Gold und Silber. In einigen konnte man ſie durch Triebwerke nach den Aufſätzen der Tafel verändern. Auch hatte man Tapeten, die vorzüglich aus Griechenland und Alexandria kamen. In Campanien machte man dergleichen auch.

Teppiche deckten den Fußboden. — Die Fenſter waren in ältern Zeiten hoch und mit Läden verſehn, ſpäter rückte man ſie herab, und legte Frauenglaß oder Lapis Phengites darein. Die Thürgeſimſe waren mit Gold, Silber, Elfenbein, Schildpatt und Marmor ausgelegt. — Selbſt auf den Dächern luxurirte man, ſie waren entweder mit Kupferplatten, oder mit Ziegeln, auf welchen Masken abgebildet waren, gedeckt.

Wenn man ein römiſches Haus beſuchte, ſo trat man zuerſt in den Vorhof (Veſtibulum), einen geräumigen Platz, an den Seiten mit Nebengebäuden, vorn mit einer kleinen Mauer eingefaßt. — Hier verweilte man, um den Herrn vom Hauſe zu ſprechen. — Von da ging man durch die Thür, die der Janitor öfnete, in den Flur oder Vorſaal (Atrium), einen großen gewölbten, wahrſcheinlich in den zweiten Stock mit hineingehenden Saal. Hier gab der Römer Audienz. Die Decke war prächtig ausgelegt, an den Seiten ſtanden in Niſchen, die verſchloſſen werden konnten, die Bilder der Ahnherren, welche aufzuſtellen ein Vorrecht der römiſchen Bürger war, wenn ſie obrigkeitliche Würden bekleidet hatten. — In frühern Zeiten ſtand hier Weberſtuhl und Bette der Hausfrau, auch war hier ihre Küche. — Zu eben dieſen

Seiten ſtanden die Laren hier auf ihrem Heerde. Dieſe wurden dann von dort entfernt, und fanden ihren Platz im Mittelgebäude. Sie waren dem Römer das wichtigſte in ſeinem Hauſe, die Schutzgötter deſſelben. Jeden Tag weihte er ihnen ein kleines Opfer, und an vielen Tagen kränzte er ſie. Ihr Feſt war den erſten Mai. Neben dem Atrium dehnten ſich Zimmer hin, in welchen der Hausherr wohnte, arbeitete, ſeine Bibliothek, ſeine Kunſtwerke, ſeine Kaſſe hatte, oder wo ſeine Geſchäftsträger und ſeine Schreiber ſaßen.

Durch eine Thür trat man in einen großen Hof, der mit Gebäuden eingefaßt war, an welchen rund herum eine große Kolonnade lief (Aula, Impluvium). Die innere Seite des Säulenganges war mit Basreliefs geſchmückt, gegenüber ſtanden in den Zwiſchenräumen der Säulen Statuen. An den Wänden liefen Sitze hin, wo man vom Spazierengehen ruhte, oder den Mittagsſchlaf abwartete. In der Mitte des Hofes waren hie und da Springbrunnen, die durch den Fall ihres Waſſers die Luft kühlten, und dieſe waren wieder von Bäumen umgeben.

Die Zimmer der Seitengebäude waren der Wirthſchaft gewidmet, für Küche, Speiſen, Holz,

Wein, Oel, Fleiſch, Gemüſe, u. ſ. f. Sie bildeten oft einen Zirkel.

Ein Theil dieſer Zimmer ſcheint ſpäterhin den Laren gewidmet zu ſein. Er hatte eine beſondere Vorhalle, in welcher man die Bildſäulen ehrwürdiger und liebenswürdiger Menſchen ausgeſtellt hatte. Wahrſcheinlich war dieſe Halle nicht weit vom Atrium.

Queer vor dieſem Hof ſtand das Hintergebäude, worin das Speiſezimmer (Triclinium) war. Oft war es mit einem Graben umgeben, worin man Fiſche hielt. Solcher Speiſezimmer hatte man mehrere. Für jede Jahrszeit beſondere, und für jedes hatte Lucull eine Summe Geldes beſtimmt, die an einem Mittage da verzehrt werden mußte.

Im zweiten Stock des Hauſes waren nun noch mehrere Zimmer, die theils zur Pracht, theils zum täglichen Gebrauch dienten. Wohnzimmer für den Herrn, die Frau, die Kinder, Schlafzimmer, Studierzimmer, u. d. gl.

Nächſt dieſem kamen die Nebengebäude. Ein Portikus, der das Ganze umgab. Ciceros Portikus koſtete dreißig tauſend Dukaten. Sie hatten oft mehrere Säulengänge, und umfaßten das ganze Eigenthum. Bäder, nicht ſowohl für

ſich, als für alle ihre Untergebene. Warme Bäder wurden von unten geheizt, man hatte auch kalte für den Sommer. — Der Hausgarten, nicht ſowohl für die Bedürfniſſe des Hauſes, als für das Vergnügen. Häufig fand ſich auch ein Gymnaſium und eine Reitbahn dabei. — Auſſerdem gehören nun noch zahlreiche Wohnungen der Sklaven dazu, die Häuſer, in welchen ſie die Fabrikgeſchäfte, wozu ſie die Römer gebrauchten, betrieben, und dann auch das Lazareth (Valetudinarium).

Man würde ſehr irren, wenn man ſich in Rom lauter ſolche pallaſtartige Gebäude dächte. Dieſe beſaßen nur die reichſten, die in jeder Rückſicht den Staat beherrſchten. Die geringern Bürger wohnten gewöhnlich in Häuſern, die unſern angeſehenen Gebäuden gleich, aber nicht mit jenen Hofhaltungen in Parallel kommen können. Sie gehörten entweder den Reichen, die ſie vermietheten, oder Bürgern, die zum Theil von dem Ertrage dieſer Häuſer lebten. Ihr Name iſt *Inſulae*, weil ſie ſo gebaut waren, daß die Wände zweier Häuſer nie an einander ſtießen, ſondern zwiſchen beiden immer ein Durchgang blieb. Die mehrſten Häuſer in Rom waren von der Art, daher dieſer Durchgänge es ſehr viele gab. Sie heißen angi-

portus, und waren wegen der Gesellschaft, die sich da, besonders des Abends, fand, sehr berüchtigt. Minderbegüterte mietheten sich hier ein. So wohnte Sylla, ehe er Diktator ward, für 138 Thlr. im zweiten Stock eines solchen Hauses. — Zu diesen verschiedenen Wohnungen führten die Treppen theils von der Straße aus, theils inwendig durch das Haus.

Die zweite Art von Wohnungen hieß *Aedes*. Der älteste Name für Haus, denn auch Tempel hießen so, und darum war dies gewiß die älteste Art von Häusern. Klein, ohne Aufwand und Pracht, und bis zum Bauluxus in Rom waren diese allgemein. Es gab auch später noch mehrere. Selbst unter Nero war ein Theil der Stadt so gebaut. Diese Häuser lagen an den äußern Enden der Stadt, entfernt von dem Cirkel der Geschäfte, und es wohnten da theils arme Leute, theils Fremde.

Dieser und der Inseln gab es in Rom gegen 47000, der Domos etwa 1800.

Nur unter einem äußerst begüterten Volke fällt man darauf, im Bauen verschwenderisch zu sein. Es ist die kostbarste Art von Luxus. Sie ward indessen bei den Römern sehr durch die Menge von Sklaven unterstützt. — Die Domus der Römer sind indessen noch bei weitem nicht die sprechende

ſten Beweiſe davon. Weit mehr gehören dahin die Villen, Villae ruſticae, mit denen die königlichen Schlöſſer unſerer Zeit kaum verglichen werden können. Sie waren ſo wie die Domus gebaut, und von ungeheuren Parks umgeben, die Meilen umfaßten, — Um ſie nach ſeinen Launen aufzuführen, trug man hier Berge ab, an andern Orten wieder auf; und die Theurung des Korns zu Cicero's Zeit ſchreibt ein Geſchichtſchreiber eben dieſen Luſtgärten zu, weil man alles fruchtbare Land in ſolche Gärten verwandelt habe. — Später war man nicht zufrieden, auf dem Lande zu bauen, man führte Häuſer tief in das Meer hinein, (Moles). Dies waren Dämme von gewaltigem Umfang, die man von der Küſte aus eine große Strecke in das Meer hinein führte. Man verſenkte Felſen, und führte auf ihnen Palläſte auf. Ein Spötter der Zeit ſagt: den Fiſchen wäre das Meer zu enge geworden.

Bei dieſer Verſchwendung iſt auffallend, daß man nicht darauf dachte manche Unbequemlichkeiten des Hauſes, die noch immer ſtatt fanden abzuſchaffen. Die Römer hatten keine Rauchfänge, daher wird alles bei ihnen durchräuchert geſchildert. Beräucherte Bildſäulen auf den Atrium. Dies war vorzüglich unbequem, ſo lange der Heerd auf dem

Flur ſich befand. Ihr Fumarium iſt eine Rauchkammer für den Wein, nicht weit von der Küche. — In einem Klima wo das Heizen der Zimmer nicht ſo nothwendig iſt, konnte man ſich eher zu behelfen ſuchen. Große Feuerbecken mit ausgeglühten Kohlen, oder auch gefirnißtes Holz welches ſehr ſchnell verloderte, half hier aus. — Das Hypocauſtum war ein Zimmer unter oder neben dem Bade, wo man Feuer machte um die Badzimmer zu erwärmen, und das Waſſer, deſſen man ſich zur Miſchung des Bades bediente heiß zu erhalten. Unter den Kaiſern zog man unter den Fußboden Röhren, durch die ſie gewärmt wurden.

Auch Schlöſſer hatte man nicht. In den ältern Zeiten band man alles mit Riemen zu. An den Hausthüren hatte man hölzerne Riegel oder Querbalken die der Thürhüter wegnahm. Man hatte auch eine Schraube ſie wegzuſchieben. Späterhin gabs eiſerne Riegel die man mit einem Haken wegſchob.

Die Fenſter der Alten waren ehemals offen, dann verwahrte man ſie mit Papyrus, mit Segeltuch, und zuletzt mit Frauenglas und Lapis phengites. So früh die Erfindung des Glaſes gemacht wurde, ſo ſcheint man ſie doch noch nicht ſo benutzt zu haben, wie wir es thun. — Von glä-

fernen Fenſterſcheiben finden ſich faſt gar keine Spuren, ſie ſind auch in einem ſolchen Klima eher zu entbehren. Auch ihre Spiegel waren nicht von Glas, dies iſt eine ſpätere Erfindung; ſie waren von Gold oder Silber, in dicken fein polirten Platten, die dünnen taugten nicht. Ehemals hatte man ſie klein, und nur die Damen gebrauchten ſie. Sie lagen auf dem Putztiſch. Späterhin wurden ſie wie bei uns Theile des Zimmers. Sie hatten die Größe eines Menſchen, waren oft mit Edelſteinen beſetzt, und alſo ungeheuer koſtbar. Seneca ſagt, ſo ein Spiegel koſte mehr als die Ausſteuer der Vorältern betrug, und für die Ausſteuer die der Senat der Tochter des Cn. Scipio gab, könnte man kaum einen Spiegel kaufen der dem Mädchen eines Freigelaſſenen gut genug wäre.

Die Bauart der Domus gab ihnen eine Lage wo ſie wenig Ausſicht haben konnten. Dieſe ſuchten auch die ſpätern Römer nicht, ſie bemühten ſich vielmehr die Häuſer ſo anzulegen, daß niemand hinein ſehen konnte. M. Liv. Druſus erhielt von dem Architekten der ihm ein Haus bauen ſollte das Verſprechen es ſo zu bauen, daß niemand hinein ſehen könne. „Verſtehſt du deine Kunſt recht, erwiederte er, ſo lege das Haus ſo an, daß jede Handlung die ich darin vernehme, beobachtet wer-

den kann." Man versteckte sich in seinem Hause, und hatte es in spätern Zeiten wohl Ursach.

Ich rede noch von

den Schmäusen der Römer,

weil kein anderer Gegenstand den Luxus derselben so in seiner ganzen Größe darstellt, als dieser. Es übersteigt fast den Glauben, wenigstens alle Erfahrung unserer Zeit, was uns von den Schwelgern und Verschwendern dieser Zeit gesagt wird. In keiner Art der Ausschweifung blieben die Römer zurück, aber in keiner trieben sie es so weit, als in dieser. Jenseits den Gränzen der Natur, selbst jenseits der Delikatesse suchten sie ihre Vergnügungen. Doch muß man bemerken: daß diese Schwelgerei nicht zu allen Zeiten herrschte; daß sie auch da, als sie am ärgsten im Schwange ging, doch bei weitem nicht alle Stände ergriffen hatte; und daß man nur von äußerst wenigen Römern annehmen darf, sie hätten in ihrem Hause und bei ihren gewöhnlichen Mahlzeiten jederzeit so geschwelgt. Was von Schwelgerei gesagt wird, ist von ihren Gastmählern zu verstehen. Nur Lucull sagte zu seinem Sklaven: „Weißt du nicht, daß Lucull heut beim Lucull ißt?"

Was den Genuß der Speisen betrift, so hatten

die Römer eigentlich nur eine Mahlzeit, durch welche ſie ſich ſättigten. Dieſer ſeltene Genuß der Speiſen liegt im Klima, und noch jetzt eſſen die Italiäner weniger als die Bewohner nördlicher Gegenden.

Wenn der Römer ſehr früh aufſtand, ſo nahm er wohl ein Frühſtück, welches die Kinder und ſchwächliche Perſonen immer genoſſen. — Es beſtand in trocknen oder kalten Speiſen, und in ein wenig Kräuterwein. — Späterhin nahm der Römer gewöhnlich einen Imbiß, ehe er auf das Forum ging, gegen eilf Uhr; er ward aus der Hand gegeſſen, und dazu trank man ein Glas Wein. — Wer um dieſe Zeit förmlich aß, und ſich an den Tiſch ſetzte, ward für einen Schlemmer gehalten. — Das eigentliche Eſſen oder Cöna geſchah aber erſt um vier Uhr, wenn alle Geſchäfte vorüber waren, wenn der Römer nicht mehr öffentlich erſchien, ſondern höchſtens in ſeinem Hauſe ſich zu öffentlichen Geſchäften noch vorbereitete. — Dieſe in der frühern Zeit Roms eingeführte Sitte hatte das Gute, daß man bei völliger Heiterkeit, und nie mit unmuthiger Laune, die Geſchäfte verrichtete. — In den Zeiten der Schwelgerei änderte ſich das aber ſehr, die Bürger kamen trunken auf das Forum, und ſelbſt der Prätor ſchlug ſeine Ge-

schäfte von der Hand, um desto eher beim Becher zu sitzen.

Die Gastmähler in Familien waren allgemein Abendessen (Coenae). Die Gäste wurden dazu eingeladen, und jeder gebetne Gast durfte einen Fremden mitbringen. Der Name dieser ungebetenen ist Schatten. Vielleicht sahen die Römer es für sehr natürlich an, daß man jemand mitbrächte, der von einem unzertrennlich war. — Dies beruhte zum Theil auf ihren Begriffen von der Freundschaft.

Die Mahlzeiten dieser Art, frugal oder schwelgerisch, wurden im Speisezimmer gehalten, welches Triclinium hieß, und in dem Hintergebäude der Domus jenseits des Impluviums lag. — In den frühern Zeiten der Eingeschränktheit wurden diese Mahlzeiten insgesammt im Atrio am Heerde gefeiert, wo die Schutzgötter des Hauses standen. Man hatte die Sitte, diesen dann zu opfern, ihnen etwas von der Speise vorzusetzen, und zugleich auch von dem Tranke auszugießen. Dadurch weihte man sich ihnen und ihrem Schutze, und eben deswegen hat die Mahlzeit etwas heiliges. Darum wird es für ein sicheres Zeichen der Freundschaft gehalten, wenn man zusammen ißt, darum werden Eide, am Tisch geleistet, für die heiligsten gehalten,

gehalten, darum ward der Sklav, der mit seinem Herrn gegessen hatte, für frei erklärt. — Später verlegte man diese Mahlzeiten in das Triclinium, und da wurden sie minder feierlich, und bald auch weniger mäßig. So lange man die Penaten und Laren als Zuschauer und Theilnehmer der Freuden betrachtete, hielt man sich mehr in den Gränzen einer ihrer Erhabenheit würdigen Anständigkeit. Vieles that hier auch der Mangel und die Unbekanntschaft mit dem Luxus.

Die Tische, an welchen man in diesen Zimmern speiste, waren viereckig, und in den ältern Zeiten saß man zu Tisch. Eine Sitte, die späterhin auch die Frauenzimmer und Kinder beibehielten. — Man hatte Sessel von verschiedener Art, mit und ohne Lehnen, für den Rücken und die Arme. Kostbare Arbeit läßt sich an ihnen nicht erwarten, sie waren weder aus prächtigem oder theurem Holze, noch mit vorzüglichem Zeuge überzogen, und würdig, in dem Zimmer einer Baucis zu stehen. Späterhin fing man an, liegend zu essen, und es ist gewiß, daß die Römer diese Sitte, die bei den Griechen nie statt fand, aus dem Orient erhalten haben. Im Orient genießt man alles ruhend; es scheint diesem Klima ange-

messen zu sein, alles mit der größten Bequemlichkeit zu thun. Wahrscheinlich haben die Römer dies Liegen von den Carthagern gelernt, wenigstens findet es sich, daß es erst nach dem zweiten punischen Kriege Sitte wird, und daß die ersten Lagerbetten punische hießen. Doch beweist dies nicht genug, denn die Decken derselben konnten purpurne sein, und davon der Name herrühren.

Die Theile solch einer Lagerstätte waren: das Gestell, die Polster, und die Teppiche. Anfangs waren sie von gemeinem Holze; mit einer Art von Binsen, und mit dem elastischen Mark einer Pflanze wurden die Polster ausgestopft. Ueber sie breitete man gewöhnlich wollene Decken. — Späterhin aber ward der Luxus mit denselben sehr weit getrieben. Man verfertigte die Gestelle aus den kostbarsten Holzarten, und verzierte sie mit Schnitzwerk. Auch machte man sie wohl von ausgelegter Arbeit mit Schildpatt und Elfenbein, selbst von Silber massiv gearbeitet. Cäsar hatte eine solche Lagerstätte von Gold. — Eben so wechselte der Prunk mit den Polstern, und die Bequemlichkeit war unerschöpflich in Erfindungen. Statt des Binsenmarks wählte man für die Polster späterhin sehr feine Federn, oder eine Art von

leichter ſchwellender Wolle, die man aus Gallien bekam. Die Decken, welche man darüber breitete, waren dann von ſehr feiner Wolle, oft äußerſt kunſtreich geſtickt.

Auf einer ſolchen Lagerſtatt hatten mehrere Perſonen Platz. Sie lagen ſo, daß ſie ſich mit dem linken Ellenbogen auf ein Polſter ſtützten und die Füße mehr rücklings als grade von ſich ſtreckten. — Jede Perſon hatte ein beſonderes Polſter, worauf ſie ſich ſtützte. — Die rechte Hand blieb frei, um alle Dienſte zum Genuß der Speiſen zu leiſten.

Obgleich zu den eigentlichen Mahlzeiten die Seſſel nicht mehr gebraucht wurden, ſo blieben ſie doch zu mancherlei Geſchäften unentbehrlich. Eben deswegen vervollkommneten ſie ſich mit den Betten, und ſo wie der Luxus in den Betten ſtieg, ſo auch in den Seſſeln, die mit ihnen übereinſtimmen mußten. — Sie blieben überdem für die Frauen beſtimmt, und es läßt ſich erwarten, daß dieſe für die Nettigkeit derſelben Sorge trugen — Sie waren auf verſchiedene Art gebaut, mit Polſtern, mit herabhangenden Decken, mit und ohne Lehne, auch wohl mit einem Fußſchemel daran.

Indeſſen behielten die Lagerbetten doch die Vorliebe des Geſchmacks, beſonders ſeit der Ero-

berung von Syrakus und Capua, wohin ſehr viel vom carthagiſchen Luxus gekommen war. — Sie umgaben drei Seiten des Tiſches, an der vierten wurde ſervirt. Von dieſen drei Betten hieß der Saal ſelbſt Triclinium. Man hatte auch Tiſche in der Figur eines halben Mondes, und eben ſo umgaben ſie die Lagerbetten. — Sie hatten zuweilen einen Rand und eine Lehne im Rücken und auf den Seiten, oft auch nicht, aber immer eine beträchtliche Breite, um bequem liegen zu können. Auch waren ſie gegen die linke Seite zu gewölbt, ſo daß man ſich anlehnen konnte. Die Frauen hatten die Sitte, ſich im vertraulichen Zirkel an das Ende des Bettes zu den Füßen ihres Mannes zu ſetzen. Sonſt pflegte man, dem geliebteſten Freunde die nächſte Stelle bei ſich zu geben. — Es gab bei den Lagerſtätten auch eine gewiſſe Rangfolge der Plätze. Das Bette zur linken Hand war das höchſte, und ſo gings herum, ſo daß der niedrigſte Platz dem höchſten gegenüber lag. — Der untere Platz auf dem mittleren Lagerbett hieß bei den Römern der Conſulplatz. — Vielleicht wollte man ihnen zu verſtehen geben, daß ſie nie gebietende Herren werden dürften, wenigſtens war dieſer Platz nicht der höchſte. Er hatte das bequeme,

daß der Conſul daſelbſt ſich mit Geſandſchaften, die an ihn gelangten, ſehr gut unterhalten konnte.

Auf einer Lagerſtätte war gewöhnlich Platz für drei Perſonen, zuweilen für fünf. Doch lagen ſie dann eng und unbequem. Aßen nur drei zuſammen, ſo lagen ſie nie auf einem Bette. — Ganz allgemein ward das Liegen nie.

In der Mitte dieſer Betten ſtand nun der Tiſch, der verhältnißmäßig erhaben war. — In den früheren Zeiten, wo man ſehr frugal und ärmlich aß, hatte man kleine runde Tiſche, auf drei Füßen. Man behielt ſie ſpäter auch bei, wenn man unter ſich war. Ob man je Tiſche mit drei Füßen bei großen Mahlzeiten hatte, läßt ſich nicht beweiſen. Späterhin kamen die Tiſche mit einem Fuße auf, der ſehr breit und ſtark war. Die Platte des Tiſches dehnte ſich wie ein Schirm aus. — Dieſe Tiſche waren von Ahorn, Cedern, andere aus einer Wurzel geſchnitten, wo man die verſchiedenen Aeſte ſehr ſchätzte, auch waren die Füße dieſer Tiſche von Elfenbein und Silber gearbeitet. Man bezahlte ſie mit 30,000 Thalern. Zuletzt verfertigte man in Delos eine Art metallener Füße, die allen vorgezogen wurden. — Erſt ſeitdem die Tiſche von ſo koſtbarem Holze waren,

fing man an Tischtücher zu gebrauchen. Doch wären sie bei dem Weine und Getränke weit gebräuchlicher. Zuweilen spannte man über der Tafel ein Tuch aus, besonders wenn man im Freien oder unter Bäumen die Mahlzeit einnahm. — Von Servietten wird man wenig gewahr, es ist wahrscheinlich, daß die Gäste sie sich selbst mitbrachten. — Auf diese Tischtücher stellte man hölzerne oft auch silberne Gestelle, die stuffenweise emporstiegen und auf welche man die Schüsseln setzte.

Außerdem daß man das Zimmer selbst, oft auch das Haus mit Blumenkränzen decorirte, wuschen sich die Gäste zuvor ehe sie sich zu Tische legten. Dies rührt noch von der alten Sitte her die Penaten zu begrüßen, weil man vor den Göttern nie unreines Herzens erscheinen darf, das Waschen aber ein Symbol der Reinheit ist. Außerdem zog man die Socken aus, um die Decken und seinen Nachbar nicht etwa zu beschmutzen, auch legte man ein besonderes Kleid an, über dessen Gestalt man aber ungewiß ist. Nur weiß man, daß man nicht in der Toga aß. Dabei war es Sitte sich das Haupt zu salben und zu bekränzen; nicht bloß als Zeichen der Freude, sondern auch aus einem gewissen Aberglauben, da man sich einbil-

pete, daß manche Blumen und Kräuter einen beſondern Einfluß auf die Geſundheit hätten, daß ſie im Stande wären der berauſchenden Kraft des Weins zu widerſtehen. Auch die Trinkgeſchirre wurden bekränzt, ſo daß überall ſich Annehmlichkeit vereinte.

Vor dem eigentlichen Eſſen genoß man eine Vorſpeiſe, die ganz dazu gemacht war den Appetit zu reizen. Saure und geſalzene Sachen, Salat, auch — Eier und Eingemachtes. — Dabei gab es eine Art von Meth und keinen Wein. — Auch bereitete man bei Tiſch einen Meth von Honig und Wein.

Um den Unterſchied der ſpätern Zeiten von den frühern recht zu fühlen, muß man wiſſen, daß die Römer bis in das ſechſte Jahrhundert keine Bäcker hatten. Lange Zeit aßen ſie ſtatt des Brodtes einen Brei, den man aus Korn welches man auf Handmühlen mahlte, zuſammenrührte und ſodann an der Sonne verhärten ließ. — Damals machten die Hausfrauen ſelbſt ihr Brodt, und beſorgten die Mahlzeit und ihre ſämmtlichen Gerichte, aber freilich mogte damals ſich wenig zwiſchen den Eiern und Aepfeln finden. — Man hatte noch keine Köche, viel weniger daß ſie unter den Skla-

ven den hohen Rang behauptet hätten den sie nachher einnahmen. — Bedurfte man in dieser Zeit eines besondern Koches, so ging man auf den Markt und mjethete einen, wo sie standen und Geschäfte erwarteten. — Dies sehen wir aus den Schauspielen, wo diese Menschen sich einer vor dem andern anpriesen, bei welcher Gelegenheit eine Menge von Gerichten genannt werden, die uns in dieser Zeit erstaunen machen. — Später beschäftigte der Tisch, bei welchem vorhin nur wenig Sklaven aufwarteten, eine Menge von Händen. — Der Tafeldecker setzte seinen Ruhm darin, die Speisen geschmackvoll zu ordnen. Die Zerleger schnitten vor, und legten auch die einzelnen Portionen in kleine Stücke, weil die Römer wegen ihrer unbequemen Lage es nicht wohl selbst thun konnten. — Zu diesen Geschäften hatte man besondere Gesetze des Anstandes erfunden. Die Gebärden womit dies geschehen muste, waren für jedes Gericht genau bestimmt.

Auf einem solchen Schmaus folgte dann gewöhnlich ein

Trinkgelag,

denn während des Mahls selbst trank man keinen

Wein. Er ward aufgetragen wenn man mit den übrigen Speiſen fertig war. — Dieſe Gelage wurden in die Nacht und bis an den lichten Morgen fortgeſetzt. Mäßige thaten dies nie. Die Weine welche man vorſetzte waren entweder junge, oder man hatte ſie ſchon auf andere Krüge gezogen und altern laſſen. Zuweilen würzte man ſie, indem man Gewürze und ſogar Salben hineinwarf und darin auflößte. Manchmal kühlte man den Wein durch Eis, manchmal machte man ein Getränk mit warmem Waſſer davon, wie etwa unſer Punſch. In den ältern Zeiten wurde der für einen Schlemmer gehalten, der den Wein ungemiſcht trank; ſpäter aber verſetzte man ihn noch mit Gewürzen. Man hielt den jungen Wein in ledernen Schläuchen, in welchen er auch transportirt ward. Dann zog man ihn auf Amphoren und in kleine Urnen. — Die Geſchirre zum Trinken waren von ſehr verſchiedner Art und Größe. Der Krater war eine Art von großer Kumme, die im Winkel (wie in Griechenland) oder am Ende des Tiſches ſtand, und in welcher der Wein gemiſcht wurde. Aus dieſer ſchöpften die Sklaven in die eigentlichen Trinkbecher, die Amphora ſtand gewöhnlich neben dem Tiſche. Auch hatte man höl-

zerne Scheiben um das Tischtuch oder das Getäfel des Tisches nicht zu beschmutzen.

Daß es bei diesen Gelagen eine Menge von Vergnügungen und Scherzen gegeben habe, läßt sich vermuthen. Einer der Gäste ward zum König desselben erwählt Dieser gab die Gesetze der Freude, schrieb einem jeden vor wie viel er trinken solle, diktirte Strafen u. dgl. In frühern Zeiten scheint man zuweilen die gewählt zu haben, denen man Liebe zur Mäßigkeit zutraute. Später wurden es aber die welche am besten zechen konnten. Bei diesen Gelagen herrschten tausend Scherze, man erzählte seine Amouretten, man trank auf das Wohlsein seines Mädchens, so viel Becher als ihr Name Buchstaben hatte Man machte Verse, man schrob sich, politisirte, trank das Wohlsein der berühmten Staatsmänner und Helden. Auch würfelte man, ging Wetten gegen einander ein, neckte sich in der Ausgelassenheit auf mancherlei Art, und oft waren gefüllte Becher die Strafe. Horaz sagt einmal, es ist schlimm wenn die Kumme König des Mahls ist. — Vorher libirte man. Auch warf man Wein über den Rand des Bechers auf den Tisch, und scherzte über die Vorbedeutungen der Formen desselben. —

Mit großen Bechern fing man an, mit kleinen hörte man auf.

Die vorzüglichsten italischen Weine waren Falerner, Mamertiner, Campanischer; die griechischen Chier, Cyprier, waren selten, aber Cäsar gab sie dem Volke.

Ein lebhaftes Bild eines römischen Schmauses giebt die achte Satire Horazens im zweiten Buche derselben.

So bald es an das Trinken ging entfernten sich die Frauen. Sie durften von den ältesten Zeiten her keinen Wein trinken, und hatten auch die Schlüssel zum Weinlager nicht. Es war daher immer Sitte, daß die weiblichen Verwandten die Frau küßten, um zu prüfen ob sie getrunken habe. — Trank sie, so konnte der Mann sie zum Tode verurtheilen. Man hat Beispiele daß Verwandte die Frauen darum Hungers sterben ließen, wenn sie getrunken, oder wenn sie die Schlüssel des Weinlagers sich angemaßt hatten. — Späterhin war es aber nichts seltenes, alte Matronen, selbst bei feierlichen Aufzügen, umhertaumeln zu sehen, und Ovid, der nach dem schwarzen Meere verwiesen ward, erinnert sich der grotesken komischen Gruppen, die es dabei gab, mit herzlichem Vergnügen.

Die Mäßigkeit verschwand also bald; auffallend ist es aber wie die größten Männer Roms auf der einen Seite die verdienstvollsten im Staate, die thätigsten für das Vaterland sein, und wie sie auf der andern sich allen möglichen Ausschweifungen mit einer Raffinerie ergeben konnten, die uns zu überzeugen scheint, daß sie dem wüsten Genusse ihr Leben vorzüglich gern geweiht hätten. Die Namen Cäsar, Pompejus, Lucull, Hortensius, Antonius beweisen dies.